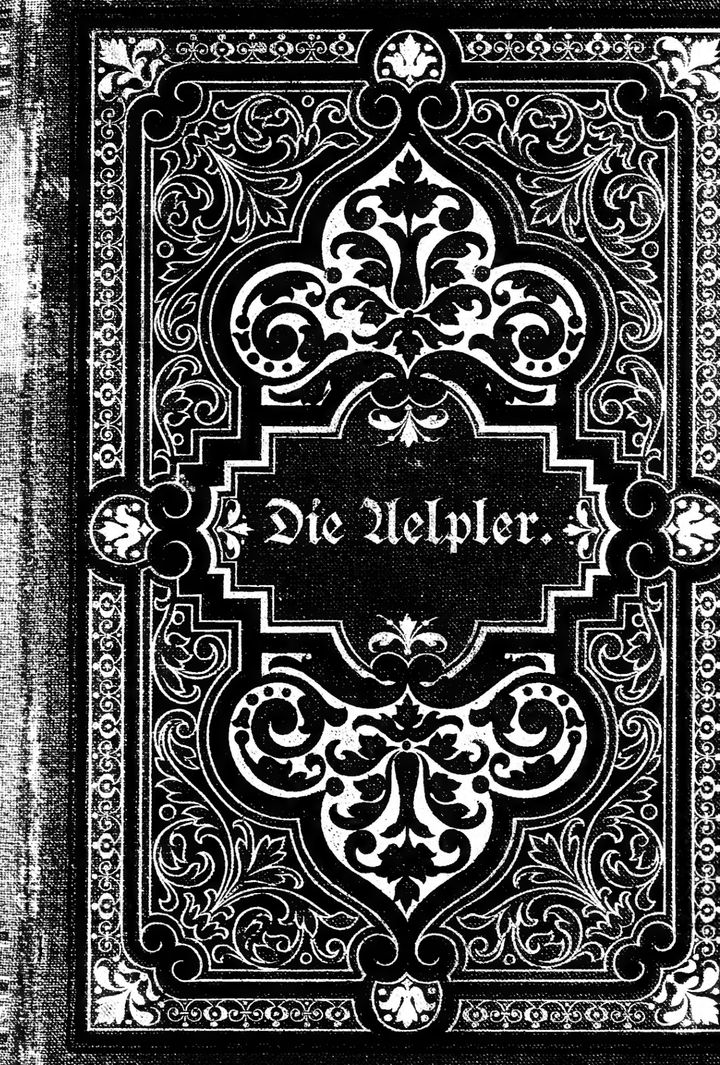
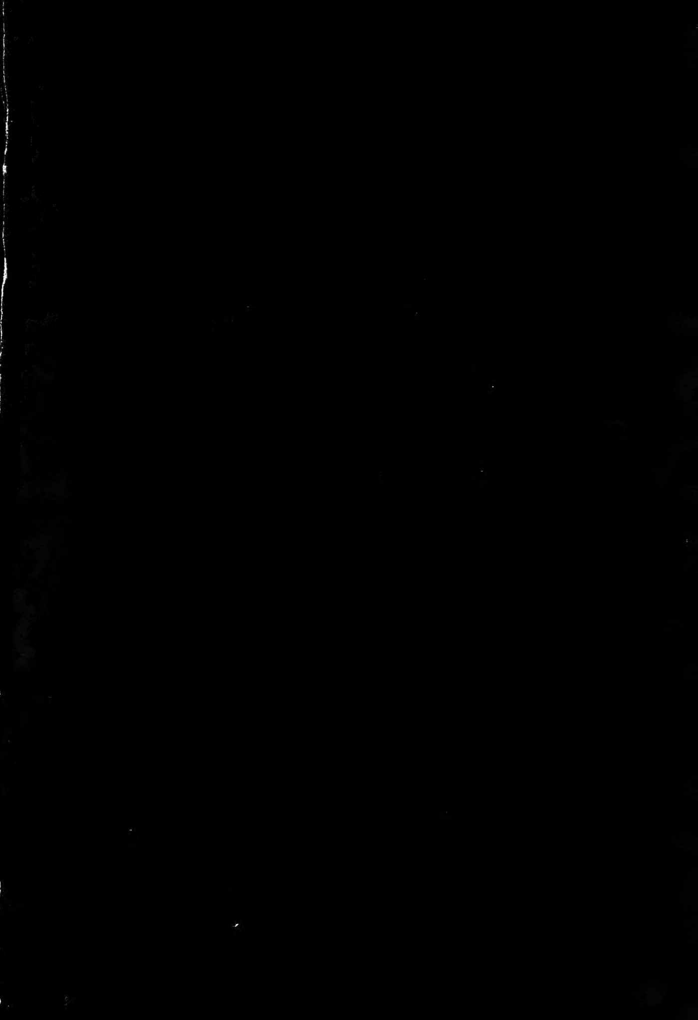
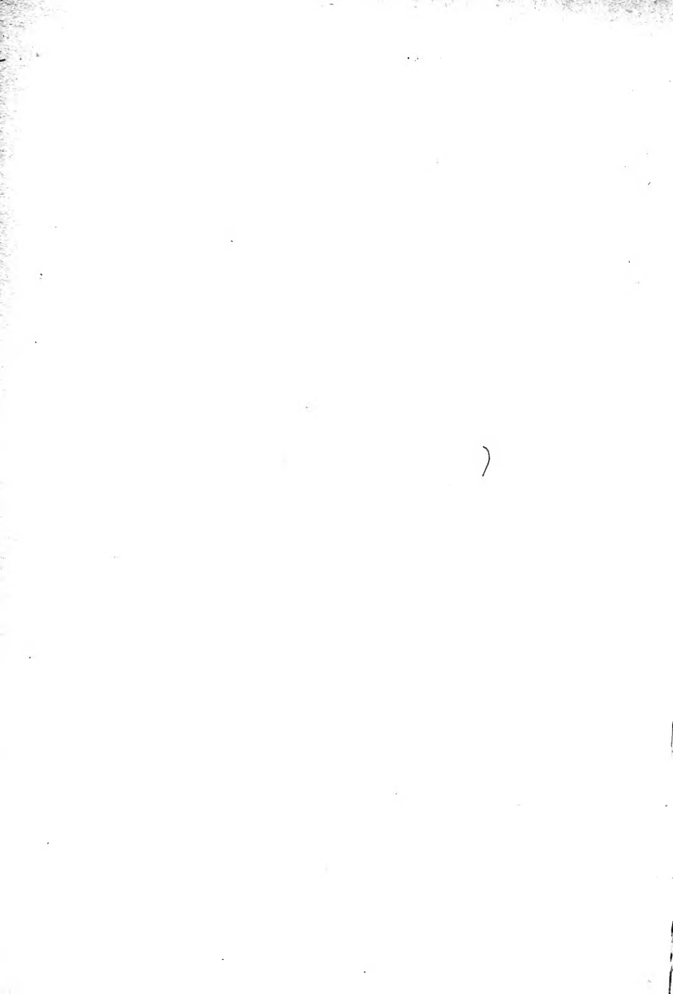
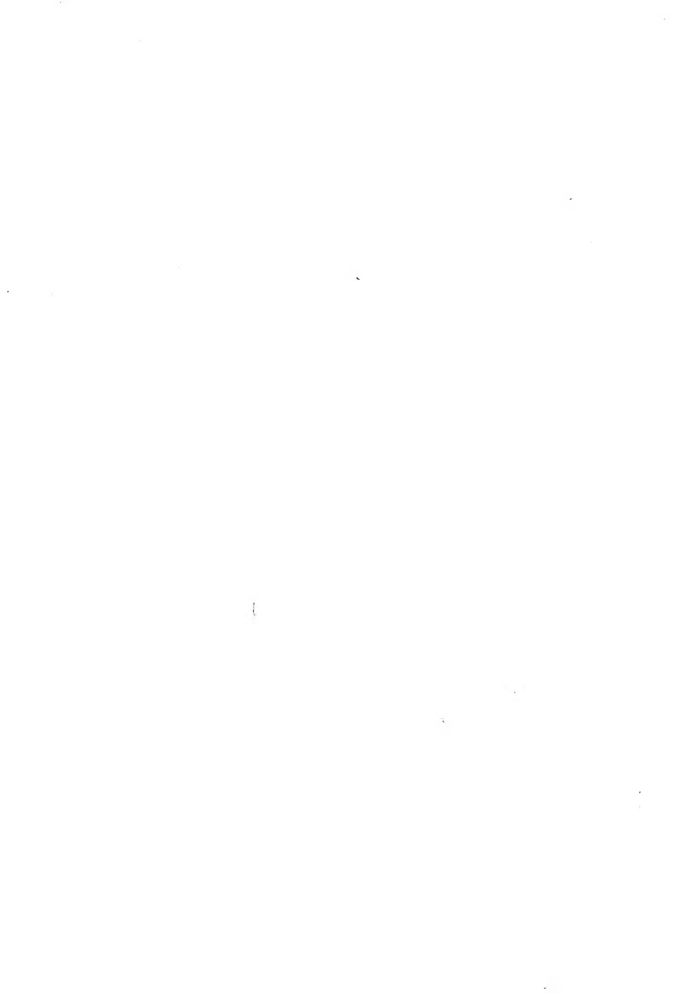

Die Aelpler.





Die Aelpler.



Die Aelpler

in ihren Wald- und Dorftypen geschildert

von

P. K. Rosegger.



Vierte Auflage.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1886.



Eingang.

Der Städter hat selten Gelegenheit, die Eigenthümlichkeiten der Gebirgsbewohner, die Tiefen des Volkslebens kennen zu lernen; er sieht zumeist nur den Abschaum desselben. Die Landleute in der Umgebung der Städte sind des reinen Volksthums völlig verlustig; wenn auch nicht „angekränkelt von des Gedankens Blässe“, sind sie doch angesteckt von dem Raffinement, von der Affectation, von der Modesucht und von sehr, sehr vielen anderen Fehlern der „Gesellschaft“, ohne aber deren Vorzüge zu theilen. Die Bauernschaft in der Umgebung der Städte hat just so viel von den gesellschaftlichen Formen und Elementen in sich aufgenommen, als genug ist, die schlichte Natürlichkeit zu ersticken, jedoch viel zu wenig, um die Bestie in ihr zu zähmen. Ebenso einseitige Erfahrungen bieten uns die Landleute, mit denen wir in unseren Kranken-

häusern und Gerichtssälen bekannt werden. Das sind die aus dem großen Naturganzen ausgestoßenen Eiterbläschen, zumeist Sendlinge des Jähzornes, der Völlerei, der bösen Lust.

Wahrhaftig bösartige Charaktere treten uns verhältnißmäßig nur wenige entgegen. Der Gründe zum Falle sind andere. Die Leute verfügen nicht über geistige Waffen, so schlagen sie ihre Feinde eben mit den physischen; sie kennen keine geistigen Genüsse, so klammern sie sich an die leiblichen mit der Energie einer ungezügelten Leidenschaft. Folge: Verbrechen oder das Siechthum.

Allerdings stoßen wir auf unseren Marktplätzen und Straßen auch auf Verschlagenheit, Bosheit und Dummheit der Landleute; aber diese Eigenschaften sind die Ausnahmen und nicht die Regel — und gerade auf Märkten und Straßen tummeln sich diesmal die Ausnahmen. Es berührt uns ferner der Bauerntrotz unangenehm; wir wollen dem Manne sein Mißtrauen, seinen Eigensinn, seinen Egoismus nicht verzeihen. Aber denken wir einmal nach, was würde aus dem beschränkten und ungewitzigten Arbeiter nur werden, hätte er obige Eigenschaften nicht in dem entsprechenden Maße? Ein Spielzeug wäre er in der Hand eines jeden Narren; unter die Füße getreten würde er von jedem Taugenichts. Trotz, Mißtrauen und Zähigkeit sind des ungeschulten Mannes natürliche Waffen.

Allerdings schreckt uns endlich Rohheit und sinnlicher Uebermuth zurück, wenn wir den Fuß in eine Bauernschänke setzen wollen; Bigotterie und Aberglauben grinsen uns aus allen Dörfern und Dorfkirchen schon von weitem entgegen.

Das beobachten wir; nun glauben wir die Leute zu kennen, und flugs ist das drastische Urtheil fertig: „Elf Ochsen und Ein Bauer sind dreizehn Stück Rindvieh."

Doch, Stadt- und Landleben, Idylle und Weltcultur sind durch eine unüberbrückbare Kluft getrennt; und wenn wir nur obige und ähnliche Factoren des Volkes kennen, so mißkennen wir das Volk auf die gröblichste Weise und haben auch gar keine Ahnung davon, was der Begriff „Volk" heißt und bedeuten soll.

Wir schließen uns hiermit an die Gedanken eines geistvollen Gewährsmannes — Bogumil Goltz. Es geht uns, fährt er fort, mit dem Studium des Volkes, wie mit dem Sternenhimmel. Der ist uns das Vertrauteste, das scheinbar Nächste und doch das Geisterfremdeste und Entfernteste. Von jedem Punkte aus bildet das Auge einen scheinbaren Horizont um sich her, der sich nirgends bewahrheiten will. Eine Grenze giebt es im Weltall so wenig, als in der elementaren Natur des Volkes. — Dieses träumende, dämmernde, hinvegetirende, rastlos schaffende und dann wieder in dumpfe Trägheit

versinkende, dieses zwischen Blödsinn und rasender Begeisterung jach wechselnde, allen guten und schlimmen Eigenschaften maß- und rücksichtslos sich hingebende Volk, das Alles duldet, Alles erzeugt und in einem Augenblicke thierischer Wuth Alles zerstört und sich selber zerfleischt — ist die lebendige Fortsetzung der elementaren Gewalten, ist die menschgewordene Natur.

Es ist etwas Heiliges, Unbegreifliches, was da im Volke liegt — ein wandlungsvolles, allgestaltiges und sich doch ewig gleichbleibendes Wesen, ein mysteriöser Zug, in dem wir den Weltgeist wohl spüren, aber nicht verstehen. —

Nichts ist daher so schwer, als die richtige Beurtheilung des Volkes, besonders der bäuerlichen Charaktere, die im Abgeschlossenen, in den verlornen Bergthälern und tiefen Einöden leben. Studiren kann man sie nicht, man muß sie mit erleben mit seinem eigenen Fleisch und Blut. Man muß Tag für Tag, Stunde für Stunde mit den Leuten umgehen, um sie ganz zu verstehen.

Nur in der Arbeit und Sorge ist das Volk liebenswürdig, wahrhaft verständig und groß. Seine Leiden, sein Herzensglück, sein Gottvertrauen, sein Ahnen und Hoffen, seine Beständigkeit, seine Schwänke und seinen Humor muß man erfahren haben. Nützlich wäre es uns, sich zuweilen in solche Elemente zu versenken. Der rohen Volksnatur thut die

Schule noth; der Gebildete aber soll das Natürliche, selbst das Gemeine kennen lernen, soll bisweilen untertauchen im elementaren Leben; — das lehrt ihn erst ganz, die Welt zu verstehen und sie zu genießen.

Wer sollte es glauben, daß der Mann aus dem Volke ein so großer Lehrmeister ist! Nur er versteht es, sein Leben, ohne zu klagen, in Armuth und Mangel hinzuschleppen; nur der Mann aus dem Volke wird den Ernst des Lebens gewahr, er kennt die Handarbeit, die nimmer ruhen darf, soll er nicht hungern. Er kennt die Entsagung, er weiß, daß die Welt nichts für ihn hat und haben wird, als Arbeit und immer Arbeit, und wenn diese nicht, so Noth und Elend.

Und dennoch ist er lebensfreudig!

Gelehrte Philosophen *sagen* es; Naturmenschen *üben* es.

Ein großer, wenn auch roher und ungeläuterter, sittlicher Schatz ist in der Volksnatur aufgespeichert, ein unerschöpflicher Vorrath der Urkraft, die den Ungeschulten in ihrem rohen, den Geschulten in ihrem raffinirten Zustande als Lebensmark dient.

Dem Bauersmanne, insbesondere dem Aelpler, mangelt oft jegliche Erziehung und Schulung, und er wird doch kein Taugenichts. Bildung ist ihm verdächtig, weil sie nur allzu oft nachtheilig auf seinen Stand wirkt. Bildung hat dem Bauernstande

schon so manche Kraft entfremdet. Wer was weiß und kann, der strebt was „Besseres“ an, als in Gemeinschaft mit den Rindern das Feld zu düngen, um mit dem Felde sich und die Rinder zu ernähren. Der Bauernstand mit seinen Beschwerden, mit der Mißachtung, die er von so vielen Seiten heute noch erfährt, trotz der Devise: Alles durch das Volk und für das Volk! — er wird nur in unbewußter Weise ertragen; oder vielmehr seine geistige Kurzsichtigkeit bewahrt den Landmann vor Unzufriedenheit und Zerfahrenheit.

Daher die fast elementare Abneigung gegen Schule und Welt.

Doch nicht allein die Unwissenheit, mehr noch die Heimatsliebe, das Heimweh, der Hang zu den Traditionen, zum Religiösen und überhaupt zum Altständigen sind die Hüter der volksthümlichen Ursprünglichkeit.

Und auf diese der Welt gewöhnlich verborgenen Factoren wird vorliegendes Buch besonders Rücksicht haben. Das dem Herkömmlichen geneigte und religiöse Moment vor Allem muß in einer Charakteristik des Volkes Beachtung finden.

Das Althergebrachte ist des Landmannes Lebensnerv; die Religion ist seine Seele und Seligkeit. Die Religion, sie sei ihm entweder aus der Vorzeit überkommen als Erbe der Väter, die in ihren Urwäldern den nordischen Göttern geopfert haben,

oder sie sei aus dem Morgenlande gebracht oder aus der Stadt des Stuhles Petri aufgeladen worden: die Religion ist des Landmannes, des Bergsohnes Hort, sein geistiges Leben und seine — Erholung. Dem deutschen Landmanne ist es gegeben, daß er die Sitten der Heiden mit dem Cultus der Christen vereine; der Landmann verehrt nebst dem Sacramente seine Hausgötter und opfert ihnen durch alle Zeiten seines Jahres und Lebens.

Aberglauben nennen wir das Treiben, wenn der Landmann seine Felder mit Weihwasser und Weihrauch besegnet, wenn er böse Gewitter mit Metallglöcklein verscheuchen will, wenn er die Osterfeuer anzündet zur mitternächtigen Stunde, wenn er in der Christnacht den Bösen beschwört, wenn er zum Erntefest drei Korngarben verbrennt, wenn er die Stürme mit Mehl und Früchten füttert, um sie zu sättigen und zu beruhigen u. s. w.

Aber wer kann sagen, wo der Gottesdienst endet und der Götzendienst beginnt?

Wer rein und sicher zu blicken vermöchte in den Urgrund der Seele jener Menschen, die in den Hochwellen ihrer Felsen, ihr alten Zeiten entkeimtes Geistesleben gesondert bewahrten, und welche ohne Literatur und bildende Kunst die Poesie und die Sitte einzig nur in dem Archive ihres Gemüthes zu erhalten wußten! Freilich wohl liegt viel Wust und eitel Ding gehäuft über den Schätzen, und selbst

gefunden und gehoben sind sie nicht rein von Schlacken. Das ist's, was so Viele abschreckt von der Zuneigung und Annäherung.

Auch ich habe vor des Landmannes Hausaltären gekniet, ohne heute noch zu wissen, ob ich Gott oder Göttern gedient; ich habe mich geübt in Glauben und Aberglauben; ich habe mit meinen Landsleuten im Gebirge die Hauptmomente des Lebens und die Feste des Jahres gefeiert, habe mit ihnen gebetet, gescherzt, gejauchzt, gestritten, gelitten, gesündigt.

Ich habe den Drang, mich in das Leben des Gebirgsvolkes zu vertiefen, erst zur Zeit empfunden, als ich das durch Genuß und Ueberfeinerung abgestumpfte und flache Wesen der Städte und der sogenannten großen Welt kennen gelernt hatte.

Dann habe ich mich mit Andacht und Ausdauer dem Studium des Alpenvolkes hingegeben, habe mich zu den Menschen der Berge zurückgesehnt, habe mit ihnen gelebt und dann ein Buch geschrieben, das einen großen Titel führt, den es kaum rechtfertigen kann.

Der Titel „Die Aelpler" hat einen so weiten Kreis, daß ihn die Typen und Gestalten, welche hier zu schildern versucht worden sind, nicht auszufüllen vermögen. Doch welche Schrift, die einen solchen Gegenstand behandelt, könnte Anspruch auf Vollständigkeit machen! Das Volk ist wie der Urwald, man kann Büsche und Bäume zeichnen, aber nicht

den Urwald; das Volk ist wie das Meer, man kann Quellen und Bäche und Seen bezwingen, aber nicht das Meer.

Dazu kommt noch die Beschränktheit meines Talentes, meiner Erfahrungen. Nur die Gestalten, die mir in meiner Jugend und auf meinen vielen Kreuz- und Querzügen in den Alpen begegnet sind, habe ich hier zu halten gesucht, und selbst diese nicht alle. Ich habe einen Theil als das „Volksleben in Steiermark" in einen eigenen Band gethan, ich habe die „Sonderlinge" in einen eigenen Band gelegt.

In vorliegendem Buche sind zumeist nur solche Typen aus Wald, Dorf und Alm skizzirt, aus welchen das Volk der Alpen im Großen zusammengesetzt ist. Aelpler sind es, so mögen sie „Die Aelpler" heißen.

Allzugroße Aengstlichkeit wird in der Zeichnung dieser Gestalten nicht zu verspüren sein, trotzdem glaube ich, daß die Wahrheit der — Poesie gegenüber nicht zu kurz kommen wird.

Menschen, die in den Städten beisammen wohnen, oder sonst meist auf einem Flecke bleiben, können es kaum ahnen und glauben, wie verschiedenartig oft die Zustände eines und desselben Volkes, ihres eigenen Volkes sind. Das deutsche Volk, wie anders lebt es auf Westphalens rother Erde, und wie anders auf den Sumpfebenen an der Polengrenze! Wie anders am Strande der Ostsee, und wie anders in

den Engthälern der Alpen! Diese Theile, fernab liegen sie den Stätten des modernen Geistes, dessen weltentzündende Funken gleichwohl dahinzucken auf Drahtfäden über die einsamen, abgeschlossenen Schollen, es aber schwer vermögen, die alte angestammte Sitte zu zerschmelzen. Und endlich ist es auch selbst wiederum die Cultur, welche wahre Urthümlichkeit eines Volkes aufsucht, schützt und ehrt, oder zum mindesten aus derselben eine Lehre zieht.

Die Leute im Gebirge stehen dem Himmel näher, als die auf dem Flachlande. Sie sind oft recht einfältig — und das ist ihre Weisheit; sie sind arm, und das macht leichten Sinn. Sind sie in Freuden, so müssen sie schreien vor lauter Lust und jauchzen, daß es gellt im Walde; sind sie im Elend, so brechen sie in ein derbes Schelten aus und machen einen Spaß darüber. Mit dem lieben Gott stehen sie auf „Du und Du“, mit dem Teufel stehen sie auch auf „Du und Du“. So thut sich's am Besten.

Es ist eine süßfreudige, es ist eine wildfinstere, es ist eine schreckbar große Welt. Da ist der allzeit nächtige Wald — laufen Rehe und Hirsche drinnen. Dort ist der lichte Gletscher — fliegen Adler darüber. Auf Thalwiesen ist Moorgrund, daß man könnte versinken in ihn, so lang die Beine sind; auf den Feldlehnen liegen ganze Steinadern kahl, daß der Spaten Funken schlägt, als müßte er anstatt Brot

Feuer ausgraben. Vor Kurzem noch nirgends eine Eisenbahn in den Hochgegenden, nirgends ein Telegraph. Steirerwäglein holpern die rauhen Wege bergauf, thalab, und wer auf einem solchen sitzt, der muß Leib und Seele fest beisammen haben, daß sie nicht auseinandergeschüttelt werden.

Im tiefen Thal ducken sich die kleinen Dörfer, auf den Büheln und Lehnen stehen einzeln die Höfe und Hütten und schauen mit ihren in der Sonne funkelnden Fenstern hinaus ins Thal. In der Schlucht rauscht der Wildbach — schwimmen Forellen drinnen. Am jenseitigen Hang schrillt die Kuhschelle, kündet frische Milch an für heute und frische Butter für morgen. Von der Höhe knallt des Jägers Schuß — rinnt ein rothes Brünnlein im grünen Wald.

Aber der Schuß löst das Sandkorn, das Sandkorn ein Steinchen, dieses den Stein, dieser den Kloß, dieser die Scholle — niederfährt krachend die Lawine, sprengt Felsen auseinander, knickt die Bäume im Wald wie Grashalme, verschüttet ganze Thäler, es staut sich der Fluß, es entsteht ein See — und die Verwüstung im Thale hat des Jägers fröhlicher Knall gemacht.

So leicht sind die Gewalten geweckt. Den Leuten wird angst und bang und ihr Herz sucht den ewigen Herrn, der barmherziger und stärker ist als das wilde Gebirg. Vom spitzen Kirchthurm her klingt

ein Glöcklein — der Dolmetsch zwischen Gott und dem Menschen. Hoch auf grünen Matten klingt ein anderer Schall, der Dolmetsch für Lust und Lieb', das Lied der Sennin.

Und über all' das halten die Bergriesen ihre Hochwacht. „Die Welt ist mit Brettern verschlagen" sagt der Wäldler; „die Welt ist mit Steinen vermauert" sagt der Hochgebirgler. Wie in einer Festung leben sie eingeschlossen in ihren Engthälern; mit Mühe und Plage erjagt sich Jeder sein hart Stücklein Brot, und wenn er bisweilen richtig etwas Butter d'rauf streicht — wir wollen es ihm gönnen. Und so weben und streben da oben die Leute wie überall, jauchzen und weinen, werben und sterben und werden wieder geboren. Keiner möchte gern ausbleiben, Jeder will wieder aufstehen mit einer frischen Seele und einem neuen Leib.

Doch ist's eine Welt, fix und fertig für sich, und hoch über den Bergspitzen schwimmen die lichten Wolken hin und die Sonnen= und Sternenwagen rollen Tag und Nacht, Jahr und Jahrhundert vorüber, und Segen wie Unglück schauert nieder auf die Bewohner der Wälder und der Höhen.

Im Ganzen sind wir Culturkinder und die Naturmenschen Schicksalsbrüder. Wer da sagt, es ginge uns besser als ihnen, dem entgegne ich: Es geht ihnen nicht schlechter als uns.



Der Pfarrer im Hochgebirge.

Benedictus verzichtet auf die Weltfreuden und widmet sich dem Priesterstande.

Er thut es freiwillig — aus innerem Antrieb; er hat keine Eltern mehr, hat früh den Undank der Welt erfahren, er hat sich einst eifrig den weltlichen Wissenschaften hingegeben, ohne davon befriedigt worden zu sein, und er meint, die menschliche Seele könne nur Friede und ein Ziel finden im Reiche des Gemüthes. Und im Reiche des Gemüthes fand er die Religion. Mit Eifer studirt er die Theologie und die menschlichen Herzen, und er fühlt sich in diesem Berufe daheim. Da ereignet es sich, als er zum Priester geweiht ist, daß er eine neue Satzung seines Oberhauptes, die ihm widersinnig und schädlich erscheint, in einer offenen Rede beurtheilt. Die Folge davon ist, daß ihn der Oberhirt in eine kleine, bettelarme Seelsorge verbannt,

weit abgelegen im Gebirge unter Köhlern und Holzhauern.

Tagelang muß der junge Priester reisen, bis er in jene rauhen Hochwälder kommt, die nun ihm zur zweiten Heimat werden sollen.

Das Kirchlein steht in einem dämmerigen Felsenthale mitten unter wenigen Hütten. Zwischen dem Gesteine liegen Matten; aber kein Obstbaum steht da, keine Art von Laubhölzern kommt hier vor, als Brombeer- und Erlgesträuch; nur dunkle Nadelwälder rahmen das Thal ein, und oben auf den felsigen Höhen wuchern die Zerben und der Wachholder.

Vor einer der Hütten ist ein Gärtlein mit rohem Steinwall umgeben; das sieht schier so aus wie der Kirchhof nebenan, aber es ist der Gemüse- und der Ziergarten des Pfarrhofes.

Einige Kohlhäupter stehen darin und ein verkümmertes Salatbeet liegt da, und an dem Rande desselben wächst Porst und wilder Rosmarin. Der Pfarrhof ist nicht mit Rinden eingedeckt, sondern mit Brettern — dadurch unterscheidet er sich von den übrigen Hütten.

Als Benedictus, in seinen Mantel gehüllt, mit dem Stabe in diesem Thale ankommt — mutterseelenallein wie ein wandernder Apostel, denkt er, wie das doch so still und armselig sei in diesen Wäldern, und wie er nun werde verzichten müssen

auf Alles. War's hier auch so friedlich und rein in der Gottesluft, so ahnt er doch die Gewalten der Natur, die in dem Schoße der Felsen und in den Gemüthern dieser Waldbewohner schlummern. Heimweh senkt sich in seine Seele. Wenn doch nur der alte Pfarrer hier bleiben könnte, auf daß er einen Menschen hätte von edlerer Lebensanschauung! — Wenigstens eine Zeit sollte er mein Gefährte sein, daß er mich bekannt machte mit den Zuständen und Gebräuchen des Ortes und mit den Eigenschaften der Bewohner; dann könnte er ja hingehen und seinen Ruhegehalt genießen — und ich will hier bleiben mit Gottes Willen. —

So denkt Benedictus. Da sieht er über dem Hange des Fußweges einen Greis in Lederhose und Lodenjacke kauern, der Pflanzenstengel aus der Erde rauft.

„He, Alter," ruft Benedictus, „werde ich den Herrn Pfarrer daheim treffen?"

Der Alte scheint die Frage nicht zu hören, er blickt nicht auf, sondern faßt die Pflanzenstengel langsam in ein rothes Tüchlein, das er sich vorn umgebunden hat.

„Ein wenig ausruhen, Alter!" sagt Benedictus. „Werde ich Euern Pfarrer daheim treffen?"

Nun blickt der Alte auf. „Wär' ein Wunder, wenn Ihr ihn jetzt daheim treffen thätet," antwortet er und wischt sich mit dem Aermel den Schweiß vom Gesichte.

„Wo mag er denn sein?"

„Der Pfarrer? Wurzeln graben thut er," sagt der Alte, bindet sein Tüchlein zu und klettert mühevoll zum Weg nieder. „Ja, ja," sagt er, „unser Pfarrer ist ein rechter Hascher. Oho, jetzt wär' er schier bald über'n Rain gekugelt. Ihr seid zuletzt gar der Herr Benedictus? Grüß' Euch Gott, schön!"

„So seid Ihr wohl der Herr Pfarrer?" ruft der junge Priester.

„'s wird völlig so sein."

„Gott, und was klettert Ihr denn da auf dem Gehänge herum?" fragt Benedictus beinahe erschrocken.

„Süßwurzeln rupf' ich mir aus, die koch' ich mir und das giebt einen kräftigen Thee. Ich trink' den Thee gern zum Abendmahl, und der braucht auch keinen Zucker. So so, und Ihr seid also mein Herr Amtsbruder?"

So lernt Benedictus seinen Vorgänger kennen, aber er schielt den Alten noch immer fast zweifelnd an; trägt denn hier der Pfarrer eine kurze Lederhose und einen grauen Lodenrock? Als ob der Greis die Gedanken des Ankömmlings errathen hätte, sagt er plötzlich: „Um Euer G'wand da ist's schad', Herr Amtsbruder; wenn Ihr's allweg auf dem Leib herumtragt, ist's in neun Wochen hin, und wenn Ihr's daheim in der Stuben laßt, so zerbeißen's Euch die Mäus'."

Dann gehen sie und der Alte erklärt die Gegend: „Da ist halt 's Dorf, das Gwänd, wie man sagt; ein paar Handwerker wohnen da und ein Wirthshaus haben wir auch. Weiter d'rin in der Schlucht ist eine Holzsäge und hinter derselben fängt gleich der Rabenwald an. Der ganze Rabenwald gehört in diese Pfarre heraus, und all' zusammen hat das Gwänd völlig zweihundert Seelen. So Holzleute sind sie, just nicht reich, übrig hat Keiner was, aber vom Nothleiden ist Gott sei Dank auch keine Red'. Die Kohlen führen sie halt so hinaus in die Lackenhämmer. — Suchst die Geiß, Mirz?“ ruft er, sich unterbrechend, einem sehr dürftig gekleideten Mädchen zu. „Da oben im Gebrände brockt sie Brombeerlaub, hätt' Dir sie mit herabgenommen, da bin ich aber mit dem Herrn da 'gangen. Schau, Mirz, das wird Euer neuer Pfarrer!“

Das Mädchen sperrt Mund und Augen auf und sieht den Männern nach.

„Ja, Herr Amtsbruder, und das da neben der Kirche ist der Pfarrhof; wird Euch recht gefallen, er ist just nicht groß, aber passabel bequem. Hab' ihn gerade vor Kurzem übertünchen lassen, weil mir der Wind schon ein wenig durch die Holzwand zogen hat. — Nu, Steffl, bist heut' nit im Holzschlag?“

„Na, heut' nit,“ antwortet ein Männlein, das auf einer Bank sitzt und mit einer Feile seine Säge schärft.

Endlich kommen sie zum Häuschen, das mit Lehm übertüncht ist. Sie treten ein, gehen aber nicht durch eine Thüre, die in den Hausflur führt, sondern der alte Mann kletterte über eine Leiter in ein dunkles Gelasse hinauf und sagt: „So, Herr Amtsbruder, krabbelt mir nur nach, ich halt' Euch die Hand entgegen; stoßt Euch den Kopf nicht an! So, Herr Amtsbruder!"

Und als sie in der dunklen Dachkammer sind, da lädt der Alte den Benedictus ein, sich's nur ganz bequem zu machen, wie er's zu Hause gewohnt; er sei ja nun eigentlich zu Hause. Aber da auf der leeren Holzbank und am rauhen Brettertischchen giebt's nicht viel bequem zu machen; der junge Priester kann sich kaum entschließen niederzusitzen, obwohl das niedere Stübchen ihn schier nicht aufrecht stehen läßt. Ein starker, fast stechender Geruch ist in der Kammer, und auf einer Wandstelle steht eine Anzahl Flaschen und Töpfe.

„Das ist eigentlich nicht die rechte Wohnstube," bemerkt der Greis, indem er seine Lodenjacke auszieht und sich einen schwarzen talarartigen Mantel überwirft; „ich habe da unten die große Stube einem Köhlerweib abgetreten, das ein krankes Kind hat. Ihren Mann hat vor wenigen Wochen ein Holzdreiling erdrückt und da hat die arme Haut nirgends eine rechte Zuflucht gehabt; die Köhlerhütten sind auch gar so viel kalt und unreinlich, und so hab'

ich sie halt aufgenommen, bis das Kind gesund ist. Das da heroben ist eigentlich meine Apotheke, sozusagen, da habe ich Wurzeln und Kräuter angesammelt. In den Fläschchen ist Tannenpech, Ameisen-Oel, Arnicawasser, Rosenbuschbalsam; da in der Lade hab' ich Harzsalben und Senfpflaster für Beinbrüche — und was halt die Hausmittel so sind. Mein Gott, wenn wo ein Unglück geschieht, daß sich die Leutchen nicht zu helfen wissen, so kommen sie halt zu mir."

Der Pfarrer ruft eine alte Magd und läßt für seinen neuen Bekannten ein Glas Wein bringen. „Ei ja, Herr Amtsbruder," sagt er, „wir haben auch noch ein gutes Gläschen da, dann und wann trinkt man gern ein Tröpflein; greift nur zu, seht, ich thu's ja auch gleich; ich weiß zwar nicht, seid Ihr mein Gast oder bin ich der Eure — — 's geht nun aus einem Sack."

Aber Benedict nippt nur vom Wein; wie sehr sich dabei seine Gesichtszüge verziehen, ist in der Dunkelheit nicht bemerkbar.

Sie reden nun von verschiedenen Dingen, und nach einiger Zeit sagt der Pfarrer: „Vielleicht gehen wir vor Abend noch ein wenig herum draußen, Herr Amtsbruder?"

Und sie gehen in das Freie. Sie gehen hinan zum kleinen Friedhofe, wo auf dem grünen Rasen oder auf dem Sandboden hie und da ein verwittertes Holzkreuzlein steckt. Nur eine einzige Stelle ist

da, auf welcher man die kahle Erde sieht. „Da haben wir den Köhler eingeschoben, den der Holzdreiling erdrückt hat,“ bemerkt der Pfarrer. „Sonst geht's heuer derweil noch rechtschaffen gut ab; aber vor fünf Jahren ist eine große Sterb' eingetreten; da sind von Ostern bis zu Martini hinaus vier Erwachsene und drei Kinder auf den Gottesacker gebracht worden. Der Kirchhof liegt halt nicht ganz recht da, und wenn ein großes Wasser ist, so schwemmt's uns allweg Schutt herab von den Felsen.“

Ein Knabe, barhaupt und barfuß, läuft hinter der niederen Steinmauer des Kirchhofes vorüber; diesem ruft der Pfarrer zu: „Hansl, ich ließe Deinen Vater bitten, wenn er bis morgen früh meine Stiefel flicken thät; am Abend, wenn ich sie auszieh', werd' ich sie ihm hinüberschicken.“

Das Büblein hat während dieses Auftrages an seinem Zeigefinger gekaut, dann läuft es, ohne ein Wort zu entgegnen, davon.

„Ist ein gescheiter Knab' das,“ sagt der Pfarrer zu seinem Begleiter, „ist mein Ministrant und das Läuten verrichtet er auch.“

Dann gehen sie in das Kirchlein, das von Stein ist und ein Schindeldach hat; das Thürmchen ist aus Brettern zusammengenagelt und an der Mittagsseite desselben ist eine Sonnenuhr gezeichnet. „Wenn Schatten ist, wissen wir halt nicht, wie viel's an

der Zeit," sagte der alte Pfarrer, „aber wir halten Mittag, wenn uns hungert."

Die inneren weißgetünchten Wände des Kirchleins sind fast leer, nur auf dem Altare befindet sich viel grobes, theilweise vergoldetes Schnitzwerk und neben dem hölzernen Tabernakel stehen vier Kerzen. „All' vier werden sie nur an hohen Festtagen angezündet," belehrt der Pfarrer, „wie überhaupt meine oder Eure Pfarrkinder die hohen Festtage recht schön abhalten lassen. Der Schuster-Sepp, der Vater von dem Hansl, spielt gar recht schön die Orgel und der Köhler-Toni geigt und die Speikgretl singt dazu. Das ist recht feierlich, Herr Amtsbruder, und 's wird Euch gefallen. Ja, und da steht der Beichtstuhl, ist aber nicht viel zu thun d'rinn, die Leut' kommen nur zu Ostern, und man kann's ihnen auch nicht vorschreiben, daß sie öfter kommen sollen — wie halt ihr Bedürfniß ist. Da ist die Kanzel; ei, da muß ich einen Pfeiler untersetzen, mir scheint, sie will gar niedergehen. Im Predigen überschrei ich mich nicht, Herr Amtsbruder, man liest den Leuten das Evangeli und giebt ihnen darauf ein paar gute Worte, daß sie recht schön brav und friedlich miteinander leben, und daß sie ihre Müh' und Arbeit, ihr Kreuz und Leiden nur schön geduldig dem lieben Herrgott aufopfern sollen, und daß der Herr Jesus im Himmel schon Alles lohnen werde. Das ist genug, und was zu Zeiten mehr zu sagen

ist, das sagt man den Leuten so in der Freundschaft daheim in ihren Hütten, wie's die Verhältnisse halt verlangen. In der Kirche thät auch nichts angreifen; da meinen sie, der Pfarrer sagt Alles nur, weil's so der Brauch ist, und sie schlafen dabei ein. Bei der Meſſ' schlafen sie auch. Mein Gott, man kann's den Leuten nicht verdenken; die ganz' Wochen müssen sie schwer arbeiten im Holz, und wenn sie halt einmal zum Sitzen kommen, da gehen ihnen nachher die Augen zu. Die Bänk' da sind ohne Lehne — ein wenig ungeschickt — ist mir g'rad am Jakobitag ein Weiblein so im Einschlafen auf den Boden hinab gepurzelt, daß es sich den Kopf rechtschaffen angestoßen hat. — Der Taufstein ist hinter der Thür — ja, und man soll's nicht meinen, es ereignet sich oft gar nicht selten, daß sie mir vom Rabenwald so ein Kindlein herausbringen."

„Also ist die Zahl der Täuflinge größer als die der Leichen?" fragt Benedictus.

„'s schaut völlig so aus. Sterben will halt Keiner. Auswandern thun meine Pfarrkinder auch nicht, aber der Kaiser nimmt viel fort, und da kommen die Wenigsten zurück, und so bringen mich die Tausendsappermenter um die Begräbnißgebühr. Je, meinetwegen mögen sie leben."

„Und wie lange seid Ihr schon in dieser Gemeinde?" fragt Benedictus.

„Ja, das ist halt, seitdem die Gemeinde gegründet worden ist, 's mag schon bald seine vierzig Jahr' sein. Nu, da auf der Mauer steht ja die Jahreszahl; schau, 's ist länger, bin schon zweiundfünfzig Jahr im Gwänd. 's wird völlig nicht gut thun, wenn ich in eine Stadt in die Versorgung geh', jetzt in meinen alten Tagen. Aber 's ist halt so, Herr Amtsbruder; im Sommer ging's noch, aber im Winter wollen mich meine Beine halt nimmer recht tragen, wenn's da drin im Rabenwald einmal einen Versehgang giebt. In vier Stunden mag man's schier nicht dermachen bis hinein zu den hintersten Hütten. Und wenn man wo einen Kranken weiß, geht man doch gern."

„Ist denn eine Schmiede, oder so was in der Nähe?" bemerkt Benedictus plötzlich, „da hör' ich ja ein Hämmern wie auf Blech."

„Ah, das Abendglöcklein meint Ihr, ja, 's hat ein wenig einen eigenthümlichen Klang, unser Glöcklein. Zersprungen ist's uns vor ein paar Jahren, und da hat der Bindersteffel einen Reif angelegt; 's will seitdem nicht mehr ganz so rein klingen, aber man hört's schon noch im Thale."

Die beiden Priester treten endlich aus dem Kirchlein. Vor demselben stehen Männer und Weiber beisammen und der Pfarrer stellt sich unter sie und betet laut den „englischen Gruß".

Es ist schon dunkel geworden, die Felshäupter sind geröthet.

Endlich hört das Glöcklein auf zu schrillen, der Pfarrer schließt das Gebet. Nach demselben geben ihm die Leute die Hand und sagen: „Vergelt's Gott!"

Als sie hierauf ihren Wohnungen zueilen und die Priester gegen den Pfarrhof schreiten, frägt Benedictus: „Und wo ist denn das Schulhaus?"

„Wir haben kein Schulhaus," sagt der Greis, „an den Sonn- und Feiertagen, so zur Nachmittagszeit, kommen die Kinder zu mir in den Pfarrhof und da lehr' ich ihnen halt so nach und nach die Buchstaben lesen und schreiben; das Rechnen haben sie von ihren Eltern, so weit sie's brauchen."

Als sie gegen die Thür kommen, tritt ein Weib heraus und sagt zum Pfarrer: „Ehrwürden, weil der fremd' Herr da kommen ist, zieh' ich ja gern in die Dachkammer hinauf, ja gern; oder ich geh' in meine Hütte hinein. Gott sei Lob und Dank, das Kleine ist schon besser und ich vergess' Euch's mein Lebtag nicht, Ehrwürden, daß Ihr mir in der Noth so beigestanden seid."

„Gute Frau," redet Benedictus drein, „meinetwegen soll's bleiben, wie es ist, ich bin frisch und gesund und bringe mich vorläufig überall unter; pflegt Euch und Euer Kind, wie Ihr's verantworten könnt." Und zum Pfarrer sagt er: „Wenn's Euch nicht unangenehm ist, so möcht' ich Euch bitten, daß wir noch ein wenig im Freien bleiben."

„Mir ist's nicht unangenehm, wir wollen uns dort auf die Bank setzen, wenn Euch nur die kühle Nachtluft nicht übel thut. Und morgen werde ich Euch der Gemeinde vorstellen als ihren neuen Herrn Pfarrer — weil's nun schon so sein muß."

Wie der alte und der junge Pfarrer auf der Bank sitzen und sie es hören, wie unten das Bächlein rauscht, und es sehen, wie das Alpenglühen erbleicht und die Sterne zu flimmern beginnen, da faßt Benedictus die Hand des Greises und sagt: „Mein ehrwürdiger Freund, ich kann Euch nicht sagen, wie mir ist. Wohl bin ich bereit, Allem zu entsagen, was ich kenne, was ich lieben gelernt habe in dieser Welt, und ich will auch nicht klagen, daß sie mich all' dem entrückt, in dieses verlorene Thal versetzt haben; aber die Aufgabe, die hier meiner harrt, ist so groß, daß mir bange wird. Ihr seid Eurer Gemeinde nicht blos Pfarrer, Ihr seid ihr Alles, und wahrhaftig, Ihr habt Euch aufgeopfert für Eure Gemeinde. Ich will's ja auch thun, denn unser Vorbild ist der gute Hirt am Kreuze, und ich fühle in mir die Opferfreudigkeit und ich hoffe in späten Tagen auch jene Ruhe und jenen Seelenfrieden zu empfinden, der heute Euer Alter verklärt. Jetzt aber bin ich noch jung und habe nichts erfahren als das Hangen und Verlangen der nach irdischen Freuden strebenden Menschen. Mein ehrwürdiger Freund, ich bin unbekannt mit diesen

Zuständen, Sitten, Charakteren, vollständig fremd sind mir diese Naturmenschen, die mir so unerreichbar und heilig erscheinen in ihrer Entsagung. Nun sollte ich ihr Pfarrer sein und wir können uns gegenseitig nicht verstehen; ich sollt' Euch ersetzen als Seelsorger, als Freund und Rathgeber, als Helfer und Walter überall, der die innersten Tiefen ihrer Herzen durchforscht hat, der ihre leisesten Wünsche erlauscht hat, der ihr Zagen und Hoffen, ihr Sinnen und Sehnen, der all' ihr Weh kennt und empfindet; ich sollt' das Alles ersetzen — ach, das wär' ja gar nicht möglich!"

Mit sehr bewegter Stimme hat der junge Priester gesprochen, der Greis hat ruhig zugehört, und nun entgegnet er: „Wenn Ihr nur einmal Euere Stadt vergessen und Euch hier angewöhnen könnt — und es ist ja gar nicht so uneben hier —, so wird schon Alles recht werden. Werdet Euch nicht zu zwingen brauchen, daß Ihr so seid wie ich. Die Leut' werden schon kommen und werden Euch bitten und fragen bald um Dies, bald um Das; sie werden Euch ihr Anlegen schon klagen, und sie werden aufrichtig gegen Euch sein. Und wenn sie so kommen im Vertrauen, wo sie sich selbst nicht zu rathen und zu helfen wissen, und man hat ein halbwegs gutes Herz, dann hat's schon die guten Wege. Bin auch einmal draußen gewesen in der närrischen Welt, aber ich hab' den Leuten hier nichts davon erzählt; brauchen's

nicht zu wissen, wie's anderorts zugeht; 's verrennt sich wohl dann und wann so ein Zeitungsblatt herein, aber wir verstehen das Zeitungsblatt nicht, und das Zeitungsblatt versteht uns nicht. Leut', wie die im Gwänd, muß man bei ihrem alten Glauben und Gewissen lassen; wie was Neues dazukommt, werden sie gleich irre. Mir ist allweg darum zu thun gewesen, daß meine Pfarrkinder beruhigt und zufrieden sind, und daß sie nicht anfangen zu zweifeln an Dem, was ihr einziger Halt und Wanderstab ist durch dieses Leben. Wenn die Zufriedenheit gestört ist, wer giebt Erfüllung? Wenn sie auch noch so viel hören von den Künsten und Wissenschaften und Herrlichkeiten der Welt, Holzleute müssen sie dennoch bleiben. Herr Amtsbruder, Ihr braucht nur ruhig in dem fortzufahren, wie es ist, und Ihr werdet alleweil was zu essen haben, und zu Zeiten wohl auch ein gutes Tröpflein."

„Ehrwürdiger Freund," entgegnet Benedictus, „ein ruhiger und sorgloser Lebensabend in besseren Verhältnissen und in einem milderen Klima wäre Euch zu wünschen; aber ich fürchte, Ihr werdet Euch nach einem solchen Leben im Priesterhause, wo ihr Eueren Ruhegehalt zu genießen habt, nicht mehr wohl fühlen."

„Mein, wie gern blieb' ich da, lieber Herr Amtsbruder, aber wenn's halt nicht geht — wie's Gott will!"

„Herr Pfarrer! würdet Ihr mir nicht böse sein wenn ich Euch den Antrag machte, Euere alten Tage mit mir in dieser Gemeinde zu verleben und noch fernerhin den Pfarrkindern und mir ein bewährter Rathgeber zu sein?"

Da erhebt sich der Greis, und lebhaft den Arm des jungen Priesters ergreifend, sagt er: „Was wär' mir lieber als das, Herr Amtsbruder! Viel thät ich nicht brauchen: all' Tag' meine Suppe und meinen Strohsack, dafür lese ich ja die heilige Meſſ'; und zu Zeiten ein frisches Tröpflein, das kauf' ich mir schon selber."

Die beiden Priester sprechen noch einige Zeit, bis endlich die alte Magd vom Hause her ruft: „Zum Nachtmahl, Ehrwürden, 's wird ja Alles kalt!"

Gedünstete Erdäpfel stehen auf dem Tisch und ein Glas Wein. Der alte Mann ist ganz glückselig, daß er seinen Gast so außerordentlich bewirthen kann.

Nach dem Essen bringt die Magd ein Packetchen, legt es vor dem Pfarrer auf den Tisch und sagt: „Das schickt der Holzmeister Lipp zum schön' Dank für die Kindstauf." Der Alte öffnet schmunzelnd das Packet: es enthält Tabak, welcher nach der Gewohnheit armer Gebirgsleute ein wenig mit dürrem Buchenlaub gemischt ist. Sofort stopft sich der Greis ein Pfeiflein und sagt schmauchend: „Meine guten Leutchen denken halt allweg auf mich!" Dann wird

er sehr verlegen, es fällt ihm ein, daß er eigentlich seinem Gast zuerst ein Pfeiflein hätte anbieten sollen; doch als dieser sagt, er rauche nicht, ist er beruhigt. Benedictus schiebt ihm auch das Weinglas hin und läßt sich ein Schälchen Milch bringen. Da schwelgt denn der alte Pfarrer und lächelt: „So wie heut', ist's mir schon lang nit g'rathen. Ich bring's Euch, Herr Amtsbruder!"

In derselben Nacht schlafen die zwei Priester noch auf hartem Boden; der alte ist es gewohnt und schläft gleich ein; der junge ist noch lange in Gedanken, dann thut er ein Gebet und schläft auch ein.

Am nächsten Tage kommt von weiten Wegen her ein beladener Wagen, der vor dem Pfarrhofe hält. Der alte Herr schlägt die Hände über den Kopf zusammen und ruft: „Du himmlisches Kreuz, der läßt sich ja die ganze Welt nachführen!"

Aber Benedictus selbst legt seinen feinen Anzug ab und kleidet sich in grobes Tuch.

Nach kurzer Zeit ist ein Feiertag im Gwänd — die Einsetzung des neuen Pfarrers. Da ist schier die ganze Gemeinde versammelt; selbst die Bewohner der hinteren Rabenwaldhütten sind heraus gekommen. Am Altare brennen die vier Kerzen, zur Orgel ertönt die Geige und die Speikgretl singt mit heller Stimme ein altes Lied. Selbst das Glöcklein auf dem Thurme hat heute einen Klang, es ist, als

klänge der Holzreif mit zur Verherrlichung des Festes. Benedictus besteigt die Kanzel und begrüßt die Gemeinde mit einfachen, herzlichen Worten. Er sei nun da, sagt er, zum Mitfreuen und zum Mitleiden, gemeinsam wolle er Alles tragen mit seinen Pfarrkindern, und er wolle nicht über ihnen stehen, sondern neben ihnen, bei ihnen als Mensch. Gemeinsam wollten sie das kümmerliche Leben fristen und es sich gegenseitig zu verschönern suchen durch Lieb' und Vertrauen, und gemeinsam wollten sie die Noth tragen und das Glück, und gemeinsam wollten sie Gott verehren in Anstrebung menschlicher Vollkommenheit. — Benedictus will noch mehr sagen, allein er sieht, wie einige Zuhörer in den Bänken kämpfen gegen die Ermüdung, welche die Augenlider so schwer belastet.

Nach dem Gottesdienste läßt der neue Pfarrer die Aeltesten der Gemeinde in den Pfarrhof kommen, und als sie da beisammen sind, begrüßt er sie und sagt: sie möchten sich nun aussprechen, in welcher Beziehung sie vorderhand einen Wunsch hätten. Der alte Herr findet nothwendig, zu erklären: „Der Herr Pfarrer will Euch in der Pfarre was stiften, so was herrichten lassen, und Ihr sollt nun sagen, was Euch am liebsten wär'."

Da schauen die Holzknechte einander an und machen halb lachende und halb verzagte Gesichter und wissen nichts zu sagen. Was sie wollen? —

— Ja, gefragt ist das leicht, aber geantwortet! — Es fiel ihnen nichts ein.

Endlich räuspert sich Einer und macht viele Vorbereitung zum Reden. „Ja, wär' schon recht," sagt er hernach, „und da — beim Freydhof, mein' ich halt, wenn was angewendet werden thät', daß das Wasser nicht alleweil so herabschießen kunnt'."

Benedictus sieht den alten Pfarrer befremdet an. Also nichts fürs Leben haben diese Menschen zu wünschen, nichts vermissen sie? — Den Todten geben sie ihre Stimme. „Wenn Euch zuvörderst das am Herzen liegt, liebe Freunde," sagt Benedictus, „so wird Abhilfe getroffen werden, daß das Wasser, welches bisweilen von den Felsen kommt, einen anderen Ausweg hat und nicht über die Gräber rinnt."

Plötzlich ruft ein Männlein: „Wenn sich der Wohlthäter denn schon einmal was kosten lassen will, so soll er an unsere Kirchenbänk' Lehnen machen lassen, daß man sich am Sonntag doch ein wenig ausrasten kann."

Benedictus lächelt, reicht Jedem die Hand und sagt, daß sie glücklich in ihre Waldhütten kommen möchten. Und als sie fort sind, sagt er zum Greise: „Jetzt bin ich auch fünfzig Jahre im Gwänd gewesen, jetzt kenne ich diese Menschen." — — —

Ein Jahr später ist hinter dem Friedhofe ein tiefer Graben und die Kirchenbänke haben breite, feste Lehnen und bequeme Fußgestelle.

Der Pfarrhof hat nun drei trauliche Zimmer. Im ersten dieser Zimmer wohnt der Pfarrer Benedictus und schlägt, wenn er zu Hause und nicht in einer der Waldhütten auf Besuch ist, gern im Pfarrbuche nach, ob Alles in der Ordnung im Verzeichniß seiner Schäflein. Im zweiten Zimmer wohnt der alte Herr und bereitet heilsame Getränke aus Alpenkräutern und Beinbruchpflaster aus frischem Harze. Im dritten Zimmer endlich kommen die zwei Priester drei- oder viermal täglich zusammen zur gesegneten Gottesgab', und da kommt auch manchmal die umsichtige und heitere Wirthschafterin zur Thür herein und bringt regelmäßig in einer goldig funkelnden Flasche ein gutes Tröpflein mit.

Gott gesegne es ihnen!





Der Dorfgeistliche.

Unsere papierblinden Politiker und Socialisten in den Städten können sich nicht genug wundern darüber, daß sich das Bauernvolk immer und immer noch vom Clerus so willig am Gängelbande führen läßt.

Wer das Bauernvolk nur erst einmal kennen lernen wollte, wer auch nur ein Jahr lang das Verhältniß beobachten wollte, in welchem es zu seiner Geistlichkeit steht, sei es in der Kirche, in der Schule, im Leben und Hause, dem würde das Ding bald klar sein; wer auch nur einen Sonntagnachmittag den Pfarrer und den Bauer beim Glase Wein belauschen könnte — ungesehen natürlich —, der würde nicht mehr fragen, wieso es komme, daß der Clerus den Bauer in seiner Macht hat. Und er würde sich darüber nicht mehr wundern.

Seit Alters her hat der Bauer auf seiner Scholle und in seiner conservativen Gesinnung keinen so thatkräftigen und beständigen Bundesgenossen als die Geistlichkeit. Politische Parteien, sociale Bewegungen ändern sich mit jedem Jahrzehnt, wer auf sie baut, er baut auf Sand. Den Parteien ist nicht um Erhaltung des Bauernstandes zu thun, sondern vielmehr um Ausbeutung desselben für ihre Zwecke und zum Vortheile anderer Stände. Der Clerus hält es freilich nicht mit dem Bauer diesem zulieb, sondern sich selbst zulieb, denn der Bauernstand ist sein Hort und natürlicher Bundesgenosse. Jeder andere Stand verliert direct oder indirect durch die Erstarkung des Bauernstandes, nur der Clerus gewinnt durch sie. Daher wird dieser stets für den Bauernstand sein, und der Bauer weiß die größere Intelligenz, die ihm hier zur Seite steht, zumeist auch zu würdigen.

Daß der Priester Gottesgnaden auszutheilen hat, daß er an den wichtigsten Wendepunkten und in den zu Herzen gehenden Lagen des Lebens dem Pfarrkinde beisteht, daß diesem der Ehebund, das Kind, die Früchte des Feldes, der Viehstand vom Priester gesegnet und gewissermaßen die Freude und das Glück besiegelt wird, kommt bei dem Bauer natürlich auch reichlich in Betracht. Indeß noch mehr Gewicht legt er auf das Praktische. Es mag dem Bauer wohl gesagt worden sein, was sein

Pfarrer da predigt, das sei stark schief und hinfällig und mit dem Menschenverstand nicht vereinbar. Mag ja sein, der Bauer untersucht es nicht, das mögen die „Herren“ ausmachen, die Zeit haben zum Spintisiren, er ist Bauer und schaut auf sein Feld und auf sein Vieh, das Andere kümmert ihn nicht viel. Und sagt Ihr ihm etwas von der „Verdummung, von der Knechtung in der Finsterniß, vom „Rahm, den die geistlichen Herren abschöpfen“ u. s. w., da schüttelt der Bauer den Kopf. „Gar zu gescheit werden ist auch nichts nutz,“ meint er, „die Ganzgescheiten wollen nicht Bauern bleiben, sondern verlassen ihren Stand. Die Schule, sie mag gut gemeint sein, will uns auch nicht taugen, so lange sie uns Sachen lehrt, die der Bauer nicht braucht, und solche nicht lehrt, die er für seine Wirthschaft nöthig hätte. Daß es dem Pfarrer ein wenig besser geht als uns Bauern, ist ihm wohl vergunnt, er hat viel studiren müssen und der Weg bis zum Pfarrer hinauf ist auch nicht mit Rosen bestreut. Dem Caplan geht's schon gar nicht besser als uns, und ist er froh, wenn man ihm manchmal ein Guldenstückel schenkt, daß er sich Sonntags ein Tröpfel kaufen kann.“

Also damit kommt man beim Bauer nicht auf. So viele Scherze er sich auch selber gegen den Pfarrer, seine Eigenschaften und Fehler erlaubt, im Grunde ist er ihm doch tief geneigt und ehrt

ihn nicht allein ob seiner geistlichen, sondern auch ob seiner geistigen Eigenschaften. Dazu kommt noch, daß heutzutage die meisten Landgeistlichen selbst dem Bauernstande entstammen. Der Pfarrer kennt alle Neigungen, Leidenschaften und Schwächen des Bauers, alle Sitten und Herkömmlichkeiten, er spricht mit ihm in seiner Mundart, in denselben Gedankenwendungen wie der Bauer, er kennt die Wirthschaft in Feld Wald und Wiese, weil er vielleicht selbst einst als Bauernjunge gearbeitet hat und weil er auch jetzt als Pfarrer seinen Acker, Weidegrund, Viehstand u. s. w. zu versorgen hat. Der Pfarrer ist selbst Bauer und theilt mit seiner Pfarre den Segen oder das Mißgeschick der Gegend, der Jahre, der politischen Zeitrichtungen. Außerdem umgibt den Pfarrer doch der Nimbus seines Standes, seiner Stellung, seiner Bildung, und es ist daher für den Bauer immer eine Ehre und hebt ihn in den Augen seiner Nachbarn, wenn der Pfarrer mit ihm viel und freundlich verkehrt.

Man muß es nur wissen, wie das zugeht, wenn der Pfarrer am Sonntage im Gasthause inmitten seiner Bauern sitzt. Wer etwa glaubt, der Pfarrer führe religiöse oder erbauliche Gespräche, oder nehme sonst im Wirthshaus eine bevormundende Stellung ein, der irrt sehr und verkennt das Verhältniß ganz und gar. Gemüthlich und heiter, theilnehmend für Alles und klug ist sein Gehaben: hier lobt er den

Vorzug von Einem, dort nützt er eine kleine Schwäche; seine Anerkennung thut Jedem wohl, sein leiser, häufig mit einem landläufigen Witz verbundener Tadel thut nicht weh. Für Jeden hat er einen passenden Gruß, eine schickſame Anrede; wer handküssen will, es ist ihm auch nicht verwehrt — und bei diesem leutseligen Verkehr weiß er doch die Würde zu bewahren, ist lustig, ohne sich zu weit in die Ungebundenheit der Gesellschaft einzulassen, und weiß sich zu rechter Zeit zurückzuziehen. Mancher Pfarrer oder Caplan weiß recht gut, daß er für die katholische Kirche wirkt, wenn er mit seinen Pfarrkindern Tag für Tag munter kegelt oder Karten spielt; die Hauptsache ist, mit ihnen stets auf vertraulichem Fuße zu bleiben.

Politisiren wird der Pfarrer in einer größeren Gesellschaft selten, außer bisweilen auf der Kanzel. Kommt ein politisches Thema an den Tisch, so weiß ihm der Pfarrer durch eine ironische, satirische Bemerkung zu entgegnen; er zieht es vor, gegnerische Ansichten geradeswegs mit einem bäuerlichen Witz lächerlich zu machen, als sich darüber in einen Meinungsaustausch einzulassen. Zeitungen wird er, wenn er im Wirthshause einigen Einfluß hat, nur mit geringen Ausnahmen dulden. Selbst clericale Blätter, sofern sie polemischer Natur sind, weiß er fernzuhalten, sie könnten den Bauer doch immerhin beunruhigen, zum Nachdenken veranlassen,

und er braucht von den Welthändeln nichts zu wissen. Ist aber im Dorfe eine gegnerische Zeitung, eine gegnerische Richtung thätig, dann her mit den clericalen Blättern und ihrer Streitmacht. Nicht zu leugnen ist, daß die clericalen Zeitschriften weit volksthümlicher und packender geschrieben sind als andere, für ein gemischteres Publicum berechnete Journale. Natürlich, ihre Mitarbeiter sind Geistliche, zumeist Söhne des Landvolkes oder mindestens, wie gesagt, mit der Denkweise des Landvolkes vertraut.

Stets weiß sich der Pfarrer den Schein biederber Ehrlichkeit zu bewahren. Auf einer offenbaren Lüge wird man ihn selten ertappen. Die Leidenschaftlichkeit, besonders im Streiten, kommt zwar manchmal ziemlich verhängnißvoll zum Ausbruch, zumeist aber weiß er sie geschickt zu verdecken, und so erscheint er dem Bauer als Vorbild eines starken, ebenmäßigen Charakters.

Es giebt Ausnahmen, und mancher Priester ist in seiner Gemeinde gar nicht gut angeschrieben; aber das muß ich wohl sagen, einer der ehrenwerthesten und verläßlichsten Männer in der Gemeinde bleibt im Ganzen der Pfarrer immerhin. So ein dem Bauernstande entsprossener Landgeistlicher bleibt mitunter doch zu urwüchsig und zu geradmichelig, um Jesuit zu sein. Und diese Offenheit erwirbt ihm das Vertrauen seines Sprengels. Denn

mit den Lockkünsten der „Herren", der Aufgeklärten und Parteireiter hat der Bauer schon schlimme Erfahrungen gemacht. Der Wanderprediger kommt als Fremder her, er traut ihm nicht; den Zeitungsschreiber bekommt er gar nicht zu Gesicht, ist gewiß ein verwindirter Herrenknecht, er traut ihm nicht. Der Schullehrer mag wohl ein Ehrenmann sein, ist aber von der neuen Zeit gesandt, er traut ihm nicht. Der Professor, der Advocat, der Doctor, der Eisenbahner, der Fabrikant, der Händler, Jeder hat seine eigenen Ziele und seinen eigenen Sack. „Halten wir es immerhin mit unserem Pfarrer, der schon seit zehn, zwanzig Jahren mit uns ist."

Nur bei Wahlbewegungen legt mancher Landgeistliche seine Würde ab, springt sozusagen aus der Kutte und macht den Bauern einen Tanz vor, daß sie nur so dreinschauen. Ist er so glücklich, für seine Wahlmänner praktische Gründe zu finden, die den Bauern einleuchten, so hat er sie, aber blos dem ge- Mann zuliebe und „für's Seelenheil" verthun sie ihre Stimmen nicht.

Daß sich die Geistlichen hinter die Weiber stecken, wenn sie bei den starrköpfigen Männern was durchsetzen wollen, das kommt vor, aber nicht so oft, als angenommen wird. Man weiß zu gut, daß die Bäuerin mit „bei so wos versteh' ih nix, däs woaß ih nit. Muaß da Herr Hochwürd'n scha mit mein Mon selba red'n" — ablehnen würde, und daß bei

einem starrköpfigen Manne auch das Weib nichts ausrichtet.

Ein Beweis, wie der Bauer seinen Pfarrer nur von der praktischen Seite nimmt, ist seine Empfindlichkeit gegen zu hohe Taxen bei Messen, Hochzeiten, Kindstaufen und Begräbnissen. Ein guter geistlicher Rechenmeister, er mag sonst der tüchtigste Seelsorger sein, kann es ganz gründlich mit seinem Sprengel verderben; sie entziehen ihm, wo es geht, die Kundschaft, und begegnen seinem sonstigen Gehaben mit Vorsicht.

Der schlichte, uneigennützige Charakter ist es auch beim Priester in der Bauernschaft, der die Herzen gewinnt und sich einen großen Anhang verschafft. Da kommen sie in wichtigen, wenn auch weltlichen Dingen zum Pfarrer um Rath, und ist er schon nicht in Allem praktisch, so findet doch seine Herzensgüte stets das rechte Wort und er wird immer mehr und mehr der wahre Freund seiner Gemeinde. Mancher ist vierzig Jahre und länger im Sprengel, hat eine Generation begraben, eine getauft und eine getraut, und wenn er nun sein weißes Haupt in den Sarg legt, so trauert eine große Familie um den väterlichen Freund. Praktische Volksmänner, die auf dem Lande was Rechtes durchsetzen wollen, werden es nicht hinter des Pfarrers Rücken zu thun trachten, oder etwa gar versuchen, denselben in der Achtung der Leute herabzusetzen. Damit käme er schlecht

an; sondern sie werden sich, soweit es geht, mit dem Pfarrer verbinden. In rein praktischen Dingen läßt der Pfarrer, soweit es sein persönliches Einsehen gestattet, ja doch manchmal mit sich handeln; daß man ihn aber auch in dogmatischen Sachen für die Vernunft gewinnen wollte — das möge man bleiben lassen. Ich wiederhole nochmals, der Bauer läßt sich im Allgemeinen auch nur so lange von den katholischen Grundsätzen leiten, als er dieselben mit seinem materiellen Vortheil vereinbar findet. Also bliebe die religiöse Richtung ziemlich bei Seite liegen und das innige Verhältniß des Bauers zu seinem Pfarrer hätte eine rein nur gesellschaftliche Bedeutung.

Dieses natürliche Verhältniß zwischen Landvolk und Priester wird, wie man weiß, von oben herab durch einen einheitlichen Plan und Druck noch befestigt. Es giebt auf der Welt kein besser organisirtes Heer, als das des katholischen Clerus; ja es giebt keines, das ihm an Vollkommenheit der Eintheilung, der Zucht und Ordnung in seinem Sinne auch nur nahe käme. Man merkt es dieser in der Geschichte einzig dastehenden Burg an, daß der Menschen Klugheit länger als ein Jahrtausend an ihr gebaut hat.

Wenn dieser gewaltigen Institution auch jener auf sittliche Vollkommenheit gerichtete Idealismus innewohnte, den man in religiösen Körperschaften zu suchen pflegt, ich glaube, sie wäre allzu berückend,

sie risse die Besten der ganzen Welt an sich. Sehnt sich doch so mancher im Parteigetriebe und Haß müde Gehetzte, im Schwanken der gesetzlichen Ordnung haltlos Gewordene nach einem festen, sicheren Hort für des Leibes Wohlfahrt und für des Geistes Frieden. Allein die Kirche ist in manchem Sinne mehr für die weltliche Herrschaft geplant, als zur Veredlung der geistigen Eigenschaften, zur Vergöttlichung der menschlichen Seele. Die Kirche ist in mancher Beziehung ein eminent weltliches Werk, und als an ein solches klammert sich der Bauer mit der instinctiven Kraft eines Untergehenden. Vielleicht wäre dem Clerus das Bürgerthum lieber als der Bauernstand; vielleicht wäre dem Bauer der Schullehrer für die Länge gesünder als der Pfarrer — Muthmaßungen sind gestattet —, aber wie die Dinge heute stehen, kann der Priester den Bauer, und umgekehrt, nicht entbehren.

Man könnte gegen dieses Verhältniß vielleicht nichts einzuwenden haben, wenn die beiden hier scheinbar zusammengehörigen Genossen im Grunde nicht doch zweien ganz verschiedenen Herren dienten.





Der Schulmeister von ehedem.



Er ist ein schlanker, hagerer Mann, in seinen spärlichen Locken liegen Silberhaare. Er trägt einen pechschwarzen feinen Rock nach städtischer Mode.

Zuvörderst interessirt uns die Geschichte von diesem Rocke.

Der Herr Dechant besaß ihn und trug ihn acht Jahre. Das Schicksal verfolgte den Mann, der Rock wurde ihm zu eng, und er gab ihn dem Schulmeister von Althöfen. Dem Schulmeister von Althöfen aber war er nicht zu eng.

Die weiten braunen Beinkleider und die aschgrauen Stiefel hätten auch ihre Geschichte; es liegen in der Truhe unterschiedliche Urkunden darüber vor, und der Schulmeister seufzet: „Beinkleider und Stiefel vergehen, die Conti aber werden nicht vergehen.“

Nun zur Geschichte des Mannes selbst.

Er war, glauben wir, das neunte Kind des Lehrers von St. Nikolaus, studirte vier Classen im Seminar oder Gymnasium, alsdann dort blieb er stecken, denn sein Vater hatte noch für jüngere Kinder zu sorgen und konnte ihm nicht weiterhelfen. Da aber Gott Niemanden verläßt, bekam der Jüngling eine Stelle im Schulfache und blieb siebenundzwanzig Jahre Unterlehrer. Wir finden den Mann erst wieder, als er zum Schulmeister emporstieg.

Nun hat er für sein Lebtag einen eigenen Herd; aber er geht doch lieber zum Dorfwirth in die Kost, weil auf den eigenen Herd in Regentagen Tropfen herabsickern.

Nach den Einrichtungen, wie sie viele Jahre in unseren Ländern herrschten, ist der Mann eine wichtige Person; er ist Meßner, Regenschori, Musiklehrer, Gemeindeschreiber, zu Zeiten auch Ministrant und nebenbei Schulmeister.

Die Gemeinde Althöfen hat ein Kleines über dreihundert Seelen — die im Kirchenbuche stehen; die Leiber davon kriechen in der Gegend umher in allen Thälern und auf allen Bergen. Der Schulmeister kennt Jeden und weiß auch, wo Jeder seine Hütte hat, so sehr diese auch oft entlegen und verborgen ist hoch oben auf dem Berge oder weit hinter den Wäldern.

Größere Pfarreien haben ihren Unterlehrer, ihren „Kirchenwaschel“, ihren Gemeindeschreiber, ihren

Pfarrknecht; all' dergleichen macht dem Schulmeister in Althöfen keinen Wettstreit.

Und dennoch giebt es Stunden, in welchen sich der Schulmeister nicht zufrieden fühlt; in manch' unbewachter Nacht träumt er sich zu einem gesunden Bauernknecht hinauf, der sorgenlos sein Tagewerk verrichtet und dann ruhig essen und trinken und schlafen kann. — Es ist gut, daß in solchen Stunden der Wind durch die Fugen den alten träumenden Schwelger wach bläst, sonst verduselte er gar die goldene Morgenstunde, in welcher er die Gebetglocke zu läuten hat. Mit dieser Verrichtung ist verbunden das Kirchenaufsperren, das Vorbereiten zur Messe, das Stiefelputzen für den Herrn Pfarrer, die Messe selbst und endlich die Knoblauchsuppe. Nach dieser johlt und poltert es schon in der Schulstube, aber da kommt ein Häusler — gar demüthig klopft er an und gar sittsam knittert er an seiner Hutkrempe; — er thät' halt schön vom Herzen bitten, daß ihm der Herr Schulmeister wollt' einen Brief aufsetzen — dem Natz, der beim Militär ist, möcht' er halt einmal nachschreiben; der Bub' hätt' wieder geschrieben um ein paar Kreuzer Geld, es sei halt so viel zum Hungerleiden bei den Soldaten. Ja, und Papier hätt' er weiter auch keins bei sich — möcht' wohl schön bitten — thät's schon fleißig zahlen! — Der Schulmeister macht nicht viel Worte, schreibt gleich den Brief, nimmt aber nichts dafür und auch nichts

für's Papier; das wär' leicht doch nicht schön, wenn sich der Schulmeister so was zahlen ließe!

Endlich kann's an die Schule gehen — doch weh', da brüllt des Wurzenpeter's Bub' mit einem blutenden Kopf; die Jungen haben gebalgt und ihn zur Ofenecke gestoßen. Der Schulmeister macht nicht viele Worte, nimmt den Kleinen mit in sein Stübchen und schlägt ihm ein Essigtuch um die Stirne. Er fragt nicht, wer's gethan hat — leugnete es doch Jeder und drehte ihm eine Nase. Der Alte kennt das. So geht's ruhig an die Schule. Den Kleineren hilft er buchstabiren: b-i-bi, b-u-bu und b-e-be. Hernach: N-i-l Nil, p-f-e-r-d pferd, Nilpferd; B-e-t Bet, t-e-l tel, Bettel, s-a-c-k sack, Bettelsack. Und so fort. Mit den Größeren nimmt er den Katechismus durch, den sie auswendig lernen müssen, oder, wenn es Samstag ist, läßt er das Evangelium des nächstfolgenden Sonntags lesen. Plötzlich schreit ein Bauer zum Fenster herein: „Schulmeister, die Kirchenuhr steht; das wär' eine schöne G'schicht, wenn's heut nicht Mittag werden thät!"

Eilt denn der Mann auf den Thurm und zieht die Uhr auf und ölt die eisernen Räder ein und bringt so die Zeit wieder in Gang. Derweil ist in der Schulstube Kirchtag, denn wenn die Katz nicht daheim — wie das Sprichwort schon geht.

Endlich schlägt es Elf — da wird noch das „Einmaleins gebetet" und die Schule ist aus. Der

Schulmeister läutet die Mittagsglocke und geht dann zum Wirth, wo ihm schon die dicke „Frau“ mit eingestemmten Armen entgegenkommt: „Ja, was ist denn das heut' für eine Unordnung, Schulmeister? Glaubt Er, wir gehen zu Tische, wann's Ihm gefällt? Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß warten, was übrig bleibt! Und übrig blieben ist heut' nichts!“

Der Alte neigt nur den Kopf, als sei er schon zufrieden; er weiß, daß die mindeste Einsprache seine Lage nur verschlimmern würde. Er schleicht in die Küche hinaus, mit der Köchin ist er gut an — die theilt ihm schon einen Löffel warme Suppe und schenkt ihm einige Brocken dazu: ei ja, die Köchin ist ein rechtschaffen gut's Leutl.

Noch sitzt er mit dem Suppentopf im Winkel über der Hühnersteige, da schreit d'rin im Gastzimmer ein Bauernknecht: „Kreuz und Hollerstaud'n, wo ist denn heut' der Schulmeister? Zum Versehenläuten ist's!“ Der Alte hört's und eilt pflichteifrigst aus seinem Verstecke hervor, und bald darauf klingt vom Thurme das Versehglöcklein, und fast zur selben Zeit ist der Schulmeister auch schon in der Sacristei und legt dem Pfarrer den Chorrock und das Ciborium über und zündet am Altar die Kerzen an und kniet nieder, daß er zugleich auch den Segen erhalte. Ist sodann der Versehbote mit dem Pfarrer davon, so kann's wieder an die Arbeit gehen.

Der Lehrer ruft die Kinder zusammen, die indeß mit ihrem mitgebrachten Mittagsbrote fertig geworden sind. Wenn sie etwa nicht zur Hand, sucht er sie im Walde oder wo sie schon ihre Extraspielplätze haben, und endlich beginnt die Nachmittagsschule. Diese ist dem Schreiben und Rechnen gewidmet. Im Schreiben geht's so übel nicht; da hat Jeder sein Vorblatt mit Sprüchen: „Fang' an mit Gott in allen Dingen, so wird die Arbeit Dir gelingen!" oder: „Morgenstunde trägt Gold im Munde" und „Die Säue fressen die Eicheln gern!" Beim Rechnen, da hat Jeder seine fünf Finger zur Hand. Fragt der Schulmeister: „Franzl, wenn Du drei Aepfel hast und die Mutter giebt Dir auch drei dazu, wie viel Aepfel hast hernach?" „Meine Mutter macht immer Aepfelkuchen!" antwortet der Kleine. Dieses unschuldige Kindeswort vom Aepfelkuchen dringt dem alten Manne tief in die Seele. „Franzl," sagt er dann, „wenn Du einmal einen Aepfelkuchen mitbringen willst, so wollen wir damit eine Bruchrechnung anstellen."

Er kann es nicht verwinden, zeitweilig solche Anspielungen zu machen, da sie gewissermaßen nicht ohne Folgen bleiben. Es ist schon dann und wann ein Kuchen, oder ein Schinken, oder ein Schock Eier mit in die Schule gekommen und der Ueberbringer hat es nicht ohne Selbstgefühl ausgerichtet: „Das schenket meine Mutter dem Herrn Schulmeister!"

Das Rechnen wird durch den Pfarrer unterbrochen, der, vom Versehgange zurückgekehrt, in die Schule tritt. Die Kinder erheben sich und sagen den christlichen Gruß; der Schulmeister zieht sich in einen Winkel zurück.

Endlich ist die Schule aus, die Kinder trollen sich lustig davon, nur ein oder der andere Knabe bleibt und holt seine Geige oder seine Pfeife hervor und nun beginnt der Musikunterricht. Jeden Sonntag ist „musikalisch" auf dem Chore und da muß zur Orgel doch wohl auch eine Geige und eine Pfeife sein.

Dem Schulmeister hängt überhaupt in solch festlichen Stunden der Himmel voll Geigen, nur „derlängen" kann er keine.

Nach dem Musikunterricht kommt endlich Feierabend? Warum nicht gar! Nun kommt erst das wichtigste Geschäft. Aber das ist ein heikel Ding und der Schulmeister zieht sich damit in sein Stübchen und sperrt die Thür ab. Auch das Fenster deckt er zu mit dem Sacktuch; — es ist besser, wenn's Niemand sieht. Hierauf thut er eine Oblatenrolle hervor und beginnt Hostien auszustempeln. Dabei obliegt er frommen Betrachtungen über das Geheimniß des Gottmenschen in Brotgestalt — und stempelt und stempelt.

Da klopft es an der Thür. Der Alte verhält sich mäuschenstill, aber es hilft nichts, man hat ihn stempeln gehört. Schnell räumt er auf und

öffnet die Thür; er sei — er habe — Nägel habe er in die Wand geschlagen, Nägel.

Zwei Bauern haben ihm einen Vagabunden gebracht. „Müssen halt wieder dem Herrn Schulmeister zu Gnaden fallen, einen Spitzbuben haben wir da. Wir wissen es aber nicht einmal, ob er ein Spitzbub' ist; er schleicht nur so herum in der Gegend, und da haben wir ihn angehalten. Er hat so einen Brief bei sich, aber wir haben ihn nicht gelesen — heißt das, weil wir nicht lesen können, und da hätten wir den Herrn Schulmeister halt bitten mögen —"

Der Schulmeister liest den Passirschein, findet Alles in der Ordnung, und so wird der „Stromer" wieder auf freien Fuß gesetzt.

Dergleichen Unterbrechungen kommen vor, wenn der gute Mann im verschlossenen Stübchen Oblaten stempelt.

Endlich kommt die Avestunde; der Schulmeister zieht am Glockenstrick, sperrt die Kirche zu, thut noch einen Gang um den Kirchhof und verrichtet dabei sein Abendgebet. Dann zieht er sich zurück in sein Kämmerlein. Und nun kommt wieder die holde Zeit des Traumes von dem Bauernknecht, der sorgenlos sein Tagewerk verrichtet und dann ruhig essen, trinken und schlafen kann.

Nicht zu selten geschieht es, daß er mitten in der Nacht geweckt wird: „Steh' der Schulmeister

doch auf, um Gotteswillen, unsere Kuh ist im Kalben und es geht nicht vor sich und wir wissen uns nicht zu helfen!" —

So geht's, wenn man ein öffentlicher Charakter ist.

So geht's durch's Jahr. Im Sommer zur Heumahd oder zur Kornernte ist eine „g'nöthige" Zeit, da schickt der Bauer sein Kind nicht in die Schule, diese wird zugesperrt — es sind die großen Vacanzen.

Was macht denn der Schulmeister in den Vacanzen? Der ist gar nicht daheim, der hat sich für die Kirche jemand Anderen bestellt, irgend einen alten Krüppel oder Halbcretin, der für ein paar Groschen das Läuten mit Freuden verrichtet. Der Schulmeister wandert mit einer Holztrage auf dem Rücken in der Gegend umher, von einer Hütte zur anderen, um für den Meßnerdienst, oft auch anstatt des Schulgeldes milde Gaben von Feldfrüchten einzusammeln. Hier bekommt er zwölf Korngarben, ist die Wirthschaft größer, so kriegt er vierundzwanzig und ist der Bauer gut bei Laune, so heißt's: „Nur auffassen, Schulmeister, was Er tragen mag, heuer haben wir ein gutes Jahr gehabt!" Und der Alte ladet auf, so viel sich auf der Trage nur halten will, und sagt: „Vergelt's Gott, Bauer, Gott wird Euch segnen!" und wankt davon. Schier zusammenbrechen will er oft unter der Last, und er kann gar nicht rasten und niedersitzen — wer hälfe ihm denn hernach auf? Nur wo ein Strunk oder ein

Stein emporragt, da ist's geschickt für ihn zum Ausruhen. Da wischt er sich wohl die klebenden Haare aus der Stirne, aber er macht ein heiteres Gesicht — jetzt hat er was bekommen und das läßt er ausdreschen und verkauft Stroh und Korn, jedes besonders, und zuletzt, hofft er, wird er gar noch ein reicher Mann!

So kommt er endlich nach Hause und ladet ab und geht wieder davon, bis er alle Hütten, wie sie weitläufig zerstreut herumliegen, abgegangen hat.

Da findet er wohl auch seine Kleinen in ihren häuslichen Beschäftigungen, sie sind ganz frisch auf und sie arbeiten doppelt rührig und geschäftig, wenn's der Schulmeister sieht, um ihm zu zeigen, daß sie auf diesem Felde daheim und hier mehr verstehen als der Schulmeister!

Und sind die Feldarbeiten vorüber, so kommen die Kinder wieder nach und nach in die Schule — aber wie Manches ist im Laufe der Zeit anders geworden, die Kenntnisse haben sich verrückt, Buchstaben haben ihre Namen verwechselt und dreimal drei ist nicht mehr neun.

Der Schulmeister hat keine Rüge dafür und auch kein Lob; ruhig fängt er wieder von vorn an. —

So lebt er in seiner armen, kleinen, entlegenen Pfarre.

„Gesund, Gott sei Dank," sagt er, „bin ich, und das ist das Best'."

Die Jahre vergehen, die Schulkinder werden groß und schicken wieder andere Schulkinder. Aber einmal ist ein Tag, da kommen sie früher nach Hause als gewöhnlich: „Der Schulmeister ist heut' nicht recht beieinander, und da ist die Schul' früher aus geworden."

Und am Abende zur Avestunde wird nicht geläutet. Aber kurze Zeit darauf klingen alle Glocken mitten im Werktag. Der Schulmeister läutet sie nicht — er ruht endlich aus.

Wer ihm einen Grabstein setzen wollte — ich wüßte dafür eine Denkschrift. Grabt in den Stein einen Glockenstrick und einen Bettelsack und unten hin die Worte: „Hier ruht ein Volkslehrer der alten Schule." So war's. So ist's nicht mehr. Heute erfreut sich ein braver Dorfschullehrer derselben Achtung wie der Herr Pfarrer, und in einer Gemeinde, welcher die Erde höher steht als der Himmel, vielleicht einer noch größeren. Unter den neuen gibt es mehr bedeutende Männer als unter den alten, aber weniger Originale.





Der Kirchenwaschel.



'S' ist eine wahre Plackerei, aber sein muß doch auch wer dazu! — das sagt er selbst, der Kirchenwaschel, der angestellt ist, um in Ermangelung des Schulmeisters den Meßnerdienst zu besorgen und für die Dorfkirche den Hausknecht zu machen. Ei freilich muß auch wer sein dazu, aber warum just er?

Daß er ein wenig stottert, schielt, einen Höcker oder Säbelbeine hat, ist immer noch kein Grund dafür; wohl ist er in seinem Thun und Handeln nicht ganz der Schnellste, sein Schritt, sagt man, gehe nach dem Tacte der Thurmuhr.

Warum also just er?

Je nu, weil die Gemeinde sagt: Im Kopf hat er's nicht, im Ellbogen braucht er's nicht und im Sitzleder bleibt's ihm nicht! — So geheimnißvoll dieser Ausspruch ist, so kann doch vermuthet werden,

daß damit das Gehirn gemeint ist — kurz, unser Mann wurde Kirchenwaschel.

Eigentlich unser Mann ist stolz darauf, und mit Recht, denn er und der liebe Gott sind nun die zwei Ersten in der Gemeinde.

Das sieht man täglich gleich zur frühesten Morgenstunde, denn —

Wie der Mann heißt, wollt Ihr wissen?

Ja, wenn Ihr immer solche Fragen thut, so komm' ich nicht in's Erzählen, ich meine doch keinen Bestimmten, sondern alle Kirchenwaschel zusammen; wozu immer Namen, Namen, wenn man Thaten erzählen kann!

Der Kirchenwaschel hat auf dem Dachboden im Schulhause oder in der Heukammer eines nahen Bauernhofes sein Daheim. Im Ehestand lebt er nicht, er gehört zur „Bruderschaft“ und hat sich vorgenommen, als Jüngling zu sterben. Schon vor fünfzig Jahren hat er sich das geschworen und stark ist er bisher geblieben; allen Anzeichen nach wird er seinem Vorsatze treu bleiben.

Schlaf hat der Kirchenwaschel wenig. Der Schlag der ersten Tagesstunde weckt ihn gewöhnlich aus dem Schlummer, und dann schläft er nicht mehr ein. Wohl bleibt er noch eine Weile unter der warmen Decke und macht feste, eiserne Vorsätze für den Tag. Sind diese fertig, so richtet er sich auf und verrichtet sein Morgengebet; er verkehrt in dem-

selben weniger mit dem lieben Gott als mit den vierzehn Nothhelfern, gegen diese ist er aber sehr energisch. Auf gutem Fuß steht er mit dem heiligen Leonhard, diesem weiht er die Kerzenstümpfchen, die am Hochaltare übrig bleiben, und zündet sie ihm an den Sonn- und Feiertagen auch an. Dafür läßt Leonhard den Schöpsen, welchen sein Verehrer bei einem Großbauern auf dem Futter hat, jahraus jahrein kerngesund sein. Und der Schöps und die Wolle, die auf dem Schöpsen wächst, ist völlig das Einzige, was der Kirchenwaschel sein Eigen nennt. Und für dieses bittet er den heiligen Leonhard um Schutz, wenn er des Morgens auf seinem Strohlager sitzt.

Dann steigt er mit feierlichem Ernst aus dem Bett und beginnt sich anzuziehen, ein Werk, das er mit Ausdauer, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit fortsetzt, bis dasselbe gelungen ist.

Um fünf Uhr endlich, wenn er mit Gott und der Kleidung fertig ist, hängt er sich an den Strick. Die Morgenglocke klingt; der Waschel ist Herold des goldenen Tages, mit eherner Zunge ruft er's hinaus, daß Gottes Morgen da ist und daß bald die Sonne aufgehen wird über Gute und Böse!

Ist Sonntag und hat der Waschel etwa gar unterlassen, am Vorabende die Kirche auszukehren und die Papierblumen an die Altarleuchter zu knüpfen, so ist er jetzt in großer Bedrängniß. Auf

das Frühstück, Du mein Gott, verzichtet er gern, aber wer giebt ihm die Zeit zurück!

Freilich wohl fegt jetzt der Besen und fegt und fegt, aber zum Ausspritzen blieb keine Zeit mehr, Millionen und Millionen unendlich kleiner Planeten fliegen im Gotteshaus herum, die Größe und Allmacht des Schöpfers verkündend. Denn Recht hat das Kirchenlied:

Hier liegt vor Deiner Majestät
Im Staub die Christenschaar!

Erdreich läge nun genug am Altare, aber die Blumen können nicht wachsen in so kurzer Zeit, und so bleibt heute der Tabernakel ohne sonderlichen Schmuck. Es schlägt acht Uhr. Alte Weiblein humpeln zur Thüre herein und gehen an ihre Plätze und entfalten ihre Rosenkränze und bringen ihre Lippen ins Klappern und legen die runzeligen Hände zusammen und auseinander und wieder zusammen wie einen Blasebalg und beten sehr.

Wenn der Waschel mit dem Besen vorüber kommt, so schlagen sie ihre Augen zu Boden.

Endlich ist er mit dem Vorbereiten in der Kirche und in der Sacristei fertig, ja es ist sogar die Glut für den Weihrauch gemacht und am Altare sind zwei Kerzen angezündet. Da der Pfarrer noch nicht da ist, setzt sich der Waschel in einen Stuhl und beginnt laut einen Rosenkranz zu beten. Die

Sonntagssonne strahlt zu den Fenstern herein und ihre Strahlen bilden breite Streifen von den Fenstern durch die Kirche.

Jüngere Weiber kommen zur Thüre herein und besprengen sich am Weihbrunnengefäß und gehen auf ihre Plätze. Auch die Mannsstühle füllen sich mit älteren Männern zuerst; die jüngeren und die Burschen bleiben während des Rosenkranzes gern draußen auf dem Kirchplatze stehen, verfolgen das in die Kirche tretende Weibervolk mit Blicken und Bemerkungen und machen Tauschgeschäfte in Tabakspfeifen. Sie haben kurze, künstlich geschnitzte Pinzgauerpfeifchen mit durchbrochenen Thurmdeckeln aus Messing; sie haben lange, mit Stahl, Packfong oder Silber beschlagene Buchenpfeifen, sie haben dicke, mit breiten Deckeln und langen Röhren. Und was der Waschel drin auch anrufen mag in den kläglichsten Tönen, und wie erbarmenerregend er auch bitten mag für die armen Seelen im Fegefeuer, die Burschen bleiben verstockt, sie denken nur an Eines: die silberbeschlagenen Pfeifen stehen höher als die von Packfong und die Pinzgauer kommen aus der Mode.

Da geht der Pfarrer über den Kirchhof. Wohl rücken da die Burschen ihre Hüte und Einige machen sogar Versuche zum Handküssen; aber der Pfarrer eilt schnell vorüber, er greift nicht einmal grüßend an sein Sammtkäppchen, er ist ungehalten. Da stehen

sie in der Sonne und treiben Schacher, und drin ist der Rosenkranz!

Die Burschen schleichen sofort in die Kirche und einige gar hinab hinter die Kirchhofmauer zu einem Kartenspielchen. Trotz Glockenklang und Orgelton drinnen sticht das Trumpf-Aß doch immer den König!

Mit der Ankunft des Pfarrers in der Sacristei wälzt sich ein Heer von Geschäften auf den armen Waschel heran. Sie mögen braten, die Seelen im Fegefeuer, jetzt hat er nicht die Zeit, daß er sie herausbete, der Pfarrer will den Chorrock und die Stola umgeworfen und das Birret auf dem Kopf haben, die Glocken wollen geläutet sein und an der Orgel steht kein Blasbalgzieher. Und der arme Waschel hat nur zwei, sage zwei lumpige Hände!

Doch siehe, die Glocken klingen, die Orgel schallt und der Pfarrer steht gehegt und gepflegt auf der Kanzel.

Unter allgemeinem Aufstand wird das Evangelium gelesen. Dann beginnt die Predigt; die Männer horchen zu, die Weiber weinen oder schlafen, die Mädchen sehen ein wenig nach, wie das seidene Halstuch steht und ob dasselbe nicht Blicke auf sich ziehe. Der Kirchenwaschel aber steht am Taufbecken und macht Ohren, Augen und Mund auf, daß er keines der Worte Gottes überhöre.

Nach der Predigt verkündet der Pfarrer den Wochenplan für die Kirche, und wer die Messen

zahlt und wofür, und wann ein gebotener Fasttag ist. Wenn die Zeiten gute sind, so verkündet er gar ein Brautpaar und oft ein so unverhofftes, daß die ganze Gemeinde in den Stühlen darüber in Aufregung geräth und sich alle Blicke nach den gewöhnlichen Plätzen der Verkündeten wenden.

Aber die Brautleute sind nicht da und — der Waschel zündet schon die Lichter am heiligen Leonhard an.

Das Hochamt rückt heran; der Pfarrer will für dasselbe die Alba, die Manipel, den Meßrock und Das und Jenes.

Mit Geschicklichkeit hat ihn der Waschel angekleidet, darauf hat er Weihrauch angemacht und den Opferwein besorgt; das Wasser zu demselben will er auch noch holen, aber jener Pfarrer war nachsichtig und sagte: „Wozu den weiten Weg zum Brunnen hinab? Schone Deine alten Füß', Waschel — der liebe Gott nimmt den guten Willen für's Werk."

Das Amt hat begonnen und der Kirchenwaschel kommt nun aus der Sacristei, aber wie? Nicht mehr als der buckelige, säbelbeinige Kirchenwaschel, sondern als Gottes Diener, als Cherub eigentlich, im weißrothen Chorrock! Da kniet er vor dem Altare und wedelt mit dem Kohlengefäß und läßt den Weihrauch aufsteigen und neigt sich und betet für seinen Schöps!

Und nach dem ersten Segen kommt er mit der langen Stange und zündet alle Kerzen an, die am Altare, an den Bildern und an den Wänden herum angebracht sind. Majestätisch schreitet er durch die Kirche.

Ein oder das andere Weiblein, an dem der Anzünder mit der Stange vorüberkommt, flüstert ihm schüchtern die Bitte um Licht zu und hält ihren Wachsstock hin; aber der Waschel zögert: Du Licht, Du alte Rumpel! Bist Du denn schon heilig gesprochen, und stehst Du schon auf der Wand? Aber doch, er hat Nachsicht und reicht dem Weiblein Licht.

Endlich brennt Alles und der Kirchenwaschel zieht sich in die Sacristei zurück. Aber bald kommt er, und zwar wieder mit einer langen Stange, an welcher sich diesmal kein Licht, sondern ein Holztrühlein oder ein Klingelbeutelchen befindet. Mit diesem geht er nicht mehr zu den Heiligen, die auf der Mauer stehen, sondern zu den sündigen Menschen, die in den Stühlen sitzen. Da blickt er wohl Jedem fest und fragend ins Gesicht: Nu, giebst Du was? Oder wird's? — Und wenn die Münze in das Trühelchen kollert, so sagt er „Vergelt's Gott"! — und geht weiter, muß oft an mehreren Stühlen vorüber, ohne daß auch nur ein einziger Heller fällt. Da bleibt er wohl gar stehen und brummt etwas. Besonders den Jüngeren, die überhaupt gottlos

sind — die Mädchen wie die Burschen —, vermag er nichts abzugewinnen. Es ist ein Jammer, was die Leute heutzutage schlecht werden!

Endlich von seiner beschwerlichen Wanderung in die Sacristei zurückgekehrt, überzählt der Waschel den Ertrag seiner Sammlung. Jetzt glotzt er eine Münze an und kehrt sie um und glotzt sie wieder an und brummt und hebt die Hand mit derselben langsam und schleudert die Münze in den Winkel. Es ist erbärmlich — ein messing'ner Hosenknopf war's!

Unter solchen Freuden und Leiden geht das Hochamt zu Ende; wieder Weihrauch zum Segen und dann Auslöschen aller Kerzen. Die beim Leonhard läßt der Waschel am längsten brennen, dann aber sagt er: „Jetzt kann ich Dir nimmer helfen, die Kirche wird zugesperrt, aber vergelt's Gott, Du schaust so schön auf mein' Schöpfen!"

Und wenn die Leute schon längst draußen sind, sich um den Obstkrämer herumdrängen oder ins Wirthshaus gehen, waltet der Waschel noch in der Kirche. Dann läutet er die Mittagsglocke, sperrt zu und geht endlich zum Essen.

Und das ist nur ein einziger Tag! Wer möchte erst die wichtigen Ämter aufzählen, die der Kirchenwaschel durch all' die Feste des Jahres bekleidet! Stellt er zur Weihnacht nicht die Krippe, zu Ostern nicht das heilige Grab auf? Wer wickelt

zur Fastenzeit all' die Crucifixe in blaue Tücher, wer krönt in den Rosenmonaten Altäre und Bilder mit Blumen und Kränzen, und wer zieht zu Frohnleichnam die Fahnen auf und hängt den Himmel (Baldachin) auf vier Stangen — und zu Pfingsten, wer sendet den heiligen Geist aus der Dachstuhlkammer hernieder und läßt ihn schweben an der Schnur über den Häuptern der Gläubigen?

Der Kirchenwaschel ist's!

Und wenn die Gemeinde gar einmal eine Wallfahrt nach Maria-Zell macht, wer geht voran und trägt die Fahne?

Ich brauche die Frage wohl nicht mehr zu beantworten.

Und wofür thut der Mann alles das?

Niemand leistet ihm Entgelt, nur daß — wenn er einst in die Grube rollt — die Glocken unentgeltlich läuten und der Pfarrer umsonst seinen Segen nachspricht.

Es ist ein reines Ehrenamt, und sein muß doch auch wer dazu — endlich jenseits ist Vergeltung, denn der liebe Gott zahlt seinen Hausknecht und die Heiligen verlassen ihren Kirchenwaschel nicht!





Seine Gestrengen!

Ist einmal eine Zeit gewesen, da es vier Gottheiten gab. Da war: Gott Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist und der „Herr Verwalter“. Bei dem Kreuzzeichen wurde demnach das vierte Kreuz wohl sinnig unten am Bauch gemacht. Die vierte göttliche Person war die strengste und die gefürchtetste. Bei den Ersteren war zuweilen durch Gebet was zu erlangen, bei der Letzteren ging's nicht ohne handgreifliche Opfer.

Der Herr Verwalter war mächtig, wie Einer; sein Wille geschah im ganzen Gau. Da war in der Gerichtsstube eine Bank, die diente nicht allein zum Sitzen! Die vier letzten Dinge sind Manchem nicht so schrecklich vorgekommen, als die einfache Bank mit ihren vier kernfesten Füßen. Der Herr Verwalter war allweise; was er sagte, that oder befahl, war recht und unfehlbar; und wenn er sagte:

„Die Sonne scheint in der Nacht und am Tage der Mond“ — so versetzten die Bauern höchstens kleinlaut: „Schau, bei unserem Aufwachsen ist's just umgekehrt gewesen.“ Und wenn er sagte: „Zwei Gulden steuert Ihr für die Wiese und zwei Gulden für den Acker, also zusammen neun Gulden!“ und er deutete mit dem Stock dazu, so glaubten es die Bauern und murmelten: „Wohl so, wohl so, gestrenger Herr Gnaden, zweimal zwei ist neun.“

Eine der göttlichen Eigenschaften fehlte dem Herrn Verwalter, und der Mangel derselben hat ihn zu Grunde gerichtet: ewig war er nicht. Heute ist das Schloß verfallen, oder es hantirt der Gemeindevorstand, ein Bauer, in des gestrengen Verwalters Kanzlei, und in des Herrn Verwalters zerzauster Perrücke nisten die Mäuse. Und ein lustiges Schreiberlein sitzt in der Kammer und schreibt ein boshaftes Capitel über den hochgebornen, hochwichtigen und hochgestrengen Herrn Verwalter. Dereinstmalen ist mit biegsamen Gänsefedern geschrieben worden und haben sich, wenn eine frische, fette Gans ankam, der Herr Verwalter und sein Secretarius die Arbeit so getheilt: der Secretarius verschrieb die Federn an den Steuerexecutions- und Gantbögen der Bauern; der Herr Verwalter verzehrte die Gans.

Unser heutiges Schreiberlein aber schreibt das Capitel mit einer Feder, die aus ähnlichem Stoffe

gemacht und just so spitzig ist, wie voreinstmalen der Degen des allergnädigsten Herrn Grafen.

Nun wird der Herr Verwalter allerunterthänigst beschrieben. Von oben fange ich an; da sehe ich die Pelzhaube, oder den breitkrämpigen Hut. Das Gesicht ist stets glatt rasirt; wenn zumeist auch Strenge auf demselben ruht, so kann es doch zuweilen — hat auch seine Zeit — recht gemüthlich lächeln. Und auf der hochwohlgebornen Nasenspitze liegt ein ständiges Alpenglühen. Der Blick ist, wie sich's gebührt, immer gerade aus, denn das Wenden des Hauptes nach rechts oder links ist der steifstehenden Hemdkragenspitzen wegen nicht gut möglich. Dann kommt die mächtige, schwarze Cravatte. Sie ist ihm das, was dem Pfarrer ein Collare, dem Fürsten ein Ordensstern — das Zeichen seiner Würde. Der lange schwarze Rock ist streng zugeknöpft von oben bis unten. Dieser — ein ehrenvoller, dicker, fester Rock — ist sein Panzer und Schild. Nur rückwärts — aber das weiß ja kein Mensch — durch die tiefsinnigen Taschen wäre ihm beizukommen — das ist die Achillesferse. Weiter unten ist das graue, enge Beinkleid, sind die hohen rothen Stiefel, und noch weiter unter ist der grundfeste Erdboden. Halt, jetzt hätte ich schier den Stock vergessen, so sehr er sich bemerkbar macht durch seinen goldenen Knopf, durch seine schöne, braune Quaste — o Gott, wie und in welcher Weise hätte sich dieser Verwaltersstock seiner

Tage nicht schon bemerkbar gemacht — es ist ein zu schweren Dingen auserlesener Stock, es ist ein erhabener Stock!

So schreitet der Herr Verwalter einher, und seine körperliche Haltung ist eine so vorzügliche, daß der Neid von ihm sagt: „Daher geht er, wie wenn er einen Prügel hätt' g'schluckt."

Nu, ein Kriecher ist er allerdings nicht, das überläßt er den Bauern, denen ist der Rücken krumm dazu gewachsen.

Im Amtshause steht sein Thron und Richterstuhl.

Ein Bauer ist vorgeladen um die neunte Stunde zum Steuerzahlen. Punkt Glockenschlag schleicht er über die Treppe hinauf, denn so hohe Herren haben Alles gern pünktlich. Er guckt nun im Vorsaale zu jeder Thür und weiß halt zum Donner hinein nicht, welche zum Herrn Verwalter seiner Kanzlei führt. Thät' wohl darüber stehen an den Tafeln, aber bei seinem Aufwachsen hat Eins halt kein Lesen gelernt. Er will nicht unbescheidentlich anklopfen an einer unrechten Thür; da beißt es, da kraut sich das Bäuerlein den Kopf. Endlich hebt es doch an, mit dem kleinsten, geschmeidigsten Finger zu klöpfeln. Kein „Herein". — Es klöpfelt an der zweiten Thür und hält den Athem an. Alles still. Da huscht es zur dritten und nimmt schon einen stärkerer Finger. Lautlos, wie ausgestorben. Das Bäuerlein eilt zur fünften, zur sechsten Thür, wird immer kühner in

der Auswahl der Finger, pocht endlich mit der Faust, da donnert von innen plötzlich ein gewaltiges: „Wer?!“

Wie vom Blitze gestreift fährt das Bäuerlein in sich zusammen. Nur gut, daß es noch nicht d'rin ist, denn es hat sich anläßlich des plötzlichen Schrecks von seiner irdischen Wesenheit ein Ton losgerungen, der für einen Ausdruck des schuldigen Respects vor Seiner Gestrengen durchaus nicht hätte gelten können.

Indeß, der Würfel ist gefallen; das Männlein legt zitternd seine Hand an die Thürklinke. Da wird die schon von innen aufgerissen, und im Schlafrock, ohne die Perrücke und mit eingeseiften Wangen steht er da, der Herr Verwalter.

„Was ist mir das für ein kreuzverfluchtes Gepolter?“

Das Bäuerlein, das die Seife für puren Wuthschaum hält, stottert: „Gestrengen, 's ist halt g'rad so eine zuwidere Sach' — vorgeladen wäre ich.“

„Und weiß Er die Amtsstunden und die Kanzlei nicht?“

„Halt ja, halt ja, Gestrengen; neun geschlagen, mein' ich, hätt's wohl schon.“

„Acht hat's geschlagen, Er ungeschliffener Bengel!“

„'s mag wohl sein, Gestrengen, daß es acht geschlagen —“

„Marsch!“

Das Bäuerlein kollert förmlich die Stiege hinab. Der Uhrzeiger steht fast auf halb zehn, aber das Männlein ist überzeigt: Acht hat's geschlagen. Unten im Vorhause, wo an den Wänden allerhand Kundmachungen und Licitationsankündigungen prangen, setzt es sich auf eine Bank und bleibt sitzen drei Stunden, und weil hierauf Seine Gestrengen bei Tische und beim Mittagsschläfchen ist, so bleibt das Bäuerlein sitzen noch drei Stunden. Es möchte wohl in die Taverne gehen und einen Löffel Suppe essen, aber es könnt' leicht mittlerweile vorgerufen werden. Um vier Uhr endlich kommt der gute Mann d'ran.

Ein erkleckliches Mittagsmahl scheint den Herrn Verwalter etwas gnädiger gestimmt zu haben. Freundlich streicht er das von dem Bauer hingelegte Steuergeld ein, schiebt seine Brille auf die Stirn, blättert in Papieren und bedeutet in fast liebenswürdigem Tone, daß das Geld just um die Hälfte zu wenig sei, und daß der Bauer längstens in vierundzwanzig Stunden das Fehlende zu bringen habe, widrigenfalls in weiteren vierundzwanzig Stunden unnachsichtliche Execution erfolgen müßte.

Da beißt es gewaltig und das Bäuerlein kraut sich rathlos den Kopf.

„Wenn ich halt dennoch dürft' bitten, in vier, fünf Tagen wollt' ich schon schauen, bis selbhin thät' ich auch das feist' Lämmel bringen, von dem

mein Weib allweg sagt, 's wär Schad für den Hirschenwirth, 's müßt's der Herr Verwalter kriegen."

„Jessas, das ist ja der Waldsimmerl!" schreit jetzt Seine Gestrengen auf, „ei, jetzt kenn' ich Euch erst. Je, wie gehts, wie gehts? — Ei freilich hat's Zeit, ei freilich!"

Trippelt halt hernach der Waldsimmerl vergnügt nach Hause und freut sich des guten Ansehens, das er beim Verwalter genießt.

Sein Weib daheim weiß auch was Neues zu erzählen: „Ein Amtsbote ist dagewesen. Der Verwalter läßt oben auf dem Hochboden ein Jagdhaus bauen, und da wär's zum Roboten."

Es ist das Heu noch nicht eingeheimst, denn der Waldsimmerl war in der letzten Woche bei einem Gartenbau für das Schloß in der Arbeit gewesen. Nun steht das Korn reif auf dem Felde und der Bauer muß fort, muß in den Wald hinaus und eine ganze Woche Holz aushacken für das neue Jagdhaus Seiner Gestrengen.

Mittlerweile schickt sein Weib das feist' Lämmel ins Schloß.

„Was heißt das?" fährt der Verwalter auf. „Ihr Bettelbauern wollt mir vielleicht gar ein Nachtmahl schenken?"

„Weiß nichts, bin halt geschickt mit dem Lämmel," stottert der Bote.

Seine Gestrengen kräuselt mit den Fingern in der weichen Wolle des Thieres. „Armes Vieh, hetzen und schlagen wird dich der rohe Bauer und zuletzt läßt er dich gar noch Hunger leiden. Erbarmst mir, du gutes, unschuldiges Thier, und 's ist besser, du bleibst in meinem Haus.“ Und zum Boten: „In der Küche wird's ausbezahlt!“

„Nehm' nichts, nehm' nichts!“ lächelt der Bote schlau, „darf nichts nehmen.“ Giebt das feist' Lämmel in der Küche ab und eilt nach Hause.

Aber kaum ist die Woche um und der Waldsimmerl kehrt von der Robot heim, ist der Executionssoldat da. Ein brauner, wilder, mürrischer „Slovak“, der nicht einmal deutsch kann, der aber Anspruch macht auf Tisch und Herberge so lange, bis der Waldsimmerl die fällige Steuer bis auf den letzten Kreuzer gezahlt hat. Das arme Lämmlein, es wird wohl seine Schuldigkeit gethan haben, aber mit all' seinem Fette war es nicht im Stande, die Strenge des Herrn Verwalters zu lindern, und noch kaute dieser an dem letzten Bissen des saftigen „Lämmernen“, als er einem Beamten den Befehl gab: „Dem Waldsimmerl schick' Er einen Executionsmann; hat er in acht Tagen nicht gezahlt, so schick' Er ihm zwei; hat er ihn 14 Tagen nicht gezahlt, so lass' Er ihn pfänden.“

Der Bauer sieht's voraus, was kommen soll; er hat das an sich und seinen Nachbarn erfahren.

Eilends verschleudert er Fahrnisse, deckt den Steuerrest, ist frei von der „slovakischen“ Belagerung.

Und nun hat der Waldsimmerl Zeit, das Heu einzubringen, so weit es noch nicht verfault ist; das Korn zu ernten, wenn es nicht ausgefallen ist; den Flachs zu sammeln, den die Jäger nicht in den Boden gestampft haben; und das Kraut zu fechsen, das der Hase übrig gelassen hat. Da giebt es oft nicht mehr viel zu thun, und wollte sich der Bauer darob beschweren, so wird ihm gesagt: „Wenn Dir's nicht recht, so geh'; wirst abgestiftet. Grund und Boden gehört der Herrschaft!“

So verläuft die Geschichte.

Aber in Einem ist der Herr Verwalter recht passabel commod gewesen; mit der Schul' hat er keine so Geschichten gemacht, wie man's heutigentags erlebt, und hat der Bauer seine Kinder nicht freiwillig gern in die Schule geschickt, so ist deswegen auch keine Feindschaft gewesen.

In der Kirche hat's der Herr Verwalter besser gehabt als die drei übrigen göttlichen Personen. Da hat er zur Winterszeit auf dem Sacristeiboden seinen geheizten Ofen gehabt. Und der Pfarrer hat warten müssen an Sonn- und Feiertagen, bis der Herr Verwalter sammt Familie da war. Und dann hat Seine Gestrengen stolz herabgeblickt auf die Gemeinde, die eigentlich seine Dienerschaft war. Und gegen den Altar hin hat er eine Miene ge-

macht, als wollte er sagen: „Schön, Herrgott, daß Du Deine Schuldigkeit thust. Ich könnt' Dich absetzen! Grund und Boden gehört der Herrschaft!"

Da hat man gemeint, der Vierte steht über Allem. Aber es war in Seiner Gestrengen ein heimliches Grauen bei dem Gedanken an die „Herrschaft", denn — es läßt sich nicht mehr verhehlen — er selbst war die Herrschaft nicht.

Seine freiherrliche Gnaden oder gar Seine Durchlaucht! Das war ein herzerschütternder Begriff für den Herrn Verwalter. Die Cassen- und Wirthschaftsbücher sind eben auch, wie alles Irdische, Unvollkommenheiten und Irrthümern unterworfen, und es ist wohl nicht Wunder zu nehmen, wenn der Herr Verwalter bei dem alljährlichen, jedoch unregelmäßigen Besuche der Herrschaft ähnliches Fehl durch Triumphbogen, weißgekleidete Blumenmädchen und ergebenste Bücklinge in eigener Person zu schlichten suchte. Da sahen die Unterthanen, daß es denn doch nicht so war, „als ob der Herr Verwalter einen Prügel hätt' g'schluckt".

Die Leute freuten sich einerseits, wenn die „Herrschaft", der Graf oder der Fürst, kam, weil's da Spectakel gab, weil der Graf oder der Fürst herablassend war, auf „meine Lieben" sprach und die Blumenmädchen abtätschelte, und weil sie eben auch sahen, mit welcher Feinheit der Herr Verwalter

„Buckerl" machen konnte. Andererseits aber zitterte der Landmann in solchen Tagen für seine Ernte; denn große Festjagd gab's und der Bauer mußte selbst mithelfen, seine Saat, sein Winterbrot zu zertreten.

Weiter ist vom Herrn Verwalter nichts mehr verlautet; heute ist er ein alter, griesgrämiger Mann und sitzt in irgend einem Winkel des Landes in Pension. Heute sagt kein Mensch mehr „Gestrengen" zu ihm, wie finster er auch dreinstarren mag, und das erste beste Bauernbüblein schreit es dem fehlbar gewordenen Rechenmeister ins halbtaube Ohr: „Zweimal zwei ist vier, und die Herren, die sind wir, und die Beamten sind unsere Rechtshalter — guten Tag, Herr Verwalter!"





Der Richter.

Jede Gemeinde hat ihren Gemeindevorstand oder — wie auch die Bauern gern sagen — ihren Bürgermeister. Der Bauer ist doch Staatsbürger, warum soll er keinen Bürgermeister haben! Zwar ist das ein Staatsbürger, der dem Staate weitaus mehr leistet, als was ihm von diesem geleistet wird, daher mag man ihm den Luxus, seinen Gemeindevorstand „Bürgermeister“ zu heißen, reichlich gönnen.

Nun hat der Bauer nebst seinem Bürgermeister mitunter auch noch einen Richter. Eine große Landgemeinde wird in mehrere Untergemeinden oder „Viertel“ eingetheilt. So giebt es Gemeinden, die mehr als vier Viertel haben und doch nur Ein Ganzes ausmachen. Ein jedes dieser Viertel besitzt seinen Richter, der kleine innere Angelegenheiten zu schlichten hat, dem vom Mittelpunkte, dem Bürgermeister=

amte aus, die Adressen an die „Viertel“ zugeschickt werden, und der seine Leute zu finden weiß. Seit ich vor Jahren „den Richter“ beschrieben, hat sich mit ihm doch Einiges geändert; Einiges auch habe ich von diesem Richterstande nachträglich erfahren, und das soll hier nachgetragen werden.

Es sind von Amtswegen just keine großen Aufgaben, die einem solchen Richter obliegen; er braucht nicht lesen und schreiben zu können, obwohl man doch mit Vorliebe solche wählt, die sich derlei Kenntnisse, wenigstens zum nöthigsten Theile, erworben haben.

Von Gewissenswegen jedoch hat der Richter überwiegend größere Obliegenheiten. Er hat darauf zu sehen, daß sich in seiner Gemeinde keine Spitzbuben umtreiben, oder in dieselbe etwa gar unchristliche Leute einwandern, die wegen Nichtbefolgung der Kirchengebote den Einheimischen ein Aergerniß geben könnten; auch obliegt ihm die Keuschheitscommission und er hat es dem Pfarrer zuzutragen, wenn irgendwo etwas Verdächtiges vorfällt, wie er in seiner Gemeinde ja auch sonst gerne den Adjuncten des Pfarramtes macht. Derlei wird weiter unten mit schönen Beispielen erhärtet.

In den meisten Fällen hat der Richter die besonderen Obliegenheiten, für die der Gemeinde gehörigen Aecker, Wiesen und Weiden, die verpachtet sind, den Zins einzubringen, was oft eine „Roß-

arbeit" ist, wie der Rotherhag behauptet. Von diesem Zinse hat er Steuern zu decken, und wird er vom Executionsmann gezwickt, so zwickt er die Pächter. Der Pächter schreit „Auweh"! und zahlt oder wird abgetrennt. Ferner hat der Richter die Dorfwege zu besorgen, und so oft Einem auf dem Gemeindewege eine Korn- oder Heufuhr oder sonst was umkippt, verflucht und vermaledeit er den Richter, und wenn dem Richter selber etwas umkippt, so muß er sich auslachen lassen — das ist auch seines Amtes. — Das Armen- und Bettelwesen hat er ebenfalls zum Theile über, und so ist das Richteramt eine Würde, die nur ein Breitschulteriger und Dickhäutiger zu tragen vermag.

Damit sie auf Einen nicht gar zu hart drückt, so geht sie in manchen Gegenden alljährlich auf einen Anderen über, und zwar nur auf einen wirklichen, festständigen Bauern; die Kleinhäusler wären dafür zu nichtig und auch viel zu dumm. Auf dem Dorf ist's, wie anderswo auch, der Reichste ist der Gescheiteste.

An den steierischen Abhängen des Wechsels, in der Gegend, die das „Jackelland" genannt ist, wird die Richterwahl mit besonderen Sitten ausgeübt. Am Erchtag in der Faistwoche (letzte Faschingswoche) ist in selbiger Gegend das „Richtersetzen". An diesem Tage — bald nach der Mittagszeit — kommen die Aeltesten, will sagen Wohlgesetztesten des Dorfes,

der Gemeinde hoher Rath, zusammen im Hause des Richters und setzen sich um den Tisch. Jetzt hebt ein Essen an — ein schweres Essen! — Das Wahrzeichen eines solchen Richtermahles ist das dritte Gericht, selbes besteht aus einer gewaltigen Schüssel mit Sauerkraut, in welchem ein stattlich Stück „Schweinernes“ liegt. Es ist, als ob sie mit dieser steierischen „Nationalspeise“ neuerdings steierische Volkskraft und Festhalten an alte Sitten in sich aufnehmen wollten. Es ist wie ein Rütlischwur mit dem Löffel. Einen von denen, die da löffeln, man weiß noch nicht welchen, aber Einen trifft's, das Richteramt, das heute zu vergeben ist.

In dem Augenblicke, als das Kraut aufgetragen wird, tritt der alte Richter zur Thür ein. Er ist im Ostertagrock, welcher bis über die Knie hinabgeht; in der einen Hand hat er den langen Richterstab, als das Zeichen der Würde, in der anderen trägt er einen Zinnteller, auf welchem ein Krug steht oder ein Trinkglas, das mit frischem Wasser gefüllt ist. Aus dem Gefäße ragt der grüne Zweig eines Rosmarinstammes. Der Rosmarin ist in unserem Volke das Symbol der Reinheit — bei der Jugend Jungfräulichkeit, bei dem Alter Reinheit des Charakters und des Rechtssinnes.

Nun hält er eine Ansprache:

„Ehrenwerthe Männer! Meine Zeit ist aus. Ich habe mit Gottes Hilfe das Richteramt auf mich ge=

nommen, ich gebe es mit Gottes Willen zurück in Eure Hände. Ich habe es geführt nach bestem Wissen und Gewissen; wenn ich aber Einem Unrecht gethan habe, sei es einem Mann oder einem Weib oder einem Kind, sei es einem Reichen oder einem Armen — vor Gott sind wir Alle gleich — und vor Gott bitte ich um Verzeihung. Sei es, daß ich mein Amt zu Eurer Zufriedenheit erfüllt habe, so gebt die Ehr' Gott dem Herrn, den ich jetzo mit Euch bitten will, daß er auch meinen Nachfolger erleuchte und führe in der Gerechtigkeit und Treue, und daß selbiger handle ohne Ansehen der Person und des Standes, es sei sein eigener Vortheil oder sein Schaden, daß er allzeit allein nur vor Augen habe die heiligen Gebote Gottes und die Gesetze unseres Kaisers und Herrn, unseres geliebten Landes und zum Wohle unserer Gemeinde. Ich gebe mit diesem Stabe das Richteramt zurück, und ich weise diesen Rosmarinzweig meinem Nachfolger als Zeichen des reinen Sinnes. Gott walt' es!"

Er stellt das Gefäß auf den Tisch und setzt sich zu den Uebrigen. Nun beginnt die Wahl des neuen Richters.

Selten weigert sich Einer, die ihn treffende Wahl anzunehmen, er sagt einfach ein paar passende Worte und setzt sich hierauf an den Ehrenplatz des Tisches, in den Winkel unter dem Hausaltare, den sie ihm mit vielen Artigkeiten einräumen.

Das Mahl wird fortgesetzt. Vor dem Hause versammeln sich viele Dorfleute, die schon begierig sind, wer ihr „Oberer“ geworden. In manchen Gegenden des Landes betheiligen sich bei dem Richtersetzen auch Kinder; sie laufen herbei in hellen Schaaren. Einer der Knaben pocht mit dem Stock an das Bretterthor des Hofes, in welchem der alte Richter wohnt, dreimal pocht er daran. Hernach eilt er zu den Nachbarhäusern der Aeltesten und pocht auch dort an die Thore; das Haus, in welchem der neue Richter wohnt, spart er sich bis zuletzt, dort pocht er wieder dreimal an und wirft endlich den Stock über die Einfriedung in den Hof. Soll dieses Pochen eine Mahnung sein der Jugend an das Alter, an die Männer der Würde, nicht nur ihrer alten Art und Sitte zu gedenken, sondern auch die Rechte des nachfolgenden Geschlechtes zu achten?! —

Der Stock wird im Hofe des neuen Richters zumeist über dem Einfahrtsthor aufgehängt, wo er im nächsten Jahre von den Knaben leicht wieder gefunden werden kann.

Dieses Pochen an die Hofthore mag altgermanischen Ursprunges sein, obwohl nicht Alles, was in unserem Volke bei derlei Festen und Anlässen als Brauch und Sitte getrieben wird, in die altgermanische Welt zurückgeführt werden kann. Manches entsteht fast aus Zufall und hat den Charakter des Spieles, an das man sich bei nächstem Anlasse wieder

erinnert, um es neuerdings zu üben, bis es eingebürgert ist als Volkssitte.

Ob derlei Sitten aus dem Alterthume stammen, ob sie später entstanden, selten genug denken die Ausübenden an die Bedeutung, die derlei Gebräuche ursprünglich hatten, oder die man ihnen unterschoben. So artet auch das Pochen und Stockwerfen der Jugend beim Richtersetzen meist zu einem wilden Gejohle aus, so wie das Richtermahl zu einem Faschingsgelage mit allen schlimmen Zusätzen, zu welchem allzu oft auch die liebe Jugend beigezogen wird. Soll der Knabe auf diese Rechte an die Thore gepocht haben? Das Gelage dauert bis tief in die Nacht hinein und geschieht es zuweilen, daß der neue Richter beim Nachhausegehen unter der Bürde seiner Würde wankt und taumelt.

So geschah es im Dorfe R., daß in einer Nacht nach dem Richtersetzen der neue Richter auf der Straße liegend aufgefunden wurde. Als er in seiner halben Betäubung das Nahen von Vorübergehenden wahrnahm, lallte er im Gefühle seiner neuen Macht: „Da liegt ein Besoffener! Steckt ihn in den Arrest, den Kerl!“

Ich führe hier einen Besseren vor. In Steinbach haben sie in diesem Jahre den Graben-Natzel zum Richter ernannt. Der Graben-Natzel ist ein Ehrenmann; gleich bei der Wahl hat er gesagt: „'s thut mich freuen, Nachbarn, daß Ihr auf mich das Ver-

trauen setzt, und ich will's halt probiren, aber das sag' ich, Ihr müßt jetzt essen, wie Ihr Euch eingebrockt habt, und ich geh' nicht, bis drei Jahr aus sind. Nehmt's Euch zusamm', daß eine Ordnung ist, sonst mach' ich Euch ein Spectakel!"

Deswegen unterscheidet er sich doch nicht von den Anderen; er trägt seine braune Knielederhose und seine blauen Strümpfe und sein Lodenjöpplein wie jeder Andere. Wenn sein Weib auch sagt: „Alter, aber jetzt mußt Dir wohl fleißig die Hosen flicken lassen, es kommen alleweil Leute her!" so entgegnet er: „Das mußt Du schon besser wissen, aber ich mein', sie kommen nicht der Hosen wegen."

Ein sehr wahres, vernünftiges Wort! sie kommen nicht der Hosen wegen. Da kommen Nachbarn, die sind im Streit wegen einer Grenzscheide, oder einer Schuld, oder gar wegen Schlägereien. Sie setzen sich zusammen zum Tisch, oder wenn diesen die Bäuerin als Nudelbrett benützt, um die Speckknödeln zu machen, so setzen sie sich zusammen auf den Herd. Und der Richter setzt sich auf den Herd und legt zuweilen eine glühende Kohle in sein Pfeiflein und bläst eifrig den Rauch heraus, und siehe, so mitten im Rauche bildet sich das Urtheil und der Ausgleich, und noch bevor das Pfeiflein ausgebrannt ist, reichen sich die Parteien die Hände und sind einig. Dann legt ihnen der Richter einen Laib Brot vor: „Schneidt's Euch ab einen braven Klotz, bei der

dalketen Rederei kommen Einem frei die Schaben in den Magen."

Nicht ganz so gemüthlich endet der folgende Fall:

Bringt ein Bauer einen Jungen, der blaue Flecken im Gesicht und Blut in seinen zerzausten Haaren hat und dem die Hände mit einem Strick gebunden sind.

„Sei so gut, Natzl, jetzt was ist zu machen mit dem Halbpelzer da, dem Knecht hat er das Geld gestohlen!"

„Schön, schön!" brummt der Richter, „hat er's gestanden?"

„Und was ich ihn schon geschlagen hab' mit dem Haustiel, und was ich ihn schon treten hab'! Auf den Boden hab' ich ihn geworfen und auf ihn gesprungen bin ich und der Knecht hat ihn beutelt, daß schon Alles hat gestaubt — aber er gesteht's nicht und er sagt's nicht, wo er das Geld hat."

Der Junge steht da und schaut seinen Ankläger an und dann den Richter — er will was sagen, doch er bringt kein Wort hervor.

Aber der Richter stellt sich mit geballten Fäusten vor den Jungen und mit einer fürchterlichen Stimme schreit er: „Höllsaggera, jetzt auf der Stell' sag', wo das Geld ist, oder ich schlag' Dich nieder wie einen Ochsen, Du Kreuzsikramentskerl, Du vermaledeiter!"

Da stürzt der Angeklagte auf seine Knie: „Ich — ich sag's schon — unter dem Brunntrog wird's halt sein, oder im Stall wo."

„Was ist das für ein Herumreden, du Himmelherrgott's —!"

„Ja, ich sag's schon, unter der Bodenstiegen wird's halt sein."

Der Junge schluchzt und faltet bittend die Hände, aber der Richter ist gar streng in seinem Amt, er läßt den Dieb auf eine Bank legen. Das arme, vielfarbige Beinkleid ist unschuldig an dem, was da zu sühnen ist, darum muß es herab, und der Richter kommt nun mit dem Birkenstock, und der Richter ist nicht träge.

Da geht der bestohlene Knecht zur Thür herein: „Hätt' ein Wort mit dem Richter zu reden."

„Siehst denn nicht, daß er g'rad in der Arbeit ist," sagt der Bauer.

Aber endlich ist er fertig, wirft dem Jungen das Beinkleid zu und ruft dem Knecht entgegen: „Was weißt denn Du wieder für Geschichten?"

„Ja, ich hab' sagen wollen, mein Geld habe ich wieder gefunden; ich hab's in der Hosentasche gehabt und da hab' ich früher nicht geschaut."

Da stürzt der Bauer auf den Jungen, der in dumpfer Ergebung die Schicksalsschläge hingenommen hat:

„Was lügst denn nachher? Ich bin im Stand und beutel Dich noch einmal!"

Aber der Richter sagt: „Wirst 's Maul halten, Du Flegelbauer! Der Bursche bleibt bei mir da!"

Unterwegs nach Hause sagt der Bauer zum Knecht: „Ja, ja, ist ein scharfer Mann, unser Richter, bringt die Wahrheit gleich heraus.“ —

Dem Richter liegt auch die Ueberwachung des Bettelwesens ob, und wer kein „Heimischer“ ist und keinen Paß hat, der muß hinaus. Das ist nun eine schwere Aufgabe, denn eben nur die Paßlosen machen dem Richter ihre Visite nicht, sondern schmuggeln sich in Häuser ein, deren schriftunkundige Besitzer leicht zu betrügen sind. Manche halten es gar mit den Bettlern oder es begiebt sich Anderes, was verboten ist in ihren Häusern. Somit werden Streifzüge nöthig, die durch die Gemeinde in der Gemeinde stattfinden müssen, und zwar so, daß diese dadurch von ihr selber förmlich überrumpelt wird.

Es geht lange ruhig hin, es kommt Verdächtiges vor, es wird über Diebstahl und Bettel geklagt, der Richter schweigt dazu, aber er trägt was im Kopf. Noch eine Zeit läßt er's hingehen, da plötzlich einmal mitten in der Nacht sagt er zu seinem Weib: „Alte, heut' kommst allein an, ich geh' bettlerstrafen.“ Steht auf, zieht sich dicht an — man kann's nicht wissen, auf welche Art man mit der Welt in Berührung kommt —, nimmt einen derben Stock und geht zum nächsten Haus: „He, Nachbar, die Polizei ist da, gleich aufmachen!“ und er poltert heftig an der Thür, so daß der Bauer drin aufspringt und denkt: „Heiland, jetzt ist das ganze Haus von der

Polizei umrungen!" Er öffnet die Thür und da steht nur der einzige Richter mit seinem Stock. Er will diesem gleich die Hand reichen: „Kumah (willkommen) Natzl!" Aber der sagt streng: „Führ' mich im Haus und Stall herum, will wissen, ob Du keinen Landstreicher oder sonst nichts Uebles unter Dach hast, mach'!" Und der Aufgestörte führt den Richter mit Licht umher, und wenn Alles untersucht ist, so sagt dieser: „Ist in der Ordnung und jetzt zieh' Dich an, mußt mit mir zum Nachbar!"

Somit sind zwei zum „Bettlerstrafen" und beim Nachbar untersuchen sie wieder Haus und Hof und nehmen ebenfalls den Bauer mit. So wächst die Polizei an und wird immer mächtiger; so zieht die Rotte in der Nacht durch das Thal und öffnet alle Thüren und Thore und hält Gericht. Kein Flüchtiger kann entlaufen, weil sie unvorhergesehen ins Haus fällt, und jeder Vagabund, der aufgestöbert wird, muß mit und kommt vorläufig in den Gemeindearrest. Aber der Richter hat nur im Sommer und Herbst einen Gemeindearrest, im Winter wohnen in demselben die Schafe.

Aber, so wie der Richter für die Sicherheit sorgt, so sorgt er auch für die Armen.

Da humpelt ein Greis in die Stube: „Ja, Richter, mit mir ist's Mathäi am letzten, mag mein Brot nimmer graben! Zwei Zähne hätt' ich noch, aber nichts zu beißen, und ich hab' auch keinen

Heimgang; jetzt, was ist zu machen? Ist gar kein Mittel für mich?"

Da stopft der Richter sein Pfeiflein und schlägt sich mit Stahl und Stein Feuer. „Armenhaus," sagt er, „das weißt so, Armenhaus haben wir kein's, aber wenn Du in die Einleg gehen willst!"

Und der Alte geht in die „Einleg". Er gehört in die Gemeinde und diese muß ihn versorgen. Der Richter selbst ist nicht verpflichtet, den Einleger zu verpflegen; dieser fängt beim Nächsten an und bleibt dort in der Kost und Pflege bis Ende der Woche. Am Samstag nimmt er seinen Stock und sein Bündel — so mühselig er ist, bei Gott, er trägt es leicht — und wandert zum Nachbar. Kommt ihm Freundlichkeit entgegen oder Rohheit, er bleibt eine Woche im Hause und schafft was er kann, und genießt Kost und Pflege, und am Samstag sagt er wieder sein „Vergelt's Gott"! und zieht weiter.

Das ist das Los eines Jeden im Thale, der es nicht zum Hausbesitzer oder zu einem kleinen Ersparniß gebracht hat; in seinen alten Tagen wird er ein Wandersmann, ein Bettelmann — das ist sein Ruhestand.

Der Richter ist auch der Wächter der Sittlichkeit. Um die Kinder schert er sich wenig, aber die Erwachsenen! Trotz der nächtlichen Streifzüge geschieht in manchen Häusern etwas Ungeheuerliches, und zwar von Seite Solcher, die zu dem Ungeheuerlichen

gar nicht berechtigt sind. Es bliebe oft länger verborgen, aber des Richters Kennerauge kundschaftet es Sonntags auf dem Kirchweg aus. Er läßt sofort den betreffenden Bauer zu sich kommen, und wenn er da ist, nimmt er, der Richter, wieder sein Pfeifchen zwischen die Zähne und schlägt Feuer mit Stein und Stahl und sagt: „Bauer, was ich Dir sagen hab' wollen, schau einmal Deine Weidmagd an!"

„Meine Weidmagd, und wegen was, möcht' ich wissen!"

„Schau sie nur an und dann — sie ist eine von drüben, sie gehört nicht zu uns und sie muß aus der Gemeinde. Du weißt, wir dulden kein unehelich's Kind, 's ist wegen der Einlegerschaft später. Schau sie nur an, Deine Weidmagd, und dann schau, daß Du sie weiterbringst, in vier Wochen darf ich sie nicht mehr sehen. So, das hab' ich Dir sagen wollen."

Der Andere schüttelt ungläubig den Kopf. „Ja, das wird doch nicht wahr sein, das wär' schon aus der Weis'!"

Dann geht er heim, läßt die Weidmagd rufen und schaut sie an. Allerdings! . . .

„Barbara," meint er dann, „'s wird wohl nicht sein, aber ich sag' nur, schau, der Richter hat mir heut' was erzählt."

Da wird die Barbara roth im Gesicht und schluchzt endlich gar in die Schürze: „Wahr mag's auch sein, Bauer, aber ich bitt' Dich gar schön, thu' mich nicht verstoßen!"

„Schau, schau, Barbara, das hätt' ich mir nicht von Dir gedacht; und wer? wenn man fragen darf!"

„Halt ein guter Bekannter von mir und auch — halt auch von Dir und vom Richter."

„Nutzt nichts, mußt fort! Pack' zusamm' Deine Fetzen, sonst werf' ich sie vor die Thür! So ein liederliches Volk da übereinander. Da hast Deine paar Gulden und jetzt marsch!"

Da tritt der Sohn des Richters herein: „Mag der Vater und der Richter sagen was er will, die Sach' ist so, daß ich auch was dreinzureden hab' und die Barbara bleibt da!"

So wird dem Richter Opposition gemacht, und wer ist die Opposition im Reich? Sein eigener Sohn! —

Ich will nichts Näheres verrathen, ich will auch nicht weiter mehr erzählen, denn ich stehe im Hochsommer, da ich im Dorfe lebe und diese Erfahrungen niederschreibe, beziehungsweise unter der Hut des hochehrsamen und gestrengen Richters. Der Mann — wenn auch Republikaner — könnte zufällig was halten auf strenge Censur, und der Jahreszeit nach zu schließen wäre auch der Gemeindearrest noch leer.





Die Hausfrau.



Die Gebirgsbäuerin erfreut sich schon seit Langem einer Errungenschaft, welcher heute von der Frauenwelt der Städte gern zugestrebt wird: der Emancipation.

Auf welchem Wege die Bäuerin diese errungen hat?

Zu Anfang ist ein kleines Dirndl gewesen, vielleicht gar recht arm und eine Waise noch dazu. Nicht ein einzig Paar Schuhe hat es zertreten, weil es keins gehabt hat. In Holzschuhen ist es herumgeklöppert zur Winterszeit, in denselben Holzschuhen, in welchen im Sommer die lieben Mäuslein genistet, in denselben Holzschuhen, die allzeit warm halten und die auch noch im bodenlosen Zustande Wärme geben aus dem Ofen.

Das Dirndl dient in einem Hofe und weiß zwischen dem steinharten Sinn und den Launen des

Dienstgebers und des Gesindes behende durchzuschlüpfen wie ein Kätzchen — trotz der Holzklöppen. — Es hat irgendwo einen vergrabenen Schatz.

Wenn ich nicht einmal geguckt hätte, so könnt' ich's nicht wissen, aber — im Lodenjöpplein, so in der Gegend des rothen Busentuches herum, hat sie einen Silberthaler eingenäht. Das ist ihr Pathengeschenk. Kein Mensch weiß was davon, und man hält sie allgemein für eine arme Magd. Unsäglich wohl thut es ihr, daß sie im Geheimen ihre ersparte Sach' hat.

Auf den „lieben Gesund" hält sie am meisten, und wenn ihr was aufgedeckt ist, so schaut sie rechtschaffen zum Essen, denn — wenn sie auch eine Magd ist — so muß sie's doch mit ihrer Kraft zum Weidbuben bringen, sie geht ja mit ihm in den Wald, in die Holzarbeit, sie muß hacken und sägen von der Morgenfrüh bis in den späten Abendthau. Sie darf dem Weidbuben nichts nachgeben, sei's im Holzschneiden oder Fingerhäckeln, oder im Aesthacken oder im Ringen; und wenn die Bäume fallen und wenn sich der Weidbub' zuweilen ein wenig auf das Moos niederläßt — die Magd muß auf ihren zwei Füßen stehen. So weit muß sie's bringen.

Jede bringt's aber doch nicht so weit; da ist zuweilen Eine, die denkt sich: Schau, wenn sich die abgerindeten Bäume so bequem hinlegen aufs Moos und der Weidbub' auch, so muß sich Eins

doch frei denken, der lieb' Herrgott hat den weichen Erdboden deswegen erschaffen. Und sie bleibt nicht stehen.

Aber sitzen kann sie bleiben, dasselbe ist das Gefährliche! Denn wenn ein junger Bauer auf Freiersfüßen herumgeht und er sieht ein Dirndl beim Weidbuben auf dem Moos sitzen, so hat er auf dem Platze nichts verloren und nichts vergessen. Wenn er das Mädchen aber flink dreinhauen sieht mit der Axt, daß die Splitter sausen, so tritt der Freiersmann wohl ein wenig hin zu ihm und sagt: „Die Bäum' sind 'leicht von hartem Holz?"

„Ja, wenn sie von Butter wären, thät' ich sie mit den Zähnen abbeißen," sagt das Mädchen und schaut gar nicht auf und sieht den Blumenstrauß nicht, der auf seinem Hute florirt.

Der Freier geht nicht weiter, ja er tritt noch näher zu ihr hin und — im grünen Wald unter freiem Himmel — macht er ihr kurz und g'rad heraus den Heiratsantrag.

Einen Heiratsantrag hört die junge Holzhauerin nicht alle Tage, aber trotzdem läßt sie jetzt die Axt nicht ruhen, und wegen so einem Heiratsantrag bleibt sie dem Baum keinen Streich schuldig.

„Lang' hab' ich simulirt bei mir selber, ob ich in den Eh'stand treten soll oder nicht," meint der Bursche, „'s ist wohl auch der Hauswirthschaft wegen. Ein ganzes Jahr hab' ich meine Leibelknöpf

abzählt: Soll ich? Soll ich nicht? Aber der Donner, wie ich halt zum untersten komm', heißt's alleweil: Ich soll. Schau, und deswegen hab' ich mich auf die Füß' gemacht und bin zu Dir gangen, weil Du mir anstehst."

Jetzt erst läßt sie ab vom Hacken, stützt sich auf den Axtstiel und schaut den Werber an.

„Bedank' mich schön für die Ehr'," sagt sie, „wenn Du aber meinst, Du nimmst mich, weil ich eine arme Waise bin, mit der Du nachher machen kannst, was Du willst, die Du in Deinem Haus, der Hauswirthschaft wegen, wie einen Waschhadern brauchen kannst; und wenn Du mich heiraten willst, daß Du eine Dienstmagd weniger zu verzahlen brauchst — so sag' ich wohl gleich, Du bist in diesem Wald auf eine Irrwurzen gestiegen und zu der Unrechten kommen. Gleichwohl schaust Du aus, als ob Du's ehrlich meinen thätest, und so weis' ich Dir mein Begehr. Wenn ich Deine ehelich' Hauswirthin werden soll, so mußt mir Haus und Hof, wie's liegt und steht, schwarz auf Weiß verschreiben lassen. Mit dem Löffel bin ich nicht zufrieden, möcht' auch die Suppen dazu haben: und was thät's mir helfen, wenn Du mir den Kasten verschriebest und den Schlüssel selber in der Tasche behieltest? Wenn Du mir den Finger herhaltest, so greif' ich um die ganze Hand, und ich kann mich estimiren, so hoch ich will; wenn ich mich nicht anbringe, so behalt'

ich mich selber. Und das sag' ich auch im Voraus, wenn wir Eins werden, so bin ich die reiche Bäuerin, wie Du der reiche Bauer, und trifft uns was immer, so steht Dir das Recht nicht zu, mir's vorzuwerfen, daß Du mich als eine Waise aufgehoben hast. — Ich thu' auch meine Pflicht und ich verdien' mir mein Stückel Brot im Hof wie im Walde; nicht daß Du 'leicht meinst, mein Mundwerk allein wär' gut zur Hauswirthin. — Wenn's Dir so nicht gefällt, Bauer, so gehen wir jetzt in Freundschaft wieder auseinander."

Sie bleiben in Freundschaft beisammen. Der Ehevertrag wird aufgesetzt und jetzt ist die reiche Bäuerin fertig. Dann am ersten Abend nach der Hochzeit, wenn sie Beide im Bauernstübel zusammenkommen, sagt sie leise: „Heimlichkeit mag ich keine vor Dir haben," und häkelt das Jöpplein auf und gar schämig nestelt sie den eingenähten Silberthaler hervor.

Der junge Bauer wickelt ihn auf und dreht ihn in der Hand eine Weile umher und guckt ihn an von allen Seiten und meint hernach, er lasse ein Löchlein stechen in's Geldstück, und wenn seiner Tage — wie's denn schon einmal so närrisch eingerichtet ist auf dieser Welt — so ein Büblein anrückte, das noch nichts gesorgt und nichts gethan hat, und dennoch meint, es sei im reichen Bauernhof daheim und könne durch sein Geschrei das

ganze Hauswesen drunter und drüber bringen — so möge dereinst diesem Büblein der Silberthaler um den Hals gehängt werden.

Die junge Bäuerin ist nun eingesetzt in ihr Besitzthum. Draußen auf dem Felde, im Walde, auf der Wiese und noch weiter draußen im Dorfe, auf dem Markt, auf der Straße, wenn es Handel und Wandel giebt, schafft der Bauer; innerhalb des Angerzaunes aber, der das Gehöfte umgiebt, ist das Reich der Bäuerin. Von ihrem feurigen Thron, dem Herde aus, regiert sie Küche und Keller; Speisekasten und Stube ist ihr unterthan ein= für allemal; im Stall und in der Scheune hat sie oft auch das gewichtigste Wort. Da kommt eines Abends der Bauer heim, er schmunzelt, er bringt eine bauchige Brieftasche mit, er hat draußen auf der Straße ein paar Ochsen verkauft.

„Ein paar Ochsen verkauft?“ sagt sie und stemmt die kernigen Arme in die Seite, „den einen kannst meinetwegen forttreiben, der andere gehört mein.“ Der Handel geht wieder zurück. Wenn der Bauer etwas kaufen oder verkaufen will, so hat er die Bäuerin zu fragen. Da erstreckt sich ihr Wille weit hinaus über die Grenze des Gutes.

Der Nachbar und der Handwerker und der Herr Pfarrer weiß gar wohl, an wen er sich zu wenden hat, wenn er mit dem Bauer was ausrichten will, und es ist hierin schon manches Wörtlein heimlich

gesprochen worden mit der Bäuerin hinter der Thür. Das Gesinde kennt den Vortheil auch.

Aber die Ehre weiß die Bäuerin zu wahren in Rath und That, und was von ihr ausgeht, das ist vielleicht nicht immer zum Vortheil des Hofes, aber gewiß zu seiner Ehre.

Der Bäuerin kommt insonderheit die Wahl des weiblichen Dienstpersonales zu, sowie die Bestimmung ihres Lohnes und der Aufgütung (Extrageschenke), ferner die Wahl der Kost und die Anordnung an den Festtagen. Die Bäuerin ist zum frühesten Morgen oft die Erste aus dem Bette und die Letzte in dasselbe. Bis der Bauer aus dem Neste kriecht, hat sie ihm an demselben Morgen schon längst die Schuhe geschmiert und die schadhaften Beinkleider ausgeflickt; hat ihm, wenn nöthig, die Stube geheizt, die Suppe gekocht. Da ist sie ganz Dienerin; aber sie nimmt zu den Schuhen das Fett, welches *ihr* ansteht, sie bessert sein Beinkleid aus nach *ihrem* Geschmack, und das sagt sie auch gern: sie heizt den Ofen von *ihrem* Holze und kocht die Suppe von *ihren* Mitteln. Das ist ein leichtes Bedienen.

Und so geht's den ganzen Tag. Was der Bauer heimbringt, das bewahrt und benützt sie daheim. Und wenn's darauf ankommt, so zieht sie wieder die Holzschuhe an, oder geht gar barfuß mit ihm hinaus zur Feldarbeit oder in den Wald; so

ist sie's ja gewohnt worden einst als arme Waise, und sie weiß sich in Alles zu schicken.

Nie kommt ihr ein zärtlich' Liebeswörtlein über die Lippen, da beißt sie schon gut zusammen, denn, wozu braucht er's zu wissen, er thäte sie zuletzt noch auslachen. Daß sich ein bäuerliches Ehepaar vor Leuten geküßt, hab' ich meiner Tage nicht gesehen. Zanken, ja, das können sie alle Beide, und das ist ein gutes Zeichen; eine rechte Hausfrau zankt den ganzen Tag mit ihrem Manne, und etwa gar im Bette noch, daß ihr der Platz zu enge.

Von außen sieht sich's kühl und frostig an, von innen aber — nein, ins Herz hineinblicken, das lass' ich Euch nicht, da leuchtet, nicht zu klein und nicht zu groß, ein stilles Flämmlein fort und fort. — Daß sie allweg heilig zusammenhalten, wie sie's dem Priester versprochen, das versteht sich von selbst.

Und es kommt eine Zeit, da rücken sie wirklich an. Zu Anfang — mein' ich — das Büblein, welches den Silberthaler bekommt, dann flugs das Zweite und Dritte nach — und die Wiege kommt sobald nicht wieder zur Ruhe.

Jetzt erst kommt das Weib — die Frau — zur wahren Bedeutung. Sie nimmt — o, diese verrückte Sache kennt man im Bauernhofe gar nicht — keine Amme ins Haus; selbst wacht sie bei ihren lieben Kindlein Tag und Nacht und nährt sie. Jetzt fehlt der Bäuerin nichts mehr, jetzt denkt sie an keinen

guten Bissen mehr, jetzt hat sie keinen Schlaf, jetzt leidet sie keine Hitze und Kälte, jetzt hat sie keinen Zahnschmerz und kein Kopfweh, jetzt ist sie nicht mehr die arme Waise und nicht mehr die reiche Bäuerin, jetzt ist sie Mutter. Sie kocht dem Kinde selbst das Mus, sie näht ihm selbst das Kleidchen, und wenn das Kind zum Bewußtsein gekommen ist, so erzählt sie ihm Märchen von Gott und den Engelein. Dann wird sie Erzieherin und Lehrerin. Dann meint sie, es wäre das Beste für jedes Kind, es wäre eine arme Waise, damit es leiden lernte, damit es stark werde unter derben Händen, damit es seine in Fleiß und Schweiß erstrebte Sach' fest zusammenzuhalten wisse, und damit es so der Herrschaft über einen großen Bauernhof einst werth sei. Und wie sie denn schon einmal rechtschaffen ist, sucht sie ihre Kinder nach diesem Sinne zu erziehen. Freilich wohl wird sie dann eine strenge Mutter geheißen, aber das ist ihr ein Lob.

Planmäßige, unermüdliche Arbeit innerhalb des Wirkungskreises und strenge Zucht. Auf diesem Wege, meine Leserinnen, hat die Gebirgsbäuerin ihre Selbstständigkeit errungen.

Da giebt es auf Erden irgendwo ein Land und in demselben eine Stadt und in dieser ein Haus, in welchem die Hausfrau den ganzen Tag nichts thut, als sich nach der Modezeitung anziehen und ausziehen und ein wenig naschen dazu. Das ist dieselbe

Frau, die keine Muttermilch hat für ihr armes Kindlein, die das kleine Wesen einer wildfremden Person zur Pflege überantwortet, und welche meint, sie habe ihre Mutterpflicht gethan, wenn sie dem armen Wurm ein seidenes Pölsterchen stopfen läßt.

Wenn dieses Haus auch einen stattlichen Eingang und breite, lichte Treppen hat, es ist kein Glück darin. Ich gehe an ihm vorüber und suche zu meinem Gespons eine arme Waise im Walde, die dem Weidbuben nichts nachgiebt und stets auf ihren zwei Füßen steht, wenn er im Moose liegt.





Die Zuchtdirn.

Warum der liebe Herrgott gerade arme Leute so häufig mit reichem Kindersegen überschüttet? — Das Darum liegt nicht allzu ferne, nur bezieht es sich blos auf das Mittel und nicht auf den Zweck.

Wenn ein Taglöhner im Gebirge mit zwölf Gulden Monatserwerb dreizehn unmündige Kinder hat, so ist dieses Zahlenverhältniß ein hinkendes, und man meint, der Volksglaube habe Recht, das dreizehnte müsse sterben — an Hunger. Es kommt aber doch vor, daß Keines stirbt, daß Alle rothe Backen haben und groß und kräftig wachsen. Wo eine sorgsame Mutter waltet und die wohlthätige Frau Natur Pathe gestanden, da thut der Taglohn des Vaters oft gar nicht viel zur Sache.

Anders ist es, wenn in dem armen Hause sich noch der Leichtsinn zu einem Familienmitgliede

zählt, oder wenn eine Krankheit oder ein anderes Unglück als Gast einkehrt. Solche Hausgenossen drücken auf die holden Kinderstirnen den Kuß des Elendes, und mit diesem Kainszeichen müssen die Armen hinaus in die Welt und sie werden geflohen oder verachtet, und sie finden keine Heimstätten, außer in den Zuchthäusern oder Siechenanstalten. Nicht die Entbehrung ist der Fluch der Armuth, sondern die Verwahrlosung der Kinder. Freilich wohl wachsen sie auf „wie die Bäume im Wald“, aber dann gehören sie auch in den Wald und nicht in die Menschengesellschaft.

Für die Burschen ist's noch ein Glück, wenn sie zu den Soldaten kommen, obwohl sie in der Regel das durchaus nicht wollen, denn mit dem Gehorsam und mit der Ordnung stehen sie auf bösem Fuße. An Bauernhöfe verdingen sich solch' verwahrloste Jungen nur ungern; auch das fruchtbare Flachland sagt ihnen selten zu, oder das Heideland, auf welchem sie sich durch Fleiß und Arbeit kleine Bauerngüter erwerben könnten. Sie suchen das Gebirge, werden Holzhauer, Köhler, Wurzelgräber und verlegen sich auf das Wildern. Könige des Waldes zu sein ist ihr schönster Traum, und wenn sie lesen könnten, die Geschicht von dem bayerischen Hiesel hätte für sie den meisten Reiz.

Die Töchter armer Leute des Berglandes haben ein gleichwohl nicht viel günstigeres Schicksal, das

sich aber dann und wann zum Besseren wendet. Kommt eine reiche Bäuerin in die dunkle Hütte des Taglöhners, theilt unter die Kinder, die sich furchtsam in die Winkel flüchten wollten, Semmeln oder Kreuzer aus und sagt zu Einem oder dem Andern: „Bist aber sauber, Du. Gehst mit?“ Und zu der Mutter: „Wie viel hast denn nachher?“

„Liebe Zeit, fünfe hab' ich halt noch daheim.“

„Willst mir ein Dirndl lassen? Etwa dasselb' schwarzäugig beim Ofenwinkel? Ich zieh' Dir's auf und bei mir hat's Ein's gut.“

„Da thät' sich die Hofbäuerin wohl einen Staffel in den Himmel bauen. Geh', Agerl, küss' geschwind der Frau Mahm die Hand. Dir ist jetzt Dein schwarzes Stückl Brot in den Honigtopf gefallen.“

Und so wird's abgemacht. Für das Agerl hat gleichwohl die schönste Zeit des Menschenlebens nun ein Ende: es muß Vater und Mutter und Geschwister verlassen, zieht fort von der Heimatshütte und zu dem reichen Bauernhof mit den schönen Rindern und Schafen und Pferden mit dem zahlreichen Gesinde, wird dort Fußschämel, Waschhadern, Aschenbrödl — die Zuchtdirn.

Mali, die Tochter des Hauses, ist vielleicht im gleichen Alter mit dem Agerl, allein sie mag nicht recht Gemeinschaft haben mit dem „Bettelkind“, so treuherzig sich dieses auch an sie anschließen will.

Aber es ist ihr doch recht, daß das Mädchen ins Haus gekommen, nun braucht sie nicht mehr die Hühner zu hüten, daß sie der Geier nicht holt, das Agerl thut's; nun hat sie Jemanden, dem sie die abgetragenen und aus der Mode gekommenen Kleider schenken kann, damit sie neue bekommt.

Das Agerl wird größer. Da sagt der Altknecht: „Ein so großes Mensch da und Hühner halten, 's ist eine Schand'! Treib' die Schafe auf die Heid', treib' die Küh in den Wald, und trag' dabei Holz zusamm' und brock' Schwämm', daß Du was ausrichtest, ist gescheiter!“

Nach bestem Wissen und Können folgt das Mädchen der Weisung; und nun muß es den ganzen Tag über auf der Heide bleiben oder im Walde, und es bekommt nur ein Stück Brot mit. Blos ein Stück Brot, das macht der kleinen Halterin kein Herzeleid, sie weiß ja frische Quellen, und neben dem Wässerlein wächst Waldkresse — das ist ein gesundes Mittagsmahl. Angstvolle Stunden sind's, wenn in den Hochsommertagen ein Gewitter naht; da fürchtet das Agerl so sehr, es könne der Blitz einschlagen und sie tödten mitsammt der Heerde. Oft gehen Gerüchte umher, es sei ein Bär, oder ein Wolf, oder gar ein Wildschwein in der Gegend; — was unsere Hirtin in solchen Zeiten leidet, ist nicht zu beschreiben. Aber getreu hält sie aus bei ihren Schutzbefohlenen, die ihre besten Freunde sind. Am

späten Abend zurückgekehrt in den Hof und zu den Menschen, ist ihr nicht viel wohler als draußen in den Gefahren des Waldes. Jedes schafft und befiehlt ihr mit harten Worten. In der Küche soll sie das Geschirr abreiben, in den Ställen die Streu zurecht fassen, in der Stube den Boden scheuern, vom Brunnen die Wasserkübel holen, oben soll sie sein und unten soll sie sein. Und wenn in der Wirthschaft irgendwo was schief geht, was ungeschickt gemacht, was zerbrochen wird — das Agerl hat's gethan — an Allem ist das Agerl Schuld, die Zuchtdirn.

Und wenn der Knecht auf den Bauer einen Zorn hat, etwa wegen zu magerer Kost, wegen zu langer Arbeit und zu kurzen Feierabenden, so schilt er die Zuchtdirn. Wenn sich die Magd mit der Bäuerin zerschlägt wegen heimlicher Wäsche oder geradehin wegen des Liebsten, so schilt sie die Zuchtdirn; und wenn der Stallbub' die Ochsen schlägt und er dafür vom Bauer eine Rüge bekommt, so schlägt er nicht mehr die Ochsen, aber die Zuchtdirn. Da geht das Mädchen wohl hin zur Bäuerin und sagt weinend: „Mutter, die Leut' geh'n all' so viel los auf mich!"

Und die Bäuerin entgegnet: „Haben schon recht, das ist Dir gesund, mußt auch was gewohnt werden!"

Und die Mali will gar nicht mehr reden mit der Zuchtschwester, sondern blickt sie über die Achsel an und brummt: „Bist ein Patsch, und das sieht man

gleich, wo Du her bist. Wär'st blieben in Deinem Hungerleidkotter und hätt'st Birnstingel kloben!"

Aber schau, so sehr können sie das Agerl doch nicht niederhalten, daß es nicht nach und nach aufwüchse schlank und frisch, daß es nicht glatte Flachshaare und blühende Wangen bekäme, daß sich an ihm nicht nach und nach das Busentuch wölbte über zwei sanfte Hügelchen. Und so merkwürdig hat sich nun die Zeit gewendet: der Knecht mag einen noch so großen Zorn haben auf den Bauer, so schilt er nicht mehr die Zuchtdirn; der Stallbub' mag noch so rauflustig sein gegen die Ochsen und gegen die Menschen, so schlägt er nicht mehr die Zuchtdirn. Im Gegentheile, er wird gegen dieselbe zartsinnig, liebevoll.

Aber je mehr das Agerl in der Achtung der Knechte steigt, desto mehr sinkt es in jener der Mägde, der Bäuerin und der Tochter des Hauses.

Die Bäuerin hat gar gemerkt, daß Fremde lieber dem Agerl nachblicken als der Mali! Ist nicht die Mali die Tochter des Hauses? Hat nicht die Mali die feinen, glatten Hände und hat nicht die Mali wohlriechende Nelkenöltröpfchen im Haare? Trägt ferner die Mali nicht das neue Sammtjöpplein und die goldene Kette um den blühweißen Hals? — „Du Agerl!" schreit die Bäuerin einmal, „trag' Deinen geflickten Kittel und geh' barfuß, heuer kriegst kein Gewand und keine Schuh', das sag' ich Dir!

Und kämm' mir am Sonntag das Haar nicht alleweil so glatt, bind' das braun' Tüchel um den Kopf und zieh' Dir's sittsam über die Augen herab, und duck' Dich schön zu Boden und versteck' Dich in der Kirchen ins hinterste Winkel, daß Dich Niemand sieht; 's mag Dich so kein Mensch anschauen, bist gar nit so sauber, wie Du meinst. — Hoffart! Das ging' mir noch ab bei der Dirn! Da soll sie lieber wieder den Bettelsack auf den Buckel nehmen und um ein Häusel weiter gehen. Schau!"

Und das Agerl befolgt die strengen Worte der Bäuerin auf das Gewissenhafteste. Ein kurzes, dunkelrothes Kittelchen und ein braunes Lodenjöpplein trägt es; und daß es das Kopftüchelchen über die Augen herabzieht, thut ihm sogar sehr wohl, denn wenn ihm die Burschen oft so in die Augen geguckt hatten, das war immer ein Stich im Herzen. Barfuß geht es die ganze Woche, ob auf steinigem Grunde, ob über die Nesselheide.

Wenn des Nachbars kleines Büblein, das auch keine Schuhe hat, in dem Gestrüppe und Gesteine der Heide nicht weiter kommt und zuletzt gar laut zu weinen anhebt, so eilt das Agerl herbei, bückt sich zu ihm nieder und sagt: „So, jetzt knartz (klettere) mir da aufs Genick und reck' die Füßl auf beiden Seiten vor, und halt' Dich gut an meinen Kopf; aber gieb Fried', sonst lass' ich Dich fallen!" Und so trägt das Mädchen den Kleinen über die

Hindernisse hinweg. Indeß, das Büblein ist zum Dank dafür oft recht unartig; wenn es sich gerade einmal fest und sicher an das Agerl geschlungen und geklammert hat, hebt es mit den Füßen langsam an zu krabbeln und zu zappeln, so daß das Mädchen kichernd schreit: „Du vertrackter Bub', Du kitzelst mich ja! Ich schmeiß' Dich weg!“ Aber es thät's doch nicht, selbst wenn es könnte.

Mit den Burschen wird das Agerl nach und nach anbandeln — das fürchtet die Bäuerin am meisten, sie hat das Mädel ja auf dem Gewissen. Holzapfelessig gießt sie auf die Haken und Bänder der Thür, welche in Agerl's Schlafkammer führt; und jetzt soll nur Einer kommen in der Nacht! Sobald er die Thür nur anrührt, schreien und winseln es die rostenden Angeln aus, daß das ganze Haus davon erwacht. Das will sie doch sehen, die Bäuerin, ob man so einem jungen Volke nicht genugsam werden kann!

Wohl ist auch die Mali schön und hat ein süßes Blut, doch die ist gescheiter, die bewahrt sich schon selbst. Und sie wird ja ohnehin bald einen Mann haben, sie kann sich einen aussuchen, sie ist eine reiche Bauerstochter.

Und es kommen die Freier. Freundlich grüßen sie das Agerl, das in seinem einfachen Kittelchen in Haus und Hof emsig seinen Arbeiten obliegt, und sie sagen zur Bäuerin: „Dein Töchterl, gelt?“

„Beileib' nit, beileib' nit!" entgegnet die Bäuerin schnell. „Na, das wär' nit übel, wenn ich so einen Patschen da zur Tochter hätt'! Eine Zuchtdirn. Kann sich ja gar nicht schicken, und so einfältig ist sie; — zu Tod' thät ich' mich schämen mit so einem Kind. Ein Bettlerbalg ist's und ich hab's aus Barmherzigkeit ins Haus genommen, vor — Mali, wie lang' ist's schon, daß wir die Betteldirn ins Haus bracht haben?"

Nein, wahrhaftig, verrückte Leut' sind diese Freier; sie hören gar nicht, was die Mali antwortet, sie sehen in einemfort nur dem Agerl zu und lächeln, und stellen gar Worte an die Zuchtdirn.

Diese sagt nur „ja" oder „nein" und blickt unverwandt auf die Arbeit und wird gluthroth im Gesichte.

Die Freier gehen wieder davon.

Mali und ihre Mutter können es gar nicht begreifen, und Letztere sagt: „Ich bitt' Dich, liebes Kind, so sei doch recht freundlich, wenn fremde Leute kommen, und halt' Dich sauber!"

Das Agerl darf aber nun nie mehr zu Hause arbeiten; es muß mit dem alten Knecht in den Wald, muß Bäume umhauen und absägen helfen, oder es muß auf dem Felde die ausgeackerten Steine wegschleppen — Arbeiten, die sonst von kräftigen Männern verrichtet werden.

Zu Weihnachten aber bekommt die junge Magd keinen Jahrlohn, denn sie ist eigentlich und jetzt auf

einmal „ein Kind vom Hause“. Sie bekäme Plätze mit besserer Pflege und mit Jahrlohn; sie darf aber nicht fort, die Hofbäuerin hat sie auferzogen; und sie will auch nicht fort, sie will dankbar sein für die Wohlthat, und sie harrt aus in Fleiß und Aufmerksamkeit und in geduldiger Ergebung.

An Sonntagen auf dem Kirchwege suchen sich Burschen zu ihr zu gesellen, wollen sie ins Wirthshaus mitnehmen und ihr Wein und Kaffee zahlen.

„Dank gar schön! Wir haben schon daheim was,“ entgegnet das Mägdlein und eilt davon.

Und die Mali ist noch immer ledig, und die Freier fragen noch immer, auf das Agerl deutend: „Ist das Dein Töchterl, Hofbäuerin?“

Das wird der Hofbäuerin endlich zu toll und sie meint, das müsse anders werden. Sie nimmt Baumöl und bestreicht damit die Haken und Bänder der Thür, welche zu Agerl's Schlafkammer führt, sowie sie dieselben einst mit Essig begossen hat. Nun werden sie kommen, die Knechte in bloßen Strümpfen, die Burschen der Nachbarschaft, die Thüre wird sie nicht mehr verrathen; in einigen Monaten werden die Freier nicht mehr nach der Zuchtdirn fragen.

Aber das Agerl schiebt an jedem Abend fürsorglich den Holzriegel vor die Thür

Da kommen eines Tages der junge Hochriegler und sein Pathe ins Haus. Sie fragen zuerst, ob keine Kalbe zu verkaufen, sie gingen im Viehhandel

um. Später, so beim Pfeifenstopfen, läßt der junge Hochriegler das Wort fallen: „Ist das Agerl nicht daheim?“

„Die Dirn ist im Holz.“

„Ich mein', wir suchen sie ein wenig auf, Göd,“ sagt er zum Pathen, und sie gehen dem Walde zu.

Die Bäuerin schaut nur so. Ja, was wollen denn die mit der Dirn?

Sie erfährt es bald, denn es geht schnell: Das Agerl wird Hochrieglerin — könnte jetzt seine Ziehmutter über die Achsel ansehen, denn der Hochrieglerhof ist das größte und wohlbestellteste Bauerngut in der ganzen Gegend.

Bei der Hochzeit geht die Hofbäuerin immer Arm in Arm mit der jungen Braut und sagt: „Nein, aber die Freud', die ich hab'! Den heutigen Tag vergess' ich mein Lebtag nit. Dein Glück geht mir zu Herzen, Agerl, und wenn Du meine leibliche Tochter wär'st, lieber kunnt' ich Dich nicht haben, das kann ich wohl sagen. Allweg ist's meine größte Sorg' gewesen, daß Du bei mir was gelernt hast und brav blieben bist. Und das kann ich mir nit verhalten,“ fährt sie lispelnd fort, „wenn ich Dich dem Hochriegler nicht alleweil so angelobt hätt', Du wärst heute nicht die vornehm' Bäuerin.“

Und zu Hause schlägt die Hofbäuerin vor Unmuth drei Töpfe zusammen und brummt in sich hinein: „Sein Lebtag, da kann man wohl sagen, da

hat eine blinde Henn' ein Weizenkorn gefunden. Eine Ungerechtigkeit ist jetzt auf der Welt — 's ist eine Schand' und ein Spott!" —

Nicht alle Ziehmütter sind so bösartig, und beiweitem nicht alle Ziehtöchter heiraten reiche Bauernsöhne. Viele dieser verwaisten Kinder verkommen und verkümmern körperlich und geistig aus Mangel an Pflege, oder unter der Wucht der Arbeit, welche ihnen über ihre Kräfte auferlegt wird. Den leiblich Ausgebildeten wird nach ihrem zwanzigsten Jahre regelmäßig das Schürzenband zu kurz, es mag Baumöl an die Thürangel kommen oder Holzapfelessig.





Das ledige Kind.



Es sollte nicht sein, aber es ist. Und wenn sich der Prediger zehnmal auf den Kopf stellt — es ist.

Der Poldel hat einen Buben 'kriegt. Der Bub' ist als „lediges Kind“ in das Pfarrbuch eingetragen worden. Der Poldel ist Strohknecht beim Pimperklangbauer; die Traudel ist Schafmagd beim Haberveit und das Ganze ist dem Anscheine nach wieder eine unmoralische Geschichte.

Der Traudel geht es nicht besser wie dem Poldel, sie hat auch einen Buben 'kriegt. Aber sie muß das kleinwinzige Hänsel auf dem dürren Laub in der Schenne liegen lassen und muß die Schafe pflegen. Der Haberveit hat sie aufgenommen für seine Schafe und nicht für ihren Hänsel, der im Laufe des Dienstjahres angerückt kam, und es hatte doch kein Mensch nach ihm geschickt.

Der Poldel geht nun einmal am Haberveithofe vorüber; — da hört er weinen in der Laubscheune und das junge, schwache Stimmchen ist schon ganz heiser geworden.

Geht der Poldel in den Schafstall: „Du, Traudel, gieb mir den Buben, ich lass' ihn nicht verderben und versterben.“ Da keift die Traudel: „Was hebst denn Du an mit dem Kind, Du bist ein Unschlachtig, Du steckst es 'leicht in den Hosensack?“

Thut das Weib so übertriebene Reden, so muß der Mann nie eine Antwort geben. Der Poldel hebt das Büblein und trägt es auf den Armen, daß es schier lieblich ist, und trägt es dem Pimperklangbauern zu.

„Poldel?!“ sagt der Bauer.

Der Poldel weiß gleich, was der Bauer meint. „Du hast vor drei Wochen ein Kindlein kriegt, mein lieber Bauer Pimperklang; schau, ich hab auch so ein Glück gehabt. Der himmlische Vater ist manchmal so viel freigebig. Mir ist's auch recht, ich behalte mein Kind bei mir; jetzt Bauer, willst mich mitsammt dem Häusel, so bleiben wir; willst mich nicht, so gehen wir um ein Häusel weiter.“

Dem Bauer geht das Gesicht in die Länge; er kann den fleißigen Strohknecht nicht lassen; Stroh streuen in den Stall, Stroh schneiden für die Krippe, das ist für seinen großen Viehstand eine g'nöthige Arbeit.

„Mein lieber Bauer Pimperklang," sagt der Poldel „ich verlang' es nicht, daß Du mein Hänsel in die Wiegen zu Deinem Fritzel legest; ich thu' mein Büberl in eine leere Krippen und will schon selber die Kindsmagd sein und will Dich nur bitten um die Milch, und will ich deswegen mein Geschäft mit Gewissen betreiben, wie eh vor Zeit und will Dir die Halbscheid vom Jahrlohn nachlassen."

Der Handel wär' nicht dumm, denkt sich der Bauer; „kannst Deinen Balg bei Dir behalten, Poldel," sagt er.

Von auswendig ist der Poldel nicht schön. Nicht Gott hat ihm seine verkrüppelten Beine zugetheilt, aber seine Mutter, die ihn verwahrlost. Das darf beim Hänsel nicht sein; keinen Groschen werd' ich ihm einstmalen vermachen mögen, aber seine gesunden Glieder soll er haben und seinen braven Hausverstand, so viel auf frischem Stroh zu haben ist.

So denkt sich der Poldel, gönnt sich Tag und Nacht keine Ruh', thut seine Arbeit und pflegt das Büblein. Und am Sonntage ist er mit dem Kinde draußen unter dem Kirschbaume, daß der Kleine die grünen Blätter und die weißen Blüthen und die liebe warme Sonne soll sehen können. Das Nachbarsvolk allmitsammt, das zur und von der Kirche geht, kichert und spöttelt über den Poldel; aber dieser schaukelt sein Büblein, und wenn ihn das Hänsel zuweilen holdselig anlächelt, so ist er

in einer Glückseligkeit und sein Herz ist viel heller wie die Sonne und viel größer wie das Himmelreich.

Die Traudel ist einmal gekommen: „Du, gieb mir den Buben!"

„Geh, Du ließest ihn doch wieder liegen im nassen Laub. Du bist keine rechte Mutter. Schau, er will gar nicht zu Dir — schau!"

„Der Töpp!" rief die Traudel und lief davon.

Sie kam nicht mehr, sie schlug sich mit anderem Männervolk herum und über's Jahr war's in der Laubscheune wieder lebendig.

— Lege das Buch nicht aus der Hand, mein Freund. Der Poldel ist ein braver Mann. Zwanzig Jahre bleibt er nun beim Pimperklangbauern, ist genügsam mit kargem Lohn, erfüllt rechtschaffen seine Dienstespflicht und lebt für sein Kind. Kleine Kinder, kleines Kreuz; große Kinder, großes Kreuz — das erfährt auch der Poldel. Des Bauers Fritzel ist ein wilder, böser Bub', der oft schlimm mit dem Hänsel spielt; blaue Flecken giebt's genug. Setzt sich das Hänsel aber zuweilen zur Wehr', so ist's gleich aus und das ganze Haus fällt her über den „Balg" und über seinen sanftmüthigen Vater, den Poldel.

Den „Druck" kann der Poldel lesen. So sitzt er denn oft bei seinem Söhnlein in der Strohkammer und erklärt ihm aus einem alten „Traumbüchel" die Buchstaben. „Das Traumbüchel selber, mein Bübel,

das verlohnt's nicht, aber die Buchstaben sind doch gut; mit denselben Buchstaben können tausend brave Sachen geschrieben und gelesen werden."

Das hat der Poldel davon, weil er sieht, der Pfarrer und der Amtmann und der Richter und die gescheitesten und vornehmsten Leute, die er kennt, verstehen zu lesen, und bei keinem Einzigen hat er noch ein Traumbuch gesehen. Der Pimperklangbauer weiß den Hänsel wohl zu brauchen. Nur wenige Stunden der Nacht liegt der Junge im Bett, er kauert sich zusammen, denn zu Füßen sticht das Stroh hervor und die aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengeflickte Decke ist auch so kurz und schmal. Durch die Bretterfugen pfeift der Wind — draußen rauschen die Tannen.

Kaum hat er sich etwas erwärmt, pocht es von der Bauernstube herauf. Freilich wohl hört der Bub' das Pochen, aber die Augen wollen nicht aufgehen; und wenn sie nicht aufgehen wollen, denkt er sich, so mögen sie halt zubleiben, und er verkriecht sich tiefer in sein Stroh. Aber da pocht es zum zweitenmale und bedeutend stärker, und der Bauer in der Stube schreit: „Na, Bub', magst heut' nicht mehr auf, wart', ich will Dir den Weg gleich zeigen, herab!" — Jetzt, denkt sich der Hänsel, jetzt kommt er mit der Birkenlisl (Ruthe aus Birkenreisern geflochten zum Züchtigen der Kinder.) Eilig springt er im bloßen Hemdchen aus dem Bett und schlüft in die

steife Lodenhose; — wenn man einmal in der Hose steckt, denkt er sich, dann geht's nicht mehr so gefährlich um, wegen der Birkenlisl.

Wie nun der Bauer und die Lisl gar bei der Bodenthür hereinschauen, schreit er schnell: „Ich komm' schon, bin schon da!" und seine Augen sind helllicht offen — Gott sei Dank!

Der Bub' ist noch nicht ganz fertig mit dem Anziehen, aber der Alte brummt schon wieder: „Heut' mag er mehr nicht weiter, jetzt schaust mir aber, daß Du hinauskommst, die Schaf' röhren schon; die Schuh' mach' Dir auf der Weid zusamm'."

Mein, die Schaf' hätt' er schon röhren lassen, und hätt' noch früher mit den Dienstleuten einen Löffel Suppe gegessen, aber die Birkenlisl — die ist so grob und die versteht gar keinen Spaß!

So eilt er hinaus zum Stall, jagt die Schafe hin auf die Heide und dort knüpft er erst seine Schuhe zusammen, daß er die Riemen nicht abtrete. Dann setzt er sich hin auf den frischen thauigen Rasen und schaut den Morgenstern an — der ist auch ein Halter und die anderen kleinen Sterne um ihn sind seine Schafe — ei, hat aber Der hunderttausend weiße Schafe und Lämmer! Ob der auch keine Morgensuppe bekommen hat? 's mag wohl sein, weil er so bleich wird. Gar die Schafe verliert er und jetzt geht er selbst auch noch fort . . die Sonne kommt. Was singen die tausend Vöglein lieb auf

den Lärchenzweigen! Die haben es so gut, so gut — die können schlafen in den Federn so lang' es sie freut, und sind sie wach, so können sie fliegen und überall ist der Tisch gedeckt für sie — 's ist ein Elend, wenn man ein armer Mensch ist, ein Halterbub'!

Die Blümlein, die da stehen! Soll der Bub daraus einen Kranz flechten? Wozu? Für Lämmer — die haben das Zeug lieber im Magen als auf dem Kopfe. Für sich? Kindereien, das thun nur die dummen Mädchen; den Buben steht das Vögelfangen an.

Der Hänsel steigt auf einen Steinhaufen, klettert an Rainen und sucht Himbeeren und Johannisbeeren — der Herrgott hat sie wachsen lassen für ihn zum Morgenbrot.

Wie er satt ist, legt er sich hin in der Sonne und sieht den Schafen und Lämmern zu, sie grasen so geschäftig und lustig, sie laufen einander vor, schnappen sich einander die fettesten Blätter vor der Nase weg, die stärkeren stoßen die schwächeren seitwärts, die kleinen müssen warten, was übrig bleibt — nicht viel besser als bei dem Menschen.

„Wenn ich doch einmal größer wäre," sagt der Hänsel zu sich selbst, „größer größer, daß ich nicht immer schafhalten dürfte!"

Gegen die Mittagszeit hin, wie unten im Hause schon der blaue Rauch aufsteigt, ist es heiß geworden

in der Sonne und die Schafe laufen. Der Hänsel treibt sie in den Hof, sperrt sie in den Stall, aber wie er in die Stube zum Tisch geht, haben die Anderen schon wieder gegessen und für ihn ist nichts übrig geblieben, als ein Schälchen Suppe und ein halber Knödel; das hat ihm die Bäuerin vorgesetzt.

Kaum beginnt er zu essen, so schreit der Bauer schon wieder: „Kreuzschlapperment, wo ist denn der Bub'?"

„Aber mein," sagt die Bäuerin, „so wirst ihm doch zum Essen Zeit lassen, Du hast gar alleweil eine Drängerei, zu was brauchst ihn denn schon wieder?"

„Lüftig (eilig) schöbertreten muß er gehen, 's kommt gar schon der Regen!"

Wie der Bub' das hört, wirft er ohnehin schnell den Löffel weg und lauft hinab gegen die Wiese. Da sind die Schoberstangen schon gesteckt und die Knechte und die Mägde schieben das Heu zusammen und der Großknecht faßt es mit seiner Gabel um die Stange. Lustig springt der Bub' auf den Haufen und lauft um die Stange und tritt das Heu zusammen, daß der Schober fest wird und nicht feuchten kann. Oft kommt der Kleine völlig unter die Bauschen und Haufen, und die Halme stechen ihn beim Knie, wo die Hose ein Loch hat, aber wacker kämpft sich der Junge empor und wickelt zuletzt das Heu um die Stange, daß der Schober eine Spitze kriegt zum

Ableiten des Regens. Zuletzt streift er auf die Stange den Heukranz und nun ist er hoch oben und fertig. Aber weh', der Bub' zittert und hält sich fest an die Stange — das wackelt so fürchterlich! „Was hast denn, Bub'!" schreit der Großknecht.

„Auweh, der Schober fallt um, auweh!"

Aber siehe, jetzt giebt ein Knecht dem Schober einen Stoß und das Büblein purzelt herab und verstaucht sich fast die Hand in dem festen Boden.

Und so geht es fort auf der Wiese, und der Häusel betet im Geheimen ein Vaterunser, daß der Regen komme, und daß er wieder bald zum Schafhalter werden möge.

Der Regen kommt nicht, aber die Sonne sinkt und die Schatten werden immer länger; das Heu wird feucht und der Großknecht sagt: „Lassen wir's heut' gut sein." Dann kommt die Kathel vom Haus herab und bringt einen Hafen Milch und einen großen Laib Brot und Löffel, darauf setzen sich Alle hin auf den grünen Rasen, der Großknecht schneidet das Brot auf, die Kathel schüttet die Milch in eine Schüssel und dann nehmen Alle ihre Holz- oder Beinlöffel und beginnen zu essen.

Auch der Häusel will einen Löffel nehmen, aber da sagt der Großknecht: „Bub', Du wirst nicht Zeit haben zum Milchessen, nimm Dir ein Stück Brot und geh' schafaustreiben!"

Völlig betrübt nimmt das Büblein sein Brot und geht, um die Schafe auszutreiben. Am Brunnen trinkt es Wasser und denkt sich: Jetzt muß es schon wieder gut sein bis zum Nachtmahl. —

Aber am Abend, wenn die Schafe schon im Stall sind, muß der Bub' erst die Ochsen weiden, die den Tag über am Pflug waren. In der Schlucht rauscht das Wasser so schaurig und das Büblein fürchtet sich vor Geistern. Ueberall, an Zäunen und Rainen stehen schwarze Riesen, Funken schweben umher und vom Himmel fallen die Sterne. Das Büblein hält sich fest an seine Ochsen, es will vergehen vor Angst. Der Großknecht freilich der macht sich nichts aus den Gespenstern und Ungeheuern, der meint, die schwarzen Riesen an den Zäunen und Rainen seien nichts als Bäume, die glühenden Funken hält er für Johanniswürmchen und die fallenden Gestirne für Schnuppen.

Zu solchem Unglauben kommt es, bis der Mensch groß wird.

Auch für unser Büblein wird einst diese Zeit kommen. Heute weidet es noch die Ochsen und sehnt sich ins Haus. Und wenn ihm endlich das Abend-brot vorgesetzt wird, so rührt er davon nichts mehr an, er ist zu ermüdet, sucht bald sein Bett unter den Dachbrettern auf, dort kriecht er hinein und kauert sich zusammen und schlummert einige Stunden bis zum nächsten Tag mit seinen neuen Freuden.

Der Poldel sieht und hört das Alles, wie sie mit seinem Kinde umspringen, aber er sagt nichts, darf nichts sagen. Das Herz thut ihm weh.

Der Fritzel aber, der Haussohn! der läuft in allen Weiten herum, zerreißt seine Kleider, kommt einmal in die Strohkammer und zerfetzt dem Hänsel das Traumbüchel. Der Hänsel wächst auf; er hat gerade Beine und anstatt des Höckers eine schöne, hohe Brust. Er ist ein wenig rauh und derb, aber ein netter Bursche. Der Poldel ist nicht mehr jung. Und nun machen sie es umgekehrt. Der Hänsel ist Strohknecht beim Pimperklangbauer und pflegt seinen Vater. Es mag am Werktag oder Feiertag, in der Kirche oder in der Taverne beim Weingläschen sein, allweg sind sie beisammen, der Junge und der Alte. Der Alte geht am Stock gar sehr gebückt einher, aber er hat seine Freude an dem „Buben", und er lebt in dem Buben, und er geht hoch aufrecht und ist wieder jung und guckt mitunter nach hübschen Mädchen um — in seinem Sohne.

Der Hänsel und der Fritzel haben nie ein gutes Zusammensehen; wie auch? Der Fritzel ist ein reicher Großbauernsohn und der Hänsel ein armes uneheliches Dienstbotenkind, und der Fritzel braucht nichts zu arbeiten, nichts zu lernen und der Hänsel muß sorgen und haschen, daß er seinen Bissen Brot findet.

Das dumme Weibervolk freilich, das versteht so was nicht und das blinzelt in der That lieber nach

dem Hänsel, als nach dem Fritzel. Es wird weiter nichts daraus, denn es kommt noch zu rechter Zeit der Kaiser dazwischen. Alljährlich schüttelt und rüttelt der Kaiser einmal an dem Stamm seines Volkes und wie reife Aepfel fallen ihm die frischen Burschen in den Schoß.

Aber vor Jahren, als die Militärdienstzeit noch um mehrere Ellen länger war als heute, gab es des Jahres mehr frische Burschen, als der Kaiser neue Soldaten brauchte, und so entschied zwischen den Tauglichen die Losung. Das Geschick muß es dem alten, mühseligen Poldel gut meinen; der Hänsel geht frei aus; der Fritzel aber zieht Nummer zwei, da ist sein Bleiben so viel als sicher.

Einen Tag nach dieser Entscheidung geht der Pimperklangbauer zur Assentirungscommission. Er hat seinen breiten Ledergurt umgebunden und er schlägt mit der flachen Hand trotzig auf den Ledergurt; da klimpert es drin.

Noch einen Tag später erhält der Hänsel die Vorladung zur Assentirung. Der alte Poldel erschrickt; der Hänsel jauchzt auf und tröstet seinen Vater. Frischen Muthes zieht er mit den Rekruten von dannen. Es kehren die meisten wieder, es kommt auch der Fritzel zurück. Aber der Hänsel ist geblieben.

Da weint der alte Strohknecht recht zum Erbarmen. Jetzt ist ihm sein Kind, seine Stütze genommen und er ist alt und arm. Wohl sagt der Bauer:

„Poldel, Du bleibst bei mir, so lang' Du magst; ein Löffel Suppe für Dich wird allfort gekocht sein."

Ja wohl, der Alte bleibt, so lange er mag, aber das ist nicht lang'. Der Fritzel ist, was sie in der Gegend sagen, „ein Knopf", der vergällt ihm das Gnadenbrot. So wankt der Poldel wegshin und klopft an die Thür des Armenhauses.

Und wie es dem Hänsel geht beim Militär? Kein Mensch frägt darnach. Nur der alte Poldel hegt still die Liebe zum Kind in seinem blutenden Herzen.



Der Halbpelzer.

Der Halbpelzer oder Halbtrottel ist von Natur aus meist gutmüthig. Fühlt er die Verachtung, die ihm wird, so kann er auch boshaft sein. Bleibt er trotzdem harmlos, so ist er nicht blos dumm, sondern auch herzensgut, wie es der Bursche war, der mir aus der Reihe verschiedener Halbpelzer in Erinnerung lebt.

Das ist ein kleiner dicker Knirps mit einem großen Kopfe, der Kopf sitzt tief und fest zwischen den hohen, breiten Schultern; hinter der rechten Achsel erhebt sich ein Höcker. Wie er die Hände schon gern niederhängen läßt, wenn nichts anzugreifen ist — hängen sie ihm schier bis zu den Knieen hinab. Die kurzen dünnen Füßlein sind so bestellt, daß vorn die Zehen stets zusammenstehen, als hätten sie sich allerweg was Heimliches zu erzählen. Gott erbarm', sie hätten sich zu erzählen, wie sie verfroren sind, und es sind

ihrer an den beiden Füßen nicht so viele, daß sie die Zahl der Wochen ausmachten, seit welchen sie schon in keinen Schühlein gesteckt.

Dieser Junge — Adaml mag er heißen, und er ist der Armseligsten Einer noch nicht — torkelt in dem Kieselhofe unter den Füßen der Knechte und Mägde umher, und wer ihn braucht, der giebt ihm nur einen Schupfer mit dem Stiefel, und wem er was nicht recht ausrichten kann, von dem bekommt er die Fußtritte.

In jedem größeren Bauernhofe muß so ein Schuhhadern sein, an dem sich Jeder abwischen kann Der Adaml ist recht zum „Schuldaustragen", oder wer im Hofe hätte sonst so breite Schultern und einen solchen Höcker wie der Adaml?

Der Kieselhofbauer hat den Jungen als kleines Kind einem Bettelweibe abgenommen und ihn zu erziehen und zu behandeln versprochen, wie sein eigen Kind.

„Streng mag der Bauer schon sein auf den Buben," hatte das Bettelweib gesagt, „der darf wohl einen Rippler gewohnt werden auf der Welt, nur seine geraden Glieder lass' mir der Bauer nicht verderben!"

Der Bauer schenkte dem Weibe einen Laib Brot und behielt also den Knaben. Und die geraden Glieder? Jeder Großknecht dürfte Gott danken, wenn er ein solch' umfangreiches Haupt, so knorrige Arme

und einen so kräftigen Rücken hätte, als der Adaml. Dieser Rücken war aber die Jahre her auch wacker erprobt worden, denn der Kieselhofbauer hatte ja eine gute Erziehung versprochen.

Da ist in dem Hofe eine Stallmagd. Sie ist noch nicht alt, aber streng in ihren Pflichten, und darf sich schon getrauen, zu Zeiten mit dem Bauer ein Wörtlein über die Dienstbotenordnung hinaus zu reden. Sie nimmt den armen Jungen oft in Schutz.

„Was geht denn Dich der Halbpelzer an, Afra?“ frägt sie der Bauer einmal.

„Was mich der Bub' angeht? Bauer, das hab' ich Dir lang' schon sagen wollen, mit diesem Kinde hast Du Dir kein' Staffel in den Himmel baut. Schau Dir den Adaml einmal an, hast Du Dein Lebtag schon ein solches Krüppelg'spiel gesehen? Wie der Adaml jetzt dasteht, ist er sich zu Allem zu wenig, kann seinem Brot nicht nachkommen. Ich kann das nicht ansehen, Bauer, und in einem Haus, wo sie arme Leut' so unter die Füße treten, mag ich nicht bleiben! Halt' mir's nicht für übel, Bauer!“ —

Wenn der Adaml bei Tisch so unter den stämmigen Knechten kauert, so lugt nur sein Kopf herauf über den Rand; er sieht nie in die Schüssel hinein, sein Löffel kommt schier immer mit der lauteren Suppe zurück, nur in den seltensten Fällen liegt eine Brotschnitte d'rin. Nicht viel günstiger geht's bei

den Knödeln und beim Sterz, und so kommt's, daß der Adaml nach dem Essen oft rechtschaffen gern ein Stückel schwarzes Brot verkiefelt. Da nimmt ihn denn die Afra mit in den Stall und giebt ihm ein Schälchen Milch und der Junge blickt ihr dafür treuherzig in die Augen und sagt: „Dank Dir Gott, Kuhmensch, jetzt hab' ich gessen, jetzt mag ich schon wieder arbeiten."

Er hat eine rauhe, lallende, ja, wenn er in Erregung ist, eine fast bellende Stimme; die anderen Leute verstehen ihn kaum und höhnen ihn aus; Afra versteht ihn und ist zu ihm liebevoll wie eine Schwester. Sie besorgt ihm die Wäsche, bessert ihm die Kleider aus, und wenn der Reif des Herbstes kommt und es ist der Schuster noch nicht im Hause gewesen, so schenkt sie dem Adaml ein Paar alte Schuhe. Trotzdem hat er an seinen verfrornen Füßen oft arg zu leiden und er wimmert die Nächte hindurch, bis wieder die Afra kommt und ihm kaltes Kraut oder labende Rübenblätter auf die Frostballen legt. Es verlachen ihn die Anderen, weil er „Weibsschuhe" trage — er ist in Allem der Spott des Gesindes.

Nach solchen Erfahrungen beginnt der Junge seiner Umgebung die Fäuste zu ballen und die Zähne zu fletschen; aber Alle höhnen solcher Rache und drücken ihn mit Spott und Arbeitsüberladungen womöglich noch tiefer zu Boden.

Ein schönes großes Auge hat der Adaml gehabt, aber das beginnt sich nun immer mehr und mehr hinter den langen dunkeln Brauen zu verbergen. Nur wenn er im Stalle bei Afra sitzt und ihr von seinem Leiden klagt, treten die hellen Augensterne wieder hervor, und je leiser er seine Worte spricht, desto deutlicher und verständlicher sind sie zu hören.

Da kommt aber eine Zeit, wo den Burschen auch Afra nicht mehr versteht. Er war ihr einigemale mit runden glatten Kieselsteinen gekommen, wie sie unten im Thalgrunde in Unzahl liegen, und hatte diese in verschiedenen Figuren auf ihre Kleidertruhe gelegt. Und einmal brachte er auch einen Strauß bunter, silberigschillernder Nußhäherfedern und legte ihn auf das Hauptpolster ihres Bettes. Da fragte ihn Afra, was sie denn mit diesen Dingen sollte? Darüber wurde er roth im Gesichte und schleuderte die Steine in die Stallstreu und zerzauste den Federstrauß, daß die Fetzchen flogen. Von diesem Tage an kam er lange nicht mehr in den Stall, und Afra mußte ihn endlich bitten, daß er ihr wieder die Kleider zum Ausbessern gäbe.

Einmal, an einem Sonntag, steht der Adaml unten am Bache und sieht den Forellen zu, die auf dem braunsandigen Grunde des klaren Wassers langsam hin- und herschwimmen. Und als der Fischer mit seiner langen Schnurstange des Weges kommt, hält er vor diesem die Hände zusammen und bittet

ihn um die Erlaubniß, eine solche Forelle herauszufangen zu dürfen. Da ihn der Mann nach längerem Fragen versteht und ihm die Erlaubniß ertheilt, wirft der Bursche eilends den Rock und den alten dicken, fast formlosen Filzhut weg, daß die dichten, borstigen Haare emporstehen, streift die groben Hemdärmel auf und legt sich auf den Bauch hin an des Baches Rand. In wenigen Minuten schwänzelt ein weißbauchiges Fischlein in seiner Faust und Adaml johlt vor Lust. Der Fischer lächelt und schenkt dem Burschen die Beute. Dieser thut behende Wasser in den tiefen Hut, das Fischlein hinein und eilt so dem Hofe und dem Kuhstalle zu. Noch ist das Wasser nicht ganz versickert, noch plätschert und zappelt das Thier im Hute und wirft sich von einer Seite auf die andere und die Flossen fächeln und die rothen Sternchen glühen auf dem glatten Leibe — als der Adaml damit vor der Stallmagd steht und röchelnd vor Laufen dieser den alten Filz mitsammt dem Inhalt hinhält.

„Was hast denn, Adaml, was thust denn, was willst denn?“ lacht Afra, „jetzt bringt mir der Kindisch gar einen halbtodten Fisch daher!“

Der Bursche aber grinst mit leuchtenden Augen und gurgelt: „Den mußt Du braten und essen, weil Du brav bist auf mich —“

Dann geht er davon und es zittern ihm seine Füße und es zittert ihm sein Herz.

Einmal sitzt Afra im Stalle auf der Kleidertruhe und neben ihr der Zimmerer-Nantl. Sie reden leise miteinander und die längste Zeit gar nicht — sie legen einander ihre Arme um die Nacken.

Der Adaml sieht es durch die Thürfuge und als darauf der Nantl von der Magd zärtlichen Abschied nimmt und heraustritt, klettert ihm der Zwerg behende wie ein Eichhörnchen auf den Nacken und beginnt ihn zu würgen und erhebt ein kreischendes Zetergeschrei. Als die Leute herbeieilen, rutscht der Bursche auf den Boden und es ist kein Wort von ihm herauszubringen. Der Nantl hatte ihm einen Schlag versetzt und war davongeflohen.

Nach diesem Tag bittet Afra den Halbpelzer nicht mehr, daß er ihr seine Kleider zum Ausbessern gäbe. Der Adaml weicht ihr auch aus; nur von der Ferne oder unbeachtet, wenn er sie sehen kann, bleibt er stehen wie ein Baumstrunk und starrt auf sie hin.

Das ist zur Winterszeit. Und als hernach der Frühsommer kommt, stellt der Kieselhofbauer die Afra mit einer Heerde von Kühen hinauf auf seine neu angekaufte Alm. Auch der Adaml als Halter zieht mit, und das zu seiner größten Freude.

Als die beiden Menschen einige Zeit in der Einsamkeit auf lichten Höhen sind, steht der verkrüppelte Bursche einmal einen ganzen Abend am Herde und sieht die Magd an und spricht kein Wort. Und als sie die Suppe auf den Tisch setzt und ihn zum Essen

ruft, steht er am Herde, und als sie das Gruß-Maria sagt, steht er am Herde, und als sie endlich zu ihrem Bette geht und die Schuhriemen zu lösen beginnt, steht er noch immer am Herde.

„Nach und nach wirst ein ganzer Narr, Adaml, das seh' ich wohl," sagt Afra endlich.

Da wendet er seinen Körper, was er immer thun muß, wenn er den Kopf wenden will, und dann stolpert er über ein paar Milchkübel an ihr Bett.

„Wie mich der Herrgott erschaffen hat, so bin ich!" ruft er. „So lang' mich die Leut' niedertreten, kann ich nicht gerad stehen, und so lang' mich die Leut' für einen Narren halten, werd' ich nicht gescheit. Ein Mensch bin ich doch! Das ist ja meine Pein, daß ich ein Mensch bin."

„Adaml, Du mußt eine warme Suppe essen und in Dein Bett gehen. Du weißt, ich hab' nie was gegen Dich gehabt."

„Jetzt haben sie mich verkrüppelt," fährt er fort in einer Weise, wie man sie in dem blödsinnigen Burschen kaum vermuthet hätte, „haben mir kein gut Wort gegeben und nichts gelehrt, und ich kann völlig die Zung' nicht heben, Nachdenken thu' ich oft und ich kenn's, es geht nicht recht mit mir zu."

„Das hab ich nicht gemeint, Adaml, Du bist ganz vernünftig, und wohl Manchen könnt's taugen, wenn er Deine Gutheit hätt'. Wer Dich quält und

wer Dir Feind ist, der steht neun Klafter tiefer wie Du.“ So sagt sie.

„Nachher — nachher magst mich ’leicht!“ schreit er auf.

Er will ihr um den Hals fallen, aber Afra entgegnet: „Wegen dem, daß Du nicht gar so sauber gewachsen bist, wie oft mancher Bursch, thät’ ich Dich gar nicht verschmähen.“

„So willst meine Dirn sein?“ ruft er.

„Will Dich wie meinen Bruder halten, aber sonst — schau, ich hab’ halt schon den Nantl, dem hab’ ich’s versprochen.“

Der Adaml steht da und legt die rechte Hand in das verworrene Haar. Er drückt seine Augenbrauen zusammen, sein Kopf will noch tiefer zwischen die Schultern schliefen. Endlich murmelt er: „Hätt’s nit verlangt, daß Du mir das Letzt’ gesagt hast, hätt’ zufrieden sein müssen mit einem Kopfbeutler, daß es nichts ist. Hab’ nur gemeint, ich müßt’ Dich einmal fragen, weil ich anheben möcht’. Jetzt, weil ich weiß, wie’s ist, will ich’s anders einrichten, gute Nacht, ich geh’ in mein Bett!“

Er wackelt hinaus, legt sich auf sein Stroh.

Es ist eine traurige Sach’. . . .

Der Zimmerer-Nantl ist ein hübscher, lustiger, lockerer Mann, aber — „lass’ mir doch das gottverbannte Wildschützenleben!“ hatte ihn Afra zu tausendmal gebeten. So oft er hinauf in die Hütte

kam, hatte er unter dem langschößigen Lodenrock sein zerlegtes Gewehr bei sich; dann und wann klopfte er gar in der Nacht an und keuchte mit einem gewichtigen Rehbock über dem Rücken zur niederen Thür herein.

So ist er auch jetzt da, mitten in der Mondnacht und sie sitzen zusammen neben dem Herd. — Da hören sie draußen Hundegebell und bald darauf Männerstimmen. Ja freilich, die Jäger sind es und sie poltern schon an der Hüttenthür. Unter dem Herde ist die Nische für eine Hühnersteige, dort hinein verkriecht sich der Nantl, und die Afra wirft Geäste und Reisig darüber, wie es für das Herdfeuer bereitet ist. Dann schleppt sie das Wild und das Gewehr in die Milchkammer und beginnt laut zu zanken, daß auch in der Nacht noch keine Ruhe sei und was die Polterer da draußen denn wollten?

„Hat uns lang' genug genarrt," rufen die Jäger, in die Hütte stürmend, „aber heut' kommt er uns nicht aus. Wir haben den Schuß gehört, den Wilderer über die Höh' laufen gesehen und seine Spur führt zu dieser Hütte. Wenn Du uns den Wilddieb verleugnest, Brentlerin, so geht's nicht gut her!"

„Mein, verleugnen — ja, ich —" Afra bringt kein Wort hervor. Zitternd bläst sie in der Ofenglut einen Span an. In der Angst, daß die Männer die Herdnische durchsuchen könnten, deutet sie gegen die Thür der Milchkammer.

Und als die Jäger mit gespanntem Hahn und der Fackel in die Milchkammer treten, kauert neben dem todten Rehbock, die Büchse in der Hand, ein höckeriger, zwerghafter Bursche mit funkelnden Augen und verstörten Haaren — der Adaml.

Die Männer stutzen einen Augenblick über diese erbärmliche Gestalt, dann fallen sie darüber her, entwinden ihm das Gewehr und binden mit einem Riemen seine Hände so fest aneinander, daß sie dunkelblau anlaufen.

Der Bursche schweigt, er läßt mit sich machen, was sie wollen, nur einen Blick thut er nach Afra, einen Blick — nicht zu sagen.

Die Magd ahnt wohl, was das heißen solle; ihr zulieb will er den Wilderer retten, sich selbst opfern; sie erwartet, daß der Nantl aus seinem Versteck hervorkriechen und den unschuldigen Jungen befreien werde. Aber sie laden dem armen Burschen den Rehbock auf seinen Höcker und führen ihn davon mit Fluchen, mit Stößen und Schlägen, und der Nantl kriecht nicht hervor.

Als es endlich wieder still ist in der Hütte und draußen, steckt der Mann seinen Kopf durch das Reisig und flüstert: „Tausend Sapper, aber jetzt wär' ich bald ankommen!“

Da schreit die Afra: „Hörst, Nantl, Du bist ein Lump, daß Du den Adaml, der's so gut mit Dir gemeint hat, so kannst fortschleppen lassen. Wenn

Du nicht augenblicks nachläufst und Dich selber angiebst, so bist bei mir nimmer daheim!"

Das kann der Zimmerer-Nantl schier nicht begreifen, wie Eins wegen eines solchen Krüppels so ein Aufhebens machen mag. Er schaut die Magd groß an, und als diese die Thür weit aufmacht, huscht er hinaus und davon.

Da ist es still, da verlischt der Span in der Hütte, da strahlt das Mondlicht zu dem Fensterchen herein und legt eine weiße Tafel auf den Lehmboden. Die Afra liegt aber schlaflos auf ihrem Lager und weint.

Es vergehen Tage, der Nantl kommt nicht und der Adaml auch nicht. Da will die Brentlerin länger nicht mehr warten, sie schließt die Hütte zu, sie geht hinab zum Kieselhofbauer und sie fährt mit diesem hinaus zum Gericht. Sie dürfen den Adaml besuchen in seiner dunkeln Klause, aber ihn nicht mit heimnehmen, so lange der nun neu angeklagte Wilddieb, der Nantl, nicht eingebracht ist.

„Man meint, er hätte genug zu tragen an seinem Buckel," sagt der Kieselhofbauer, „und jetzt nimmt er noch die Sünden Anderer auf sich!"

Es vergehen wieder Tage, in welchen die Afra weint und über den falschen, niederträchtigen Zimmerer flucht. Endlich überraschen diesen die Förstergehilfen in einer halbverfallenen Köhlerklause und bald hernach steigt der Adaml hinauf zur Alpenhütte. Sein

Kopf sitzt schier noch tiefer zwischen den Schultern als ehedem.

„Er ist einfältig gewesen und jetzt haben sie ihn doch noch eingefangen,“ sagt der Adaml.

„Du bist einfältig gewesen,“ antwortet die Brentlerin, „er ist schlecht. Du bist der Mensch, den Eins nicht verachten soll.“

„Nachher, nachher magst mich 'leicht?“ schreit der Bursche.

Dabei schüttelt er seinen Höcker und der Kopf sitzt ihm noch immer so tief zwischen den Schultern — nah' am Herzen.





Der Cretin.

Es ist gerade nicht possirlich, von den armen Wesen zu sprechen, und dem Aesthetiker zulieb will ich die Leutchen nicht allzu gewissenhaft beschreiben. Wir finden die Cretins durch die ganze Alpenkette mit Ausnahme weniger Gegenden bis nach Savoyen hinein.

Es sind verkrüppelte Zwerge mit kurzen, nach einwärts gerichteten Füßen und langen Händen; sie haben dicke Hälse und große Köpfe mit struppigem Haar, die Stirn ist niedrig, die grauen, oft schielenden Augen glotzen matt und ausdruckslos vor sich hin. Die Nase ist platt und der Mund hat stets etwas zu lachen. Im Allgemeinen ist die Menschheit durch den vollständigen Gebrauch ihrer Sinne verteufelt ernsthaft geworden, nur der Seelenstumpfe und Gedankenlose lebt noch in Arkadien und freundlich lächelt und grinst er zu Allem, was er sieht.

Dem Dummen gefällt die Welt noch ... und der lachende Cretin wäre also gar nicht zu bedauern?

Doch immer lächelt er nicht. Ich will von den Qualen, die ihm seine körperliche Beschaffenheit verursacht, noch die ihm von seiner zumeist rohen und oft boshaften Umgebung zugefügt werden, nicht sprechen. Aber auf die Gewalt der Leidenschaften will ich hinweisen, welche in diesen sonst so ohnmächtigen Menschen stecken kann. Ich kannte einen Cretin, dem ein ganzes Haus unterthan war; er war der Bruder des Hausbesitzers und mußte bei dem Gute versorgt werden. Niemand wagte, ihn irgendwie zu reizen, zu meistern, man fürchtete seinen Zorn, dem er mit der Stallgabel oder mit der Holzaxt wesentlichen Ausdruck zu geben verstand. Er war verschmitzt und erfinderisch in seiner Rache, er war gefürchtet in der ganzen Gegend.

Einen Anderen kannte ich, vor dem ging kein Weib sicher. Er verstand sonst kaum Hand und Fuß zu rühren, den Kopf ließ er hängen wie ein Gelähmter. Er kauerte stets an dem Kobel des Kettenhundes, starrte im Halbschlaf vor sich auf die Erde hin und der Hund beleckte ihm sein fahles Gesicht. Er war zu keiner Arbeit fähig und sonst zu keiner körperlichen Bewegung zu bringen; kam aber eine Frauensperson in die Nähe, da traten ihm die Augen hervor, grunzend sprang er auf und das Weib hatte Mühe, ihm zu entkommen. — Es giebt keine unter

den sieben Hauptsünden, deren ein Cretin nicht fähig wäre.

Anders steht es natürlich mit den Tugenden, zu deren Uebung eben schon Seelenbildung und Geistesanlagen nöthig sind. Trotzdem finden wir bei den Halbcretins schöne Beispiele von Eltern- und Geschwisterliebe, von Freundschaft und Treue, von Friedfertigkeit und Geduld. Vor wenigen Jahren erst war es, daß in einer Kaserne von Graz ein häßlicher, arg verkrüppelter Knirps erschien, der sich mit seiner schweren, lallenden Zunge kaum verständlich machen konnte. Endlich brachte man es doch von ihm heraus, er war da, um den Johann Filzmoser von dem Soldatenleben zu befreien. Alles lachte laut und der Filzmoser rief dem Trottel zu: „Ja, weswegen willst denn just mich auslösen, Lutz, mich hast doch nie leiden mögen?"

„Ich Dich freilich nit, Du Büffel," war die gröhlende Antwort, „aber die Mirzel. Und Du mußt heim zu ihr."

Viel häufiger als die „Ganzen" sind die „Halbnarren", die Halbcretins. Diese leiden gewöhnlich nur an körperlichen Gebrechen, als Verkrüpplung der Glieder, Schwerhörigkeit, Schwachsinn, doch entbehren sie durchaus nicht des Denkvermögens. Solche Menschen, gleichwohl einigermaßen stumpfsinnig und nicht weltläufig, sind oft mit einem gewissen Kunstinstincte begabt. Es giebt z. B. Schnitzer und Mechaniker

unter ihnen, die ihr Geschäft mit großer Fertigkeit und mit Erfolg betreiben. In einem Seitenthale der Mürz steht ein Bauernhaus, in welchem es zugeht wie in einer großen Fabrik; in allen Enden und Ecken treiben Räder und Rädchen, klappern Hämmer, bewegen sich Balken und Möbel wie durch unsichtbare Hand. Die Dreschmaschine und die Kornmühle, und die Butterrühre und die Wanduhr, und die Brotaufschneide und selbst die Wiege treibt ein Wässerchen, das draußen vorüberfließt. In der schaukelnden Wiege liegt ein blauäugig Büblein, das wird allen Ansehens nach gewiß gescheiter wie sein Vater, aber so findig wird es sicher nicht.

Wer seinen Vater nur des Weges trotten, oder ihn im Wirthshaus stumpfsinnig vor sich hinstieren sieht, der nennt ihn einen Halbtrottel; wer ihn näher kennt, mit ihm arbeitet oder andere Geschäfte hat, der heißt ihn ein „Kreuzköpfel, das seine Sach' unter dem Hütel hat“. Das Kreuzköpfel hat den ganzen Mechanismus, wie er in seinem Hause spielt und spukt, aus sich selber erfunden und dargestellt.

Eine andere Species der Halbcretins sind die Rechenmeister, die Zahlen- und Kalendertrotteln. Diese haben oft ein fast unglaublich scheinendes Zahlen-, Orts- und Namengedächtniß. Sie wissen alle Heiligen des Kirchenkalenders und ihr Datum. Sie wissen fast niemals den Grund eines Gescheh-

nisses, aber sie wissen die Zeit und den Ort desselben ein- für allemal.

Häufig treibt man mit den Halbcretins allerlei Schabernack und die armen Geschöpfe lassen sich den Muthwillen der Rohen gefallen, sie apportiren wie ein Hund, sie stehen auf dem Kopf, sie machen mit der Zehe das Kreuzzeichen, sie verstopfen sich mit der Zunge die Nüster u. s. w. Sie erwerben sich in ihren „Künsten" oft eine große Fertigkeit, so daß sie dieselben auch gern den Fremden vormachen und damit Kreuzer erwerben.

Ich kannte einen Halbtrottel, der das „Messelesen" verstand, überall, wo er hinkam, seine Messe las, und zwar in den Bewegungen und Geberden ganz genau wie der Priester am Altare. Manche glaubten an diese „Messe" und gaben dem Halbnarren Kleingeld.

Der Uebergang von den cretinartigen Menschen zu jenen mit gesunder Vernunft ist ein allmählicher, und das Aeußere trügt hier oft arg; nicht Jeder, der die Kappe trägt, ist ein Narr. Hingegen weist der durchaus uncultivirte Dorf- oder Waldbewohner, trotz seines ausgebildeten gesunden Körpers, oft den Stempel des Cretinismus auf der Stirn.

Den Kreuzmartin hielten sie im Dorfe für einen Halbnarren seines Betragens wegen in der Unglücksstunde. Eines Tages brach nämlich im Hause des Kreuzmartin, das abseits vom Dorfe auf einem

Hügel stand, Feuer aus. Die Flammen brachen zum Dach hervor; der Martin schrie gegen das Dorf hinab, was er schreien konnte: „Helfet, Nachbarn! Steht mir bei, Ihr lieben Nachbarn, mein Haus brennt mir nieder! Kommt mir zu Hilfe, um Jesu Christiwillen, Ihr meine Pfarrgenossen, meine Brüder!“

Vergebens schrie er. Die Leute standen auf der Dorfgasse und betrachteten von weitem das brennende Haus, an dem, wie sie meinten, nichts mehr zu retten war. Und als der Martin sah, sein Bitten sei vergebens, da schlug seine Stimmung um. „Verflucht und vermaledeit sollt Ihr sein, allmiteinand!“ rief er. „Der Teufel soll Euch holen hinab in die untersten Höllen!“

Seitdem sagt man im Dorfe, der Martin sei ein Narr. Ich halte den inständigen Hilferuf und den plötzlichen Zornausbruch des Mannes für menschlich.

Wir haben uns von dem eigentlichen Gegenstand ein wenig entfernt. Aber der vernünftige Mensch mag nun wohl fragen: Ja, was ist die Ursache des Cretinismus, warum kommt dieser gerade in den Alpen vor, wie groß ist die Zahl der Unglücklichen, und wie könnte die Erscheinung verhütet oder gemildert werden?

Die Hauptursache der cretinischen Anlage dürfte wohl die Kälte und Feuchtigkeit des Bodens sein.

Die Kälte und Feuchtigkeit des Bodens hängt nicht allein von der Lage, den Höhen und Vertiefungen des Gebirges ab, sondern auch von der Formation desselben. Die derben und festen Gebirgsarten, wie z. B. die quarzig-krystallinischen Urgebirg- und Grauwackenformationen, sind nicht geeignet, die Feuchtigkeit in sich zu saugen, wie dies etwa bei der Kalkformation der Fall ist. Und in der That finden wir in den Gegenden des Urgebirges und der Grauwackenbildung die meisten cretinischen Anlagen vorkommen.

Die ungünstigen örtlichen Verhältnisse sind es jedoch nicht allein, welche die cretinische Anlage begründen und nähren. Der Keim derselben wird häufig schon von den Eltern auf die Kinder übertragen und durch Verwahrlosung der Kleinen begünstigt. Schlechte Nahrung, dumpfige Wohnung, unzweckmäßige, ungenügende Kleidung, Unreinlichkeit, üble Behandlung und allerlei abergläubische Mißbräuche sind es, die den Keim des Cretinismus sich entwickeln helfen. Kaum sieben Jahre alt, wird das Kind barfuß hinausgeschickt auf die einsame Weide zum lieben Vieh, mit dem es nun jahrelang umgeht. Dazu kommt der Mangel an Unterricht, an jeder geistigen Anregung. Da dürfen uns die häufigen Blödlinge in den Alpengegenden nicht Wunder nehmen. Indeß ist die Zahl der *wirklichen* Cretins doch nicht sehr groß; in Steiermark z. B.

werden gegenwärtig etwa dreihundert solcher Individuen gezählt und ist in den letzten Jahren sogar eine wesentliche Abnahme der Erscheinung nachweisbar.

Zur Verhütung oder wenigstens Milderung des Cretinismus wären uns verschiedene Mittel an die Hand gegeben. Vor Allem ein wachsames Auge auf die Gehirnleiden der Kinder; Gehirnkrankheiten können ja in jedem Lande und unter allen Verhältnissen cretinartige Folgen nach sich ziehen. Der wirkliche Cretin muß auf humane Weise versorgt, der Halbcretin möglichst unterrichtet und angemessen beschäftigt werden. Es kommen Anstalten auf, in welchen die armen Wesen verpflegt und möglichst unterrichtet werden, aber der Landmann giebt seine Cretins nicht gern aus dem Hause, denn es herrscht der Glaube, daß der Trottel ein Haussegen sei und den Gottessegen in die Wirthschaft bringe. Dieser Glaube schützt die armen Geschöpfe vor mancher Mißhandlung. Die an und für sich schöne Idee der Erziehungsinstitute für Cretinkinder ist vielleicht deshalb nicht unbedingt zu empfehlen, weil, wie schon unter den Erwachsenen bekanntlich ein Narr zehn macht, der Umgang cretinischer Kinder mit- und untereinander mehr schaden als nützen müßte.

Ein Mittel, um das Uebel schon in seinem Keime auszurotten, wäre Kreuzung der Ehen zwischen den

Gebirgs-, Thal- und Hügelbewohnern. Bisher hat der Militarismus viel zur Erhaltung des Cretinismus beigetragen. Die körperlich und geistig gesunden Männer wurden dem Lande entzogen und zuweilen als Kanonenfutter verwendet; die Krüppel und Blöden blieben daheim mit der Obliegenheit, ihre Gattung fortzupflanzen.

Diese Art von Zuchtwahl wird aber der Natur nicht recht sein.





Der Einleger.

„Ih bin, ih bin da Neamt auf da Welt,
Ih hab' ih hab' ka Feld und ka Geld,
Ka Hütterl, ka Kammerl, ka Fensterl g'hört mir,
Ih bin, ih bin auf der Welt im Quartier."

Karl Morre („'s Nullerl").

Ich habe die guten Eigenschaften — deren die Bauersleute besitzen — stets mit Vorliebe dargestellt, aber ich darf auch ihre Schattenseiten nicht vergessen. Diese sind so finster, daß ein wenig Aufklärung nicht schaden kann. Wenn wir von Armuth hören, so denken wir zumeist an die städtische, die uns vor der Nase herum huscht und wimmert und klagt und darbt. Sie ist in der That furchtbar, denn gräßlich ist's, zwischen Palästen und reichen Prassern hungern und verkümmern zu müssen. An jene tiefe Armuth da draußen auf dem Lande, an jene willig oder verbitterten Gemüthes ihrem Ende

entgegendarbenden Märtyrer des Volkes, an die bäuerlichen Dienstboten hat in unserer Zeit der Humanität bisher kein Mensch gedacht. Ei doch, man hat die kräftigen Bursche zu Soldaten herangezogen, um sie vielleicht als Krüppel wieder zurückzuschicken. Man hat ihnen Dienstbotenbücheln drucken lassen, in welchen ihre Pflichten weit stärker betont werden, als ihre Rechte; ein Paragraph ist, der unterwirft den Dienstboten schier ganz dem Willen des Dienstgebers; mildernde Nachsätze folgen, sind aber drehbar wie ein „damischer Hiesel". Man hat auch viel Klage in den Zeitungen gelesen über die Dienstbotenmisère, aber immer war von den armen Dienstgebern die Rede, von den armen Haus- und Hofbesitzern, von den großen Ansprüchen, Anmaßungen, Liederlichkeiten der Dienstboten. „Bei solchen Zuständen bin ich lieber Knecht als Bauer!" hat mancher Hausbesitzer ausgerufen, habe jedoch nichts davon gehört, daß einer mit seinem Knecht wirklich getauscht hätte. Die Dienstboten aber haben stillgeschwiegen, und wenn in unserer Zeit ein Stand nicht öffentlich jammert, so ist es der der bäuerlichen Dienstboten. Denen muß es doch wirklich sehr gut ergehen!

Indeß jammern diese Leute nicht aus dem einfachen Grunde, weil sie keine Stimme haben, die man im Lande hören könnte, Manche auch darum nicht, weil ihnen um die Gurgel ein Strick liegt,

der zu jeder Zeit erforderlichenfalls enggezogen werden kann.

Der Dienstbote ist das Kind armer Leute oder auch das Kind eines Bauers, der einen der Söhne — seinen Nachfolger in der Wirthschaft — bevorzugt und die übrigen Kinder so sehr benachtheilt, daß sie oft heimatlos werden und in fremden Häusern ihr Brot, durch Rohheiten der Dienstgeber versalzen, kümmerlich verdienen müssen. Die Gerechtigkeit drückt zu Gunsten der Steuerzahler ein Auge zu.

Der Dienstbote hat in seinen besten Jahren allerlei Absichten. Er will entweder den Bauerndienst verlassen, in eine Fabrik oder in die Stadt gehen; oder er will eine gute Heirat machen und so zur Selbstständigkeit kommen. Andere hoffen vom Lottospiel Verbesserung ihrer Lage, ohne zu ahnen, wie hoch ihre Dummheit besteuert wird. Wieder Andere verlassen den Jahresdienst, verlegen sich auf die Taglöhnerei, weil diese sie momentan selbstständiger macht, versuchen dies und das. Selten gelingt es Einem, eine bessere Existenz zu finden, die Meisten bleiben Dienstboten Jahr für Jahr, bis sie alt und untauglich werden zur Arbeit.

Und was nun?

Gewöhnlich sucht der betagte Dienstbote seine sich steigernde Unzulänglichkeit so lange als möglich zu verbergen, denn er weiß, wenn er sein Brot nicht mehr verdienen kann, was seiner wartet. Größere

Gemeinden haben etwas wie ein Armenhaus. Sie nennen es Spital. Seine Insassen sind Sieche und Lahme, Krüppel, Cretins und Preßhafte aller Art. Ein gar unsauberer verachteter Ort voll Hader und Elend. Und da soll der alte Dienstbote nun hinein. Ist Mancher noch froh, wenn ein solches Spital gar nicht existirt, wenn er als Bettler ziehen kann in der freien Luft von Haus zu Haus. Da ist es nun bis heute in solchen Gemeinden, die kein Spital haben, eingerichtet, daß der alte unfähige Dienstbote der Reihe nach von einem Hof zum anderen wandert, so daß er jährlich etwa ein= oder zweimal um die Runde kommt.

Das ist also der Einleger (oder die Einlegerin). Er schleppt sein Buckelkörblein mit sich, in welchem er all' sein Hab und Gut hat und wird ihm an seiner Station ein Winkel angewiesen etwa in der Vorkammer, im Stall, auch im Strohschoppen, wo er das Körbel hinstellen und sich einheimsen darf.

In einem Hofe bleibt er acht, vierzehn Tage oder auch länger, je nach der Größe des Gutes. Da soll er nun verköstigt und verpflegt werden. Man nützt ihn wohl aus, so gut man kann; es giebt im Hause immerhin Arbeiten, die auch ein müh=seliger Mensch verrichten kann, als etwa Streuhacken, Mist krauen, Kukuruz schälen, Rüben kränteln und dergleichen. Mitunter auch viel unangenehmere Verrichtungen. Der Einleger thut's, es ist ganz

selbstverständlich; ja er selbst, der Greis mit schneeweißen Haaren, kommt nur selten zum Bewußtsein, daß seine armselige Existenz ein Unrecht ist, von Anderen begangen. Vom Essen wird ihm das Schlechteste im schlechtesten Geschirr gereicht. Mißrathene verkochte Nocken mit ranzigem Fett, die Niemand essen will, für den Einleger ist es gut genug. Er torkelt damit in seinen Winkel — denn zu Tisch läßt man so einen alten Menschen nicht gern, der Unsauberkeit wegen — und ißt seine Sach' freilich wohl zumeist mit Appetit. Ist auch gut, wenn er einen eigenen Löffel besitzt, denn Löffel, mit denen der Einleger gegessen, will kein Anderer mehr gebrauchen. Die Anderen essen viermal des Tages; den Einleger vergessen sie gern. Hat er jedoch einmal einen Trog voll vor sich, dann ist's kein Wunder, wenn er bisweilen das rechte Maß nicht wahrnimmt und es unter Wimmern auf seinem Stroh hart büßen muß.

Doß es mit der Reinlichkeit nicht am feinsten bestellt ist, wird wohl selbstverständlich sein. Bart und Haar lassen sie ihm wachsen, so lang es will; Kamm, Seife, Bad — ach Gott, das ist dem Hausbesitzer oft fremd, der Einleger darf gar nicht daran denken. Und er denkt auch nicht daran. Wenn sein Gewand nur nicht gar zu viel Löcher hat, nach Anderem frägt er nicht. Das Hausgesinde weiß wohl, es ist auf demselben Weg, Einleger zu

werden, und doch hat es zumeist Spott und Verachtung für das arme Geschöpf und nicht selten auch — körperliche Mißhandlung. Daß der Einleger demnach herb, verbittert und bissig wird und voll von Unarten und zuwideren Eigenschaften, es liegt auf der Hand. Wohl selten, daß eine gute Seele dem Nothleidenden heimlich einen Bissen zusteckt, heimlich ein liebreiches Wort sagt. — So verroht Armuth und immerwährende Dienstbarkeit die Herzen. Es ist wohl ein Jammer, Ihr lieben Weltleute! Ihr lebt in aller äußeren Behaglichkeit, oft im Ueberfluß, in Uebermuth. Und diese Armen da draußen — Euere Brüder, die für Euch das Brot aus dem Boden gegraben — sind in ihrem tiefen, bitteren Elend so ganz verlassen!

Humor haben die Meisten, denn sonst müßten sie ja zu Grunde gehen trotz der Abhärtung an Leib und Seele. Auch die Religion ist ihre Stütze, und bei Manchen die Schlauheit und Verschmitztheit, in welchen die Noth ja die beste Lehrmeisterin ist.

Im Mürzthal war ein Einleger, der nachgerade zu den liebenswürdigen Menschen gehörte und bei Allen gern gesehen wurde, die ihm — nichts schenken mußten. Der krump' Serafin war er geheißen. In Häusern, wo sie ihn schlecht behandelten, sprach er tage- und wochenlang kein Wort, verkroch sich ganz in sich selbst wie ein Igel, der nur die Borsten hervorkehrt. Wo er aber ein wenig Beachtung und

Theilnahme fand, da sprang aus dem Alten der Schalk hervor und er ließ seine launigen Sprüche und Einfälle los, mit denen er wie vollgepfropft war.

So oft er etwas in seinen Bettelsack zu schieben hatte, band er ihn allemal rasch und sorgfältig wieder zu und sagte: „Daß es nit wieder herausfliegt! Es will nichts drinnen bleiben, als das schwarzbraun' Elend.“ — Wenn er irgend von einem reichen Schlemmer hörte, meinte er: „Ist halt gut eingerichtet auf der Welt; jeder Mensch hat sein Geschäftel, der Eine thut prassen, der Andere thut fasten. Aber lieber,“ setzte er dann mitunter bei, „lieber ist's mir doch, ich möcht's und hab's nit, als wann ich's hätt' und möcht's nit.“ Von einem Geizigen sagte er gerne: „Der macht sich auch seine Höllfahrt sauer.“ Und dem krumpen Serafin mag's wohl manchmal eingefallen sein, was uns das „Nullerl“ singt: „Wer den Leuten 's Brot anbaut, den hungern sie jetzt aus. Ist doch die Welt a Narrenhaus.“

Einer der ärmsten Einleger lebte zur Zeit meiner Jugend in der Semmeringgegend. Er war ein herabgekommener Hausbesitzer gewesen, der beim Eisenbahnbau sein Grundstück an die Gesellschaft verkauft hatte. Es wurde ihm zweifach überzahlt und das machte seinen Kopf wirbelig; bei so vielem Geld, glaubte er, brauche er sein Lebtag nicht mehr zu arbeiten, saß in den Wirthshäusern um, pachtete

Jagden und trieb allerhand noble Passionen. In wenigen Jahren war sein Geld glücklich dahin und er hatte noch dazu das Unglück, daß er sich durch unvorsichtiges Gebahren mit Pulver eines Tages das Augenlicht vernichtete. Obgleich sonst noch nicht mühselig, mußte er nun in die Einlege. Da hielten sie ihm natürlich überall seine Vergangenheit vor, und ihm, der ein besseres Leben gewohnt gewesen, that die Rohheit doppelt weh. Sonst vermag der Einleger wenigstens so viel, daß er durchgehen kann, wenn es ihm irgendwo gar zu arg wird, daß er in einem christlicheren Nachbarhause seine Zuflucht suchen oder im grünen Walde wohnen und sich von Beeren nähren oder wenigstens ruhig hungern und frieren kann, ohne Schimpf und Rohheit leiden zu müssen. Unser armer Blinder konnte jedoch nicht fort, mußte aushalten; und ein boshafter Racker war, der behielt den Einleger allemal länger, als es seine Pflicht gebot, im Hause, um ihn den Hochmuth recht fühlen zu lassen und ihn mit hämischen Anspielungen und herber Behandlung peinigen zu können. So seufzte der arme Mann wohl oft: „Wann ich nur mein Augenlicht wieder kunnt finden!“ Da traf er in einem schlimmen Bauernhof einmal mit einem anderen Einleger zusammen, der sich vor den Mißhandlungen der Leute auch nicht zu schützen wußte, weil er lahme Füße hatte. „Wann ich nur laufen kunnt!“ sagte dieser, „ich wollt’ mir sonst

gar nichts wünschen.“ Die beiden verbanden sich nun so, daß der Blinde den Lahmen auf den Buckel nahm und mit ihm davongieng. Jetzt war Beiden geholfen, der Blinde hatte das Augenlicht gefunden und der Lahme konnte laufen. Beide waren nun im Stande, ihren — „Wohlthätern“ zu entkommen.

Am besten daran sind immer noch die schlauen und schalkhaften Philosophen, die an der Leute Eitelkeiten und Schwächen anmuthig zu pochen wissen.

Da lebt heute noch Einer, der in der Veitscher, Turnauer und Aflenzer Gegend umsteigt, obwohl er ein über und über verbogener Krüppel ist. Er könnte ja als Einleger in seiner Gemeinde sitzen bleiben, aber beim Betteln, sagt er, stehe er sich besser. Er bettelt aber nicht so kurzer Hand, sondern weiß der Sache Schick zu geben. Kommt er in ein Bauernhaus, so bringt er für die Küche einen Arm voll Brennholz mit, oder ein Sträußel Tannenreisig für Stubenbesen, oder ein paar Pilze, oder ein Körblein mit Waldbeeren, mit denen er der Bäuerin oder den Kindern ein Geschenk macht. Jetzt muß ihm die Hausfrau „Vergelt's Gott“ sagen, aber sie giebt ihm auch was zu essen. Selbstverständlich läßt er keine Spur in der Schüssel, so daß er sie hoch aufheben und sagen kann: „Bäuerin, rath' einmal, was ist da drinnen g'west?“

Ob er etwan zu wenig gehabt? „Das nit, schon gar nit, gut ist's g'west und genug ist's g'west.

Vergelt's Gott fleißig dafür! — Nur" — setzt er zaghaft bei, „daß ich noch ein Anliegen hätt'! Bäuerin, gelt, ein Faderl Zwirn schenkst mir. Vom Leibel da ist mir ein Knopf ausgesprungen, muß ihn wieder einhängen, den Saggra!"

Sie reicht ihm den Zwirnknäuel hin, und wie er fertig ist mit dem Knopf, steckt er den Knäuel so in Gedanken vertieft in seinen Sack. Die Bäuerin schielt etwas mißvergnügt hin auf diesen Vorgang. Und der Bettler weiß es wohl, sie ist eine Zange und nicht leicht etwas aus ihr herauszukriegen. Nun wendet er sich zu ihr und sagt mit allen Geberden der Behaglichkeit: „Jetzt wohl, jetzt. Für heut' brauch' ich nichts mehr, für heut'. Aber für morgen möcht' ich mir halt gern ein warm Süppel kochen, und jetzt — denk' Dir's — jetzt ist mir das Salz ausgegangen."

„Uh narrisch!" sagt die Bäuerin, froh, so leichten Kaufes davonzukommen, „das darfst ja nur sagen." Und giebt ihm Salz.

„Ah, jetzt wohl, jetzt wohl," macht der Bettelmann, „jetzt hätt' ich Alles auf eine gute Suppen. I hätt' ein Salz, ich hätt' ein Wasser . . . . Grad ein Stäuberl Mehl kunnt noch gut sein dazu. Geld, Du kreuzbrave, liebe Bäuerin, Du wirst mir nit gern einen Löffel voll schenken wollen?"

Das läßt ihn die kreuzbrave Bäuerin nicht umsonst gesagt haben und giebt ihm Mehl.

„Uh, gelt's Gott!" ruft der Bettler und hält sein Mehlsäcklein auf, „uh, gar zwei — drei Löffelvoll giebst mir! Und noch einen drauf. All's zu gut thust Du mir's meinen, all's zu gut. Vergelt's Gott, schön!"

Wie er nachher im Begriff ist, seinen Buckelkorb sich auf den Rücken zu schwingen, hält er plötzlich still und sagt: „Schau Du, jetzt fallt mir g'rad was ein. Du Bäurin, Du wirst mir's gewiß sagen können: Soll zu einem guten Süppel nicht ein Stückl Schmalz sein? Ja? Schau Du, mir ist so was fürgangen. — Aber das ist! das ist! Jetzt weiß ich nit, wo ich ein Schmalz werd' hernehmen. Du verhöllte Sau! — Muß viel sein? Nit viel, meinst? G'rad' so ein nußgroß Patzerl meinst?"

Was bleibt der Bäuerin übrig? Sie knirscht insgeheim, aber weil er gar so schön betteln kann! Sie schenkt ihm auch noch zur Suppe das Schmalz.

„Tausend vergelt's Gott!" ruft er entzückt aus, „bis in den Himmel hinauf vergelt's Gott! Und oben bleiben im Himmel, alleweil oben bleiben! Und eine Freud' wird er haben, der lieb' Herrgott, über so eine kreuzbrave, mudlsaubere Bäurin!"

Hierauf schleift er zum Nachbarhaus und dort macht er's ähnlich. Der Mann leidet keine Noth, trotz seiner verkrüppelten Glieder. Sein Humor, der schlaue Geselle, nährt ihn.

So hat auch die Armuth ihre Philosophie, ihren Halt und ihr Glück.

Aber hier sind nur Ausnahmen geschildert; die Regel zu beschreiben widert mich an. Es ist wohl wahr, die Armuth und das Elend ist der richtige Dung für den Humor, weshalb es da unten auch viel mehr Ergebung und innere Ueberlegenheit und Seelenheiterkeit giebt, als da oben. Aber wenn zum Unglück, das man tragen muß, auch noch das Unrecht kommt, und man sieht, diese schlimmen Genossen wollen Einen für's ganze Leben nimmer verlassen, so ist es auf die Länge doch schwer, bei Humor zu bleiben. Und bei naturrohen, sittlich unentwickelt gebliebenen Gemüthern ist es doch gar kein Wunder, wenn sie in ihrem Alter und körperlichen Unbehagen launisch, zänkisch, tückisch, klatschhaft, hinterlistig und sogar diebisch werden. Nun glaubt der Bauer, solchen Fehlern und Lastern gegenüber nicht verpflichtet zu sein. Er ist's aber doch. Der Dienstbote ist eben auch ein Product seiner Verhältnisse, seiner ganzen Umgebung, von der schullosen Kindheit an, bis zum hilflosen Greisenalter.

Und wenn man genau nachsieht, dem braven Dienstboten und geduldigen Einleger wird es nicht viel besser als dem Nichtsnutz, in der Einlege für sich giebt es keine Abstufung mehr. — Als ein solches Leben, lieber im Arrest! Das Wort kann man öfters hören.

Jetzt frage ich nur, wer sich noch wundern kann, wenn Niemand mehr bei den Bauern Dienstbote sein, sondern Alles in die Fabriken und Städte will? Sie kommen freilich auch von dort noch rechtzeitig zurück zum Einlegerelend und noch dazu mit einer ganz anderen Zerrissenheit des Herzens, als wenn sie nichts denn die Einfachheit des Landlebens kennen gelernt hätten.

In manchen Gemeinden wird jährlich einigemale gewöhnlich zu den Quatemberzeiten, in der Kirche für die Pfarrarmen abgesammelt. Da gehen die Leute im Gänsemarsch um den Hochaltar und werfen Münzen auf einen Teller. Blos einen Pfennig giebt Keiner, weil wir keinen haben; die übrigen Scheidemünzen sind alle vertreten, sogar die alten Groschen von anno 1836, die seit fünfundzwanzig Jahren nichts mehr gelten. Wenn nun aber gar ein reicher Bauer einen ganzen Gulden auf den Teller wirft, so glaubt er mit einem schwedischen Sturmbock die Himmelsthür eingerannt zu haben. Die Pfarrarmen freuen sich auf die Vertheilung wie ein Kind; aber wenn einmal zufällig ein größerer Betrag ist, so kriegen sie ihn gar nicht auf die Hand. In Gegenden, wo Gewerkschaften oder Cavaliere die Bauernhöfe zusammenkaufen, um sie abzustiften, wird an die Gemeinde oder einzelne noch bestehenbleibende Bauernhöfe gewöhnlich Baargeld gezahlt, damit die Einleger, die der abgestifteten

Bauernhäuser verlustig geworden, dafür entschädigt und versorgt werden sollen. Ich kann nur das sagen: Die Armen werden nicht immer der Absicht des Einzahlers gemäß verpflegt. Mancher alte Einleger simulirt Tag und Nacht: Wo denn's Geld hinkommt, das für die Armen gegeben wird! — Wackelt so ein alter Hascher wohl einmal zum Dorfrichter, bittet unterthänigst, ob nicht doch ein wenig was abfallen möcht' für ihn auf ein Paar Winterschuh', auf eine warme Bettdecken oder — was die Genußsüchtigsten sind — auf etliche Pfeifen Tabak! — Ganz umsonst bittet freilich selten Einer, wenn was da ist, aber ich hab's auch schon gehört, daß der Gemeindevorstand dem Bittsteller mit dem Stecken gedroht hat oder gar mit dem Ausruf erschreckt: „Das Bettelvolk, derschießen sollt' man's!"

Wieder mein Humorist, der krump' Serafin war's, der dem fluchenden Bauer auf solche Red' einmal geantwortet: „Wahr ist's, Herr Gemeindevorstand, wahr ist's. Derschießen, das wär' für uns das Allerbeste!" —

Das sind nur wenige Streiflichter ins Leben der Armen auf der Bauernschaft.

Ich gebe zu, daß es viele Ausnahmen giebt, Gemeinden, die ihre unglücklichen, altersschwachen Mitglieder nicht verkommen lassen, Hausväter, die den Einleger mit Güte und Fürsorge behandeln wie einen Hausgenossen. Manchmal denkt doch auch

einer der Reichen an das Sprichwort, daß an keinem Hause der Geldsack hundert Jahre lang vor der Thür hänge, wie an keiner Familie so lange der Bettelsack. Aber selten, selten denken sie daran. Da giebt es Protzen auf dem Lande, die ihr Geld im Wirthshaus und Kartenspiel wie Spreu über die Tische werfen, jeden Anlaß bei den Haaren herbeiziehen, um prunken und flunkern zu können, die aber grob werden wie eine Lodenriffel, wenn einmal von der Verbesserung ihres Gemeindearmenwesens oder gar von der Gründung eines Versorgungshauses mit geregelter und gewissenhafter Verwaltung die Rede ist. Wenn man so einen Ehrenmann dann sprechen hört, ja da fehlt keinem Einleger etwas, oder er ist selber daran schuld, wenn's ihm schlecht ergeht.

„Nur probiren!“ sagt der Jammerer Hans. — Das ist der zumeist ungehört verhallende Klage- und Anklageruf von Tausenden, die in unserem schönen, gesegneten Lande in unverdienter Noth sind und keinen Fürsprecher haben dort oben, wo die Gesetze gemacht werden.

Ein tüchtiger, braver Arbeiter, den der Bauer und der Staat ausnützt — und in seinen alten Tagen wartet auf ihn dieses Elend. — Soll das so bleiben?



Andere Bettelleute.

Das Weiblein besitzt irgendwo ein Häusel, das sagt es selbst, nur weiß kein Mensch wo, kein Mensch hat es noch gesehen.

Da kommt es so ungefähr zweimal des Jahres herangetorkelt; es hat ein kurzes Lodenjopplein an und ein grauleinenes Kittelchen, das aber schon recht abgeflickt ist, so daß man eigentlich gar nicht mehr sagen kann: es ist ein graues Leinenkittelchen, sondern: es ist ein zusammengenadelter Hadernsack. Die Schuhe, welche es vor Jahren von einem reichen Bauer geschenkt bekommen, „weil es mit demselbigen Bauer halt alleweil auf gutem Fuße lebt", sind sorgsam mit Stroh umwunden, daß sie nicht so sehr Schaden nehmen auf den steinigen Pfaden dieses Lebens.

Die Strümpfe — lassen wir die Strümpfe aus dem Spiele.

Eine geradezu wunderbare Kopfbedeckung trägt das Weibel. Es ist ein brauner Hut mit einer nur kleinen runden Vertiefung, aber mit fabelhaft breiten, etwas abwärts laufenden Krempen, deren untere Fütterung in strahlenförmige Falten gelegt ist, so daß das Ding an einen ungeheuern Blätterpilz errinnert, zu dem das Weiblein nur der Strunk ist. Dieser Hut deckt nun gar Vieles zu, er deckt das kleine Gesicht mit dem scharfen Kinn und dem breiten, eingefallenen, zahnlosen Mund, er deckt die spitzige Nase, er deckt die mannigfaltigsten, scharf schattirten Faltenzeichnungen an den Wangen und an der Stirne, er deckt die zwei kleinen grauen, aber sehr lebhaften Aeuglein und er deckt das schleierartige Geflechte der weißen Härchen, das an beiden Seiten des Gesichtchens locker niedergeht. Oh, das ist ein trefflicher Hut! — Und er deckt auch das Körblein zu, das braune Körblein, welches das Weib auf dem Rücken trägt, mit all' seinem Hab und Gut — sorglich verwahrt.

Man sieht überall die Sorgsamkeit und den Fleiß und die Klugheit; das ist ein musterhaftes Bettelweib. Ein wenig gebückt ist es und einen Stock hält es in der braunen, knochigen Hand — aber das ist nicht der Bettelstab, sie sagt es selbst, sie ist keine Bettlerin, sie hat ein Häusel und geht nur ein wenig „sammeln“ zu den guten Leuten herum, die sie ja sonst auch zu Zeiten „heimsuchen“

muß. Den Stock hat sie nur, weil ihre Beine schon ein bischen wackelig werden — mein Gott, den alten Leuten geht's halt schon so.

Noch bevor das Weibel zu einem Bauernhof kommt, liest es im Walde oder am Gehege Klaubholz auf und schleppt so einen Arm voll davon mit ins Haus. Es kann damit völlig nicht zur schmalen Thür hinein, und während es noch ringt mit dem Eingange, sagt es: „Gelobt sei Jesu Christi, da trag' ich Euch ein' Hand voll Brennholz daher; seid doch alleweil rechtschaffen gesund miteinander?"

Sie legt das Klaubholz ab, setzt den Korb auf den Herd und hascht freundschaftlich nach der Hand der Bäuerin. „Kennt's doch das Weiberl noch," piept es unter dem Hute hervorlugend, „bin ja dasselb' spaßig' Weiberl, ich; sind ja zusamm' aufgewachsen im Bauerndienst; bin auch schon etlichemal bei Euch dagewesen, habt's wohl ein großmächtiges Haus da und ein' Grund dazu; Unsereine thät' sich ihre Finger all' zehn abschlecken, wenn sie so einen Grund hätt'! Habt's wohl recht derrath'n, beim Heiraten, Bäuerin; Unsereins muß mühselig herumhatsch'n unter fremden Leuten und der Herrgott hat das Stückl Brot halt auch nicht auf der Haselnußstauden wachsen lassen. Und da muß Eins halt so daherhumpeln und ein wenig sammeln gehen. Zum Donner hinein aber, Ihr schaut's ja gar rechtschaffen gut aus!"

Die Bäuerin ist auch just nicht unfreundlich mit dem Weibel, sie hilft ihm reden von Einem und dem Andern, und endlich geht sie um eine Schaufel Mehl oder um ein Bröckel Schmalz und betheilt das Weibel.

Dieses sagt vieltausend vergelt's Gott, lobt das feine Mehl oder bewundert das reine, frische Schmalz, und läßt einfließen, daß man wohl drei Pfarreien abgehen könne, bis man eine Bäuerin finde, die sich so auf das Schmalzbereiten verstehe.

Die Bäuerin sagt: „Wie Gott will!“ möcht aber doch das Weibel überzeugen, daß sie in Erhaltung der Butter, des Selchfleisches u. s. w. nicht geringere Geschicklichkeit besitze. Sie bringt sofort auch von diesen Dingen Proben, und das Weiblein zollt stets seine unumwundenste Anerkennung.

Nun geht es aber an seinen Korb, nimmt Hüllen und Hüllen heraus, zieht nett geglättete Kleidungsstücke und einige zierlich in Lappen geschlagene Päckchen hervor und hebt endlich einen braunen Topf heraus, in welchen das Schmalz kommt. Dann sagt es: „Gelt Bäuerin, Du hast kein böses Aug' auf mich, wenn ich noch ein Eichtl raste da in Deinem Hause?“ Hierauf wickelt das Weibel vorsichtig ein Päckchen auseinander und in demselben befindet sich eine kurze, zierlich geschnitzte Tabakspfeife und eine braune Schweinsblase mit Tabak. Da wird nun gestopft und Feuer geschlagen und — das Bettelweibel raucht.

Es raucht täglich seine drei Pfeifchen und es kann's gar nicht mehr lassen. Es sitzt da auf dem niederen Stuhl, den Ellbogen auf das Knie gestützt wie ein Mann; den Hut hat es an den Korb gelehnt und um den Kopf hat es ein Tüchlein geschlagen. Es hat sich ganz häuslich niedergelassen und plaudert und schwätzt nun, daß schier oft das Pfeifel ausgeht. Es weiß alle Vorfälle und Ereignisse der Gegend, die entweder vor vielen Jahren oder erst vor wenigen Tagen geschehen sind; ja es weiß mehr noch, es sagt der Bäuerin in allem freundschaftlichen Vertrauen, was geschehen wird. Der wird sein Haus verkaufen, Die wird heiraten, ein Anderer sterben, eine ledige Nachbarstochter wird gar noch ein Wieglein brauchen in kürzester Frist!

„Geh'!" sagt die Bäuerin mit ungläubiger Miene, aber da läßt das Weibel Rauchwolken steigen, ganz wunderliche Rauchwolken — das ist Entgegnung und Behauptung genug, das ist Besiegelung seiner Aussage. Im Falle die Bäuerin nicht anwesend, erzählt das Weiblein derlei sich selbst oder dem Korb und wackelt dabei mit dem Kopf.

Zuletzt sucht es gar seine Nähgeräthe hervor und beginnt an den schadhaften Stellen der Kleider zu schaffen. Bis dann die Bäuerin am Herde Feuer macht und das Abendmahl kocht, ist die Alte noch immer da; es ist ihr so bequemlich und warm geworden, und da hat sie auf das Fortgehen ver-

gessen. Die Bäuerin will daran auch nicht gemahnen, die arme Haut mag ausruhen; es wird ihr eine warme Milchsuppe angetragen.

Aber das Weibel sagt: „Vergelt's Gott, g'rad zum Betteln bin ich noch nicht und ich koch' mir schon selber was.“ Und es bittet sich ein Geräthe aus, sucht wieder die Vorrathskammer im Korbe hervor und kocht sich richtig eine ganz tadellose Schmalzspeise, wovon es der Bäuerin einen Theil zukommen läßt. Auch den Löffel hat es selbst bei sich, es ist gar delicat und säuberlich mit Allem und thäte ja nicht mit jedem beliebigen Löffel aus jedem beliebigen Geschirr essen — die Leut' haben so ungewaschene Mäuler, meint es. Wie das Weiblein nun im behaglichen Essen ist, sagt es zu sich: „So wohl, so wohl, mit dem Essen muß man sich erhalten; viele alte Weiber erhalten sich zwar mit dem Spinnen.“

Und wenn es gar noch über die Nacht im Hause bleibt, so hat es wieder seinen eigenen Strohsack und seine eigene Bettdecke bei sich; alles im Korb. Das Weibel hat, wie es erzählt, ein einzigmal in einem fremden Bettzeug gelegen; hätt' es aber durch die ganze Nacht ein Aug' zugemacht? Keine Menschenmöglichkeit!

So liebenswürdig und verträglich das Bettelweib sonst ist, aber ein einzig' Arg hat es, es weiß selbst nicht, warum — mit Kindern kann es sich

nicht begleichen. Es mag sie noch so zärteln und hätscheln wollen, Alles umsonst; die größeren laufen davon oder verkriechen sich hinter die Mütter; die kleineren aber, die noch nicht laufen können, heben einen höllischen Lärm an. Eines aber bleibt wohl wahr, und die Mütter sagen es, scharfe Augen haben solche Menschen, die selbst keine Kinder haben, und mit diesen bösen Augen schauen sie den Kleinen manches Uebel an den Leib — weiß Gott! Manches dieser Weiblein fühlt sich durch den Umstand gekränkt, und es enschädigt sich anderweitig. Da findet sich auf all' den Wegen und Stegen des Hausirens wohl ein verwaistes Hündchen oder Kätzchen; das wird adoptirt und im Korb findet sich auch noch ein weiches, geborgenes Bettchen, und nun kann man sagen: das Weibel steht auch nicht mehr allein in der Welt.

So hilft sich der Mensch, der es in seinem Leben zu nichts hat bringen können, da er nun arm und einsam ist, der nicht einmal ein eigen Dach hat für den müden Leib — so hilft er sich in seinen alten Tagen. Wo er gute, barmherzige Menschen weiß, die vergißt er nicht, denen hinkt er zu. Er legt sich die Sache so gut er kann. Er spielt noch als schwacher Greis mit dem gewaltigen Schicksal und lächelt. Er meint gar, er besitze was; er glaubt nicht, daß er Bettler ist; er trägt ja keuchend an seinem Eigenthum, an seinem Korb, und er sagt auch noch im

Scherz zu den Leuten, er habe ein Häuschen; er sagt das so oft, daß er schier selbst daran glaubt, und nun glaubt er so lange daran, bis es wahr ist. Sie bauen ihm ein Häuschen, er legt sich hinein; der Korb, ja freilich, der muß heraußen stehen bleiben, und der Bettelstab — — ach, es war ja nur ein Stock für die schwachen Beine! — Steckt ihn auf den Hügel!

Hat ja auch seinen Ehrentag, der Bettelmann. Wir kommen dazu.

Da war einmal ein Bäuerlein — es ist aber noch nicht so lange her, daß man es wie ein altes Volksmärchen „es war einmal" einleiten müßte. Allein es war doch einmal, denn heute ist es nicht mehr, und das ist ja die Geschichte.

So lange das Bäuerlein war, mußte es in den langen Abenden seinem Weibe zum Spinnen und Hemdenflicken das Spanlicht halten. Da seufzte es oft dabei und sagte: „Arbeiten, das wollte ich gern den ganzen Tag, aber am Abend, wenn andere Leut' Ruh' und Rast halten, noch spanleuchten müssen, das verdrießt mich. Ich wollt' mir sonst gar nichts wünschen, als daß wir ein Kerzenlicht kunnten brennen und ich dabei meine Ruh' hätte." — Das war das Eine. Jetzt hätte der Alte aber richtig auch noch einen zweiten Wunsch gehabt, und der war freilich viel unbescheidener als der erste. Zu Fuß war er schon schwach. „Aber," meinte er, „nach dem

Fahren in einem fürnehmen Wagen gelustet's mich gar nicht. Auch das Reiten wollt' ich gern' den hohen Herren überlassen — ich wüßt' mir was weit Besseres. Einen Tragsessel, und daß mich zwei Männer thäten tragen, wohin ich wollt'. Das wär' Eins, das!"

Es ist ihm groß schlecht ergangen, aber seine Wünsche haben sich erfüllt. Es kam eine Zeit, da ruhte er sich aus auf der Bank und neben ihm brannte ein Kerzenlicht; dann kamen zwei Männer mit einer Trage und auf dieser trugen sie ihn hinaus zum Kirchhof.

O ja, auch die Bergbauern lassen sich gut geschehen, wenn sie einmal gestorben sind, und da genießen sie ein Ansehen und eine Ehre, wie vielleicht ihr Lebtag niemals.

Einer, um den sich kein Mensch je gekümmert hat, wenn er draußen stand am Zaunpfahl, oder am Feld die Steine hervorgrub, oder von Haus zu Haus wankte und um einen Bissen Brot bat, oder wenn er krank auf dem Stroh lag in der verfallenden Scheune — der ist jetzt der Mittelpunkt eines ganzen Tages, der Mittelpunkt von dreißig oder vierzig Menschen, die seinetwegen die Arbeit eingestellt haben und ihm ihr Gebet schenken und das letzte Geleite geben zu seinem tiefen Grabe, in welchem er just so gut und reich und angesehen ist, wie die stillen Nachbarn

rings um ihn. O armes Menschenleben, welches auf dieser Welt nur einen einzigen Ehrentag hat—den Begräbnißtag!

Und wohl ihm! Wenn wir die Leute betrachten, die Armen und die Reichen — Jeder hat nicht das Glück, mit Ehren begraben zu werden.

Sagt ihm das, dem Bettelmann, als letzten Trost, bevor er stirbt. Vor wenigen Tagen kam er müd' und matt ins Haus, bat nicht mehr um ein Stück Brot, um ein Tröpfel Suppe wie sonst, sondern nur, daß er abrasten dürfe unter dem Dach. Man hat gemeint, ein Mensch wäre es doch auch, und hat ihn in ein Bett gethan. Einen elend krummen Fuß hatte er, kein Mensch wußte wovon, keiner fragte darnach. Der Bettler ist seit undenklichen Zeiten in der Gegend und gehört eben zu den Armseligkeiten der Welt. Weiter ist's nichts.

Jetzt aber scheint sich der Alte einmal einen guten Tag anthun zu wollen. Er stirbt.

Liegt im Bett und stirbt.

Schon seit einer halben Stunde kriecht ein Bub' unter Bett, Tisch und Bänken herum und läutet das geweihte Margarethenglöcklein. Das hat einen recht freundlichen Klang, aber dem Teufel, sagt man, zerreiße dieser Klang die Ohren und so weit das Margarethenglöcklein hinklinge, könne der böse Feind nicht nahen, der sonst bei solchen Gelegenheiten gern unter Bett und Tisch herumschleicht, um etwa

nach der ausfahrenden Seele des Sterbenden zu fahnden.

Die Anwesenden zünden ein Kerzenlicht an, auch wenn die helle Sonne zum Fenster hereinscheint; solches wird ja zumeist mit einem Lappen verhangen, so sehr sich das brechende Auge oft auch noch sehnen mag nach dem lieben Lichte dieser Welt. Dann beten sie Sterbegebete, stets darauf achtend, wann der Sterbende seinen letzten Athemzug thut. Denn so lange er lebt, muß man den Menschen noch quälen mit Stoßseufzern und Zusprüchen, in denen immer wieder von der Gefahr vor Teufel und Verdammniß die Rede ist, und ihn ängstigen mit allen gräulichen Ceremonien des Todes. Erst wenn er dahin ist, fängt die Liebe an. Das Sterbegebet wird unterbrochen und die Wärterin verkündet: „Er hat's überstanden."

Nun kommt der Bub' mit dem Glöcklein und geht läutend dreimal um die Leiche herum.

Dann sagt die Wärterin: „Jetzt wollen wir unserem Mitbruder die Augen zudrücken, daß er schlafen kann, und mit heiligem Gotteswasser waschen und das Gewand anlegen zur Auferstehung am jüngsten Tag. Der Herr sei ihm gnädig!"

Sie schneiden seinen Bart, sie kämmen sein fahles Haar. Dann bringen sie Dem, der in seinen schlechten Lappen so oft gezittert hat vor Frost, ein Sonntagskleid; die Hose ist vielleicht vom Knecht,

das Hemd und der Rock vom Hausvater, die Zipfelmütze vom Stallbuben. 's ist nur schade, daß er von diesem schönen Gewand nichts mehr weiß. Am jüngsten Tage aber, wenn er von den Todten aufersteht und ihn der Richter frägt: „Bettelmann, von wem hast Du den guten schwarzen Rock?“ — „Vom Bergbauer, Herr, in dessen Haus ich gestorben bin.“ — „Und die schöne Zwilchhose?“ — „Von des Bergbauern Knecht, Herr.“ — „Und die rothgestreifte Zipfelmütze mit dem großen Boschen (Quaste)?“ — „Vom Stallbuben, Herr.“ — Da kommt's dann auf, und sehr zu rechter Zeit, daß die Bergbauernleute gar wohlthätig gewesen sind. — Es ist gut, wenn man Einen vorausschicken kann, der den Herrgott umstimmt . . .

Nach dem Waschen hat die Wärterin das Wassergefäß hinausgetragen und auf dem Steinhaufen zu Scherben zerschlagen — ein „Bedeutnuß, daß es der Todte zum letztenmal gebraucht hat“. Vor Zeiten sollen solche Scherben von Hexen gesammelt worden sein, die damit allerlei Spuk zu treiben wußten.

Dem Verstorbenen werden noch etliche Palmwutzel (Blüthenkätzchen der Weide, die am Palmsonntag geweiht wurden) in den Sack gesteckt, dann legen sie ihn auf eine lange Bank zur Bahre und bedecken ihn mit einer weißen Leinwand, dem „Ueberdon“. Diese Leinwand durfte von der Leinwandrolle ja nicht abgeschnitten, sie mußte abge-

rissen werden; das Knattern verscheucht die bösen Geister. Die zugedeckte Leiche überspannt man hernach mit einem Faden, der mit drei aus Wachskerzen gebildeten Kreuzchen befestigt wird. Das ist das Siegel Gottes. Das Licht, welches beim Verscheiden gebrannt, darf nun nicht mehr auslöschen; es wird an das Haupt des Todten gestellt, neben Crucifix und Weihwasserkessel und muß brennen bis zum Begräbnisse. „Das ewige Licht leuchte ihm!" — Tiefere Seelenstimmungen drückt der Bauer selten durch Worte aus, viel lieber durch Zeichen, und die Todtenklage spricht er durch Ceremonien.

An jedem Abende während der Bahrzeit kommen Nachbarsleute, um die Nacht über bei dem Todten zu wachen, zu beten, zu singen, auch wohl zu essen und zu trinken. Denn, wo Eins „auf Erden liegt", da darf man nicht schlafen. Während ein Todter im Hause ist, werden in demselben und auf den dazu gehörigen Grundstücken keine knechtlichen Arbeiten verrichtet und geht jeden Tag eine Person in die Kirche, um eine Messe zu hören.

Dann kommt der Tag der Bestattung. — 's ist der Bettelmann gewesen — aber denn doch auch ein christlicher Mitbruder, und wer weiß, ob man seine Fürbitte bei Gott nicht einmal zu brauchen hat! So kommen die Nachbarsleute herbei, um ihm die letzte Lieb' und Ehr' zu erweisen. Sie legen ihn in einen Sarg aus weißem Tannenholz; ein Häuf-

lein Sägespäne ist sein Kopfkissen. Die wachsweißen Finger sind über der Brust ineinandergeschlungen. Das Haupt -- es ist nichts mehr als ein lebloses Bild von Einem, den sie einst den Bettelmann geheißen, aber man will ihm noch allerlei andenken, anfühlen: eine süße Ruh', den Frieden, aber auch noch ein Nachdämmern von Leid und Weh', von genossenem Gut und Dankbarkeit, etwas auch von Anklage und Verzeihung u. s. w.

Das ist allzu spät. Das hat früher gestritten, getragen, geweint — vielleicht verzagt — Ihr habt es allein gelassen.

Der Dorfarzt erscheint, um zu sehen, ob der Mann denn auch wirklich todt sei. Zum Glücke: Ja.

Da kannte ich eine arme Greisin und hörte eines Tages, daß sie gestorben sei. Mir war leid, daß ich ihr nicht öfter, wenn sie mir begegnet war, eine Gabe gereicht hatte, ich hätte das Versäumte so gerne gutgemacht. Nach einiger Zeit stellte es sich heraus, daß sie noch lebe und gesund sei. Ich ging nicht hin, um ihr einen Liebesdienst zu erweisen — sie wird mir schon einmal begegnen, dachte ich mir. Sie ist mir aber nicht mehr begegnet, sie ist bald darauf wirklich, und zwar in großer Armuth gestorben.

So sind wir. Der Mitmensch erschüttert unser Herz, wenn er stirbt, aber wenn er wieder aufersteht, findet er die alte Starrheit, wie sie zuvor war.

Also der Dorfarzt sagt: „Der steht nicht mehr auf!“ und sie fahren in ihrem Liebesdienste fort. Sie legen dem Todten Heiligenbildchen, Rosenkranzschnüre und Blumen in den Sarg, dann sagen sie noch: „Behüt' Dich Gott, Mitbruder, beim jüngsten Gericht sehen wir uns wieder!“ und nageln den Deckel zu. Auf den Deckel ist ein schwarzes Kreuz gemalt, das seine beiden Querbalken umarmend über die Seitenwände des Sarges hinablegt. Das Kreuz läßt ihn nicht los, den alten Mann, aber jetzt bedeutet es kein Leid mehr, jetzt bedeutet es Schutz und Hut und Liebe.

Nachdem sie sich mit einem ausgiebigen Imbiß gestärkt haben, heben sie den Sarg auf die Thürschwelle und der Vorbeter sagt: „Gelobt sei Jesus Christus, daher kommen wir nimmer!“ und hernach tragen sie ihn — ihrer Zwei und Zwei — auf Bahrstangen der Kirche zu. Es ist ein weiter Weg dahin. Es ist der Brauch, daß man den Todten genau auf demselben Wege dahinträgt, den er im Leben mit Vorliebe zu seiner Pfarrkirche gewandelt war. Aber wer weiß das bei einem Bettelmann? Der ist wohl stets den Weg gegangen, an welchem die meisten Häuser stehen; so tragen sie ihn heute an den Häusern vorbei und kein Kettenhund rast mehr, wie sonst, da der zerlumpte Mann genaht war, und keine Stimme zetert mehr über das lästige Bettelvolk — aber in mancher Brust wird ein Ge-

wissen wach und hebt an gar leise, aber ernst zu mahnen, bis eine Thräne über die Wange rinnt.

Seht, so kommt auch der Aermste und Verlassenste zu seiner Thräne.

Vornehmerer Bauern Leichen werden auf Wagen oder Schlitten befördert, und erweisen ihnen Ochsen oder Pferde die Ehre. Da trägt sich's aber manchmal zu, daß die Thiere das Gefährte nicht weiterzuziehen vermögen — denn der todte Mensch ist etwas Anderes als eine Fuhr Holz oder Korn. Da muß sich ein unschuldiges Kind auf den Wagen neben den Sarg setzen — dann geht's leichter.

Beim Bettelmann ist des schweren Gewichtes wegen keine Klage. Glücklich kommen sie zur Kirche, die sie mit einer Glocke begrüßt. Eine ist heute genug. „Weiß Gott, wer die Eine zahlt!" meint der dicke Meßner. Der Priester kommt und spricht ein ziemlich stilles Gebet. Das Grab ist nahe an der Kirchhofsmauer, an der dieser Mann einst gerne gelehnt, die Krücke an der Seite, den Hut in der Hand. Das Grab ist eng und tief. Mancher macht einen langen Hals und schaut hinab. — Hoch oben im Kirchthurmfenster sitzt ein vorwitziger Junge. Der hat früher am aufgeworfenen Grab ein halbvermodertes Stück von einem alten Sarge gefunden, in welchem ein Astloch ist. Durch dieses Astloch guckt er jetzt vom Kirchthurme herab, als sie den Bettelmann mit Stricken ins Grab hinablassen. „Von

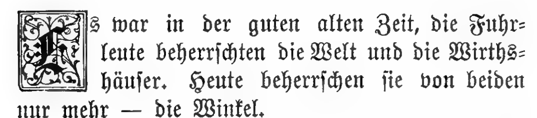
Rechtswegen" soll er jetzt durch das Loch die Engel und die Teufel sehen, die am Grabe um den Platz raufen, und sehen, welcher Theil den Sieg davonträgt — aber sein Auge hat leider schon ein verhülltes Geheimniß geschaut, seither ist es verblendet und sieht jetzt durch das Astloch nichts als die etlichen Bauersleute, die herumstehen, nach der letzten Einsegnung noch Erde und Weihwasser hinabschütten, sich dann langsam seitabdrehen und ihre Hüte aufsetzen.

Der Todtengräber beginnt mit dem „Untermachen", er schiebt ein Brett aus, an dem sich der ausgehobene Erdhaufen gestaut hatte und die Wucht rollt dumpf und schwer hinab, so daß das Grab in einem Augenblick mehr als zur Hälfte gefüllt ist. In einer halben Stunde ist der Boden wieder gleich und anstatt des Bettelmannes ist ein leichter brauner Erdhügel da, der in wenigen Wochen grün sein wird. Denn die Natur beginnt allsogleich mit der Urständ nach ihrer Weise. Der Todte wird verwandelt und betheiligt sich am Leben in einer neuen Form. Und so auch seine Zipfelmütze.

Aber die Natur ist es auch, die das Menschenherz so geartet hat, daß ihm mit solcher Auferstehung nicht gedient ist. Sie wird daher wohl ihre Wege finden, um dieses Herz zu befriedigen. Hätte ich nur das Astloch vom Jungen auf dem Kirchthurme, ich würde Vieles sehen und Euch erzählen können!



Der Fuhrknecht und der Postmeister.



Es war in der guten alten Zeit, die Fuhrleute beherrschten die Welt und die Wirthshäuser. Heute beherrschen sie von beiden nur mehr — die Winkel.

Da fahren sie durch das Land mit ihren schweren, wiehernden Rossen, mit ihren ächzenden, knarrenden, hochgespeicherten Wägen, sie haben kurze Lederhosen und hohe Juchtenstiefel; im Winter tragen sie lange Pelze, im Sommer blaue Kittel, im Winter fluchen sie und im Sommer auch.

Wenn er so dasteht, der Fuhrknecht, hochgerötheten Antlitzes, die Peitsche in der Hand, und wenn er schreit und den Riemen knallen läßt, so ist Einem zu Muthe, als ob man sehr nichtig wäre. — Sie fahren Korn herein, sie fahren Eisen hinaus sie kennen

Jeden Wirth und jeden Wein
Und jedes Wirthes Töchterlein!

Einst schon gar.

Auf dem Lande waren sie so höflich wie in der Stadt, und in der Stadt so grob wie auf dem Lande. Daheim waren sie überall, heute in den ungarischen Pußten, in einigen Wochen in den salzburgischen Bergen; dann auf dem steinreichen Karst und bald darauf wieder in den mährischen Ebenen.

Der Fuhrmann sagte „Du“ zu jedem Wagner und zu jedem Schmied im ganzen Lande, zu jedem wandernden Dirndlein, das er auf den Wagen sitzen läßt. Zum Theile ist es auch heute noch so, da er nur mehr die buckeligen Straßen seiner Bergwinkel beherrscht.

Der Fuhrmann lebt in inniger Brüderlichkeit mit all' seinen Collegen. Die Pferde sind nicht immer von demselben Geiste beseelt, sie thun sich beim Ausweichen gegenseitig gern allerhand Feindseligkeiten an und kommen dadurch in manche Verwirrung mit ihren Strängen und Halftern; zuletzt verhäkeln sich in solchen Momenten gar die Räder verschiedener Wagen ineinander. Da bleiben freilich die Fuhrknechte nicht müßig, sie schreien und fluchen und balgen sich durch, weil Jeder dem Andern die Schuld an der Verwirrung zuschreibt.

Auf bestem Fuße steht der Fuhrmann mit seinen Rossen; der Trog vor dem Wirthshause muß so pünktlich und wohlbereitet dastehen wie der Tisch drinnen. Seine Pferde sind sein Stolz; seine Ge-

spräche drehen sich nur um diese, außer der Pferdewelt giebt es für ihn eigentlich nicht mehr viel. Gern läßt er seinen Pferden heimlich was Besonderes beikommen, das die Thiere gar frisch, lebendig und übermüthig macht; er mischt ihnen täglich ein ganz klein wenig von einem weißen Pulverchen unter das Futter, und das thut die vortheilhafte Wirkung. Dieses Pulver ist Arsenik.

Das Fuhrwesen ist einträglich; wird auch viel durch die Gurgel geschwemmt, so bleibt dennoch viel übrig. Der alte Fuhrknecht baut sich ein Haus, richtet sich ein Handelsgeschäft ein und seine Pferde und Räder bewegen sich auf vielen Straßen.

Mancher der Fuhrleute wird auch Aristokrat; er wird Postillon — das Postwesen ist die Aristokratie der Fuhrmannswelt.

Das ist dann freilich wieder was Anderes; da ist die glänzende Kutsche, da ist die Uniform, da ist das Posthorn. Der Postillon hat keine Gemeinschaft mehr mit den staubigen Knechten im blauen Kittel — er verkehrt mit Herren, mit Grafen, mit feinen Frauen, er bekommt die Thaler und Zwanziger funkelnagelneu aus erster Hand! Er hat auch schon ein glattes, städtisches Benehmen eigen; er versteht den Ausdruck „Euer Gnaden" bereits zu gebrauchen, wenn er zeitweilig auch aus der Rolle fällt. Und sein Beruf ist ein unsäglich wichtiger; er ist die Lebensader der Länder und Völker, durch ihn gehen

alle großen Weltereignisse, und manch' stillminniglich Liebesbrieflein, das sich nicht in den großen Sack unter die Welthändel getraut, nimmt der Postillon noch ganz besonders in seinen Schutz, verbirgt es sorglich in seiner Brieftasche und die holde Adressatin soll es mit einem Schmatz loskaufen. Nachtragsporto!

Diesen Söhnen der Straße reiht sich noch eine dritte Gestalt an. Sie ist in lebhaftem Verkehr mit allen Wesen der Straße, aber sie ist erhaben über Alles — über ihr ist nichts mehr, unter ihr ist Nichtigkeit.

Der Postmeister.

Er ist die Macht, er kann sein, wie er will, kann sich geben, wie er ist, braucht das „Euer Gnaden" nicht zu sagen, kann in den Taschen klimpern, kann wohlwollend lächeln, kann fluchen und wettern, wie er will. Und wenn er fluchen und wettern will, so hat er dafür ein feineres Feld wie der Fuhrmann, er thut's nicht mit den Pferden, er thut's mit den Postknechten, mit den Reisenden. Er ist frei, sein Haus fällt nicht zusammen.

Er ist immer glatt rasirt und trägt sein grünes Käppchen; er hat auch schon graue Haare. Die Hände auf dem Rücken, spaziert er durch sein Hauswesen, und wenn der Postwagen herangerasselt kommt und die geräderten Reisenden aus dem Kasten hervorkrabbeln, so steht er wohl an der Thüre und

wirft durch die halb zugedrückten Augen einen Blick auf die armen Schlucker, die nun in sein Haus torkeln und um das tägliche Brot bitten. — Da giebt es unter den Reisenden gar Leute, die anzüglich werden, denen die Selchsuppe und die paar Härchen drin nicht recht sind, denen das Rindfleisch zu wenig gesotten, der Braten zu sehr verbrannt ist; Leute, denen das Eßzeug nicht blank, die Bettwäsche nicht genug rein — unleidliche Gesellen, mit denen übrigens kurzen Proceß zu machen das Dienstpersonal bevollmächtigt ist.

Der Postmeister selbst will sich mit solchen Leuten den Humor nicht verderben, er geht in seine Gemächer, pflegt der Ruhe. Am andern Morgen heimst er Geld ein.

So geht es. Und da erzählt eines Tages ein Reisender: „Da draußen bauen sie jetzt eine Eisenbahn."

Der Postmeister lacht auf; er hat das schon früher einmal gehört — eine Eisenbahn mit Dampfwagen wollen sie machen, die armseligen Leute da; ei, das wird aber was Rechtes werden — nicht zehn Klafter kommen sie weiter, auf solchem Boden nicht. Die Gelehrtheit zieht keine Wagen, dazu muß man Rosse haben!

Jetzt kommen die Leute gar zwischen den Bergen herein und ziehen Schnüre durch das Thal und stecken Stangen und Zeichen auf, kaufen Landstreifen an

und hauen Baumreihen um, sprengen Felsen und schlagen gewaltige Brücken über Wässer und Abgründe. Dann am Abend, wenn sie in das Posthaus kommen, sind sie gar fein, lassen sich wohl bedienen und scherzen mit den Weibsleuten. Was wollen diese Leute in der Gegend? Sie bauen die Eisenbahn. Da kommen viele Hunderte fremder Arbeiter in Zwilchröcken und mit gebräunten Gesichtern und diese schaufeln und schieben und hämmern.

Auf der Straße ziehen die Fuhrleute, rasselt der Postwagen, knallen die Peitschen, schreien die Knechte wie vor und eh' und der Postmeister lacht verschmitzt: „Laßt sie nur, das wird ein babylonischer Thurm!"

Da kommt ein schöner Morgen; da braust die Dampfmaschine durch das Thal, da ziehen lange Reihen von riesigen Wagen, da pfeift die Locomotive, da riecht Steinkohlenrauch — das Thal hat ein fremdes Aussehen.

Im Posthause wird gekocht und geschmort; da bleibt mitten im Sommer der Postwagen aus, wie bei Schneeverwehungen, und er kommt nicht. — Auch gut, so werden das Bereitete die Fuhrleute essen. Aber siehe, diese wollen heute keinen Braten; nur ein Stück Rindfleisch verlangen sie; ihre Wagen sind leer, sie haben sich wenig verdient.

Der Postmeister lacht noch immer. — „Nun haben es diese Gescheiten so weit gebracht, daß der

Schwarze sie und alle ihre Frachten zieht und schiebt; wird aber nicht lang' dauern, so werfen sie um!“

So ist's anders geworden; aber „umgeworfen“ haben sie nicht. Mancher behauptet heute noch, das Eisenbahnwesen könne nicht andauern, und er harret noch immer auf den Postwagen und auf die knarrenden Fuhrwerke. Andere sind vernünftig geworden und weiden auf den grünenden Landstraßen ihre Schafe.

Und dennoch, wenn Ihr heute fragt, wo im Ort das beste Wirthshaus ist, so antwortet man: Auf der „Post.“ Der Ruf ist geblieben, ja er ist sogar gestiegen, seitdem man nicht mehr von der Postkutsche ins Haus geworfen wird, sondern es nach freier Wahl betreten kann.





Der Arsenikesser.

Auf einer meiner Studentenfahrten war es, daß ich bei einem Bauer in Gradenbach bei Köflach einkehrte. Bei jenem Bauer diente ein alter Bekannter von mir, ein junger Knecht aus meiner Heimat, mit dem ich in die Schule gegangen war.

Er war in diesem Hause Pferdeknecht und lud mich ein, die Nacht über in seinem Stalle zu schlafen. Ich hatte noch selten so muntere und wohlgepflegte Pferde gesehen, als meine Schlafgenossen hier waren, und ich theilte das dem Knecht Urban mit, als wir nebeneinander im finsteren Stalle saßen und Tabak rauchten.

„Meine Rößlein meinst?“ entgegnete er darauf, „und was glaubst, daß ich thue, daß die Rößlein so flink und sauber werden? Ich will Dir's sagen: Hüttenrauch füttere ich ihnen.“

„Arsenik!“ versetzte ich. „Bist Du auch so Einer?“

„Das will ich meinen! Und es ist mir lieb, daß wir davon zu Red' kommen,“ sagte er, „Du thust studiren und verstehst was.“

„Bei den Pferden verstehe ich gar nichts.“

„Bei den Pferden, das glaub' ich schon, daß Du nichts verstehst,“ sagte er nicht ohne Selbstgefälligkeit, „da muß Einer von Kleinheit auf dabei sein; das ist nicht so wie etwan bei den Ochsen oder Schafen! Ein Roßknecht muß seinen Kopf haben, ja das glaub' ich! Sollst nur einmal ins Bibergestüt hineinschauen, da möchtest Dich verwundern. So ein Polaker-Hengst, wie sie dort stehen, dagegen ist Dir Unsereiner gerade ein dummes Vieh. — Was meinst,“ fuhr der junge Knecht fort, „was ist mein Fuchs da für eine Rasse?“

„Der hat Hitze! Kann spanisches Vollblut sein,“ antwortete ich.

„Ein gemeiner Ennsthaler ist's,“ belehrte er, „und wie alt wirst Du ihn schätzen?“

„Mag ein Zehnjähriger sein.“

„Der Fuchs da?“

„Der Fuchs da.“

„Mein Lieber!“ sagte der Pferdeknecht, „der Fuchs da ist seit einundzwanzig Jahren ein Roß. — Das kommt davon, weil er Hüttenrauch kriegt.“

Ich gab es schweigend zu, denn ich wußte es, daß man in manchen Gegenden Pferden, die recht

glatt und feurig werden sollten, pulverisirten Arsenik in's Futter mischt. Mein Bursche aber blies seine Pfeifenglut an, daß ich sein frisches Gesicht rosenroth beleuchtet sah, dann fuhr er lauernd fort: „Für die Leut', heißt es, wäre der Hüttenrauch auch gesund."

„Das ist gewiß! Einer, der Arsenik ißt, braucht weiter keine Medicin mehr."

„Nicht so," entgegnete der Knecht, „so meine ich's nicht. Wer ein haselnußgroßes Stück frißt, na bei dem glaub' ich's wohl, daß ihm kein Zahn mehr weh thut. Herentgegen, ein stecknadelkopfgroßes Körndl, sagt man, soll nicht schlecht thun, soll flink und munter machen, auch die Leut', und daß man fein wird und lang' jung bleibt. — Was sagst denn Du dazu, Student?"

„Fein willst werden, Urban?" fragte ich, „bist ja fein."

„Stark möchte ich werden," sagte er, „für's Bergsteigen soll der Hüttenrauch so viel gut sein."

„Was hast denn Du bei Deinem Fuhrwerk auf ebener Straße so viel bergzusteigen?"

„Eine gute Kraft hat Einer alleweil zu brauchen," war seine Entgegnung.

„Das wohl, eine gute Kraft, das wohl."

„Und Kurasch'."

„Auch Kurasch' zum Raufen im Wirthshaus."

„Und Jungheit, viel Jungheit," sagte der Urban.

„Ist's leicht der Weiberleut' wegen?“ fragte ich.

„Laugn's nit!“ versetzte er und blies seine Glut an.

„Und willst Dich auch auf spanisches Vollblut hinausspielen?“

„Das nicht,“ sagte er, „mein Schatz ist eine Italienerin. Und möchte ich gerade wissen, ob man's denn probiren dürft' mit dem Hüttenrauch?“

Ich rieth ihm nicht dazu. Aber er zählte mir Beispiele auf von Bauernknechten und Bergmannsleuten und Schmieden, die schon seit Jahren Arsenik äßen und sich dabei gar wohl befänden. Dann zündete er die Stalllaterne an und suchte eine Papierdüte hervor, in welcher weiße Stückchen enthalten waren.

„Das ist der Zucker,“ sagte er.

„Ja, das ist Arsenik,“ rief ich, „ist genug, daß Du damit alle Gradenbachleute ins Himmelreich schicken kannst.“

„So gut möchte ich es ihnen doch nicht meinen,“ sagte der Urban, „aber ich probir's. Probiren thu' ich's. Bin ich hin, so grabt's mich ein.“

Er nahm ein Körnlein zwischen die Finger und führte es in den Mund und zerbiß es und verschluckte es und schnalzte mit der Zunge.

„Wie schmeckt's?“ war meine Frage.

„Nicht übel. Just wie eine alte Schafkäsrinde,“ war sein Bescheid.

„Vielleicht ist's eine!“ bemerkte ich.

„Ist nur ums Kosten,“ sagte er und hielt mir die Düte hin. Auf das ließ ich mich nicht ein; jedoch that ich ein Uebriges, ich untersuchte die weißen Stücke nach meinen im Institute erworbenen chemischen Kenntnissen; in der That, es war Arsenik.

„Gar nicht einmal übel wird mir,“ sagte der Urban, sich stemmig vor mir aufrichtend, seine Beine ausspreizend, seine sehnigen Arme — er war in Hemdärmeln — in die Seiten stemmend, „eher ist's, als wenn ich eine Maß Wein getrunken hätte. Morgen nehm' ich wieder ein Körndl; ich freue mich schon d'rauf. — Mußt es aber nicht weiter sagen, alter Kamerad, sonst giebt mir der Jäger Thomas keinen Zucker mehr. Und ich bin der Angesetzte.“

„Von einem Jäger hast ihn? Und wozu braucht ihn denn der?“

„Zum Schrotgießen, sagt er, damit die Kugeln rund werden. Aber jetzt wett' ich was d'rauf, daß auch der Thomas nascht.“ —

Seit diesem Gespräche in jenem Pferdestall sind viele Jahre vorbei. Den Urban sah ich erst vor Kurzem wieder, er ist in Preding ein tüchtiger Pferdemeister. Ich bin seither ein gesetzter Mann geworden; er ist ein junger Bursche geblieben und sieht aus wie das Leben. Wir sprachen wieder von der Sache, denn ich hatte Interesse, der Sitte näher auf den Grund zu kommen.

Ob er noch Zucker nasche? fragte ich ihn.

„Naschen? das nicht," antwortete er, „aber Erbsen essen."

Ißt dieser Mensch täglich ein erbsengroßes Stück Arsenik.

„Jedem," sagte er, „Jedem möchte ich's nicht rathen! Meine Kellnerin ist d'raufgangen. Weil die Weibsleut' halt früher alt werden als die Männer, mußt wissen, so hat sie gemeint, sie nehm' um das mehr Hüttenrauch. Ist zu viel angekommen, hat ihr das Leben gekostet. Mir thut's alleweil noch leid um sie. Recht leid thut's mir, höllisch leid um die Dirn."

Ich habe Arsenikesser gefunden in der Gegend um Eisenerz, in Judenburg und bei Köflach und Voitschberg. Im Sulmthale soll dieses Gewürz besonders im Schwunge sein und sollen die Leute den Arsenik aus Krain beziehen. Anfangs wird das Gift, die arsenige Säure, entweder in kleinen, lauteren Stücken, oder mit Getränke, oder als Pulver auf Brot oder Speck gestreut, etwa alle Wochen einmal, oder von zwei zu zwei Tagen in sehr geringen Dosen genommen, allmählich steigert man das Quantum bis zu 10, selbst bis zu 20 Gran, nimmt es mitunter sogar täglich, und die Leute schwören darauf, daß es stark und munter mache, das jugendliche Aussehen und den Glanz des Auges erhalte.

Der Bräutigam fragt die Verlobte, ob sie Hüttenrauch esse; sie verneint es stets, weil sie wohl weiß,

daß ein solch' künstliches Auffrischen ihrer Reize ihren wirklichen Werth nicht steigern würde.

So wird der Genuß des „Hüttenrauches" stets geheim gehalten und es geht der Glaube, daß derselbe ein Laster sei. Daher genießt Einer, an dem man dieses Laster vermuthet, auf dem Dorfe keine große Ehre, und Thatsache ist auch, daß bei der Beichte das Arsenikessen scharf getadelt und strenge verboten wird, was freilich wieder ein Grund mehr ist, nach dem Ding zu langen.

Manches Bauernmädchen versucht das Gift auch, um damit eine süße Sünde zu tödten, bevor sie laut und lebendig wird; ein Beginnen, das nur allzu wirksam ist und oft schon das Leben der Esserin selbst rasch und mit heißen Peinen abgeschnitten hat.

Im Pölsgraben (Obersteier) hatte es vor Jahren ein Hammerschmied versucht, Arsenik in Pfeifen wie Tabak zu rauchen. Er wurde wahnsinnig und ist bald darauf gestorben. Häufig mischt man das Gift unter Wein oder Bier, doch stets nur ein winziges Körnlein. Wem nun aber der Genuß des Arsenik nicht gefährlich wird, dem kann der Abbruch desselben tödtlich werden. Wer einmal begonnen hat, Arsenik zu essen, der darf — heißt es — nicht mehr aufhören, denn sobald die einmal daran gewöhnte Natur das Mittel entbehren muß, hebt sie an zu welken, zu sinken und es ist keine Rettung.

So soll es vorkommen, daß eifersüchtige Dirnen ihrem Liebsten täglich Arsenik beizubringen wissen. Manche ist der That fähig, ohne daß der Geliebte es merkt. Bleibt der Bursche bei ihr, so kommt das Gift ihm und ihr zu statten; verläßt er sie aber und hält es mit einer Andern, dann entbehrt er eben das Elixir, welkt hin und stirbt. So geht der Glaube.

Eine ähnliche Geschichte wird im Paltenthale erzählt. Dort soll vor etwa zwanzig Jahren ein häßlich gestalteter Holzschlager ein junges Mädchen in der Weise an sich gekettet haben, daß er ihr täglich etwas Arsenik beizubringen wußte, und als sie sich ihm nicht willfährig zeigte, sie mit der Einstellung der Giftration bedrohte. Sie wußte in ihrer Unerfahrenheit Arsenik nicht zu bekommen und weil sie im Wahne war, bei der plötzlichen Entziehung und Entbehrung des Hüttenrauchgenusses sterben zu müssen fiel sie dem Wichte anheim.

Später, als er ihrer satt war, gestand er aber, daß es nicht Arsenik gewesen sei, was er ihr als solchen gegeben, sondern gelber — Schwefel.

Bei der Naturforscherversammlung in Graz im Jahre 1875 ist die Sache vom Arsenikessen in Steiermark zur Sprache gekommen. Man ließ ein paar berüchtigte Arsenikesser aus der Gegend von Stainz und Ligist holen, verhörte und untersuchte sie und constatirte an ihnen, daß sie durch den Genuß des

Giftes einen Schaden an ihrer Gesundheit nicht genommen hatten.

Im Gegentheile, sie sahen recht aufgeweckt aus. Als Grund des Arsenikgenusses gaben sie an, daß sie demselben gegen Ansteckungsgefahr und Verdauungsbeschwerden fröhnten. Der andere Grund, durch Arsenikessen im Liebesleben stark zu werden oder stark zu bleiben, wird in der Regel verschwiegen. Die in medicinischen Kreisen herrschende Ansicht, daß der Arsenikgenuß impotent mache, fand bei dem Naturforschertage in Graz ihre Widerlegung, indem die Aerzte, welche sich im Volk mit Arsenikstudien beschäftigt hatten, gerade das Gegentheil zu bestätigen wußten.

Jedenfalls gehört eine sehr kräftige Natur dazu, dieses Elixir zu vertragen und gewiß ist, daß die Herren Naturforscher etwas stark in Erstaunen gesetzt wurden, als die beiden Landleute vor ihren Augen das scharfe Gift mit Behagen verzehrten.

Gekauft wird von Bauersleuten der Arsenik unter dem Vorwande, denselben zur Vertilgung von Ratten zu benöthigen. Trotzdem ist es nicht leicht, das Gift zu bekommen; häufig wird es durch Hausirer colportirt. Die meisten Giftmorde auf dem Lande werden mit Arsenik verübt; bisweilen auch geschieht es, daß Einer, der dieses Gift im Interesse seiner Gesundheit und Jugendlichkeit nimmt, aus Unvorsichtigkeit damit ums Leben kommt.

Wie viel übrigens ein Mensch unter Umständen von diesem Gifte vertragen kann, bewies der Director eines Salzburger Arsenikwerkes, welcher in seinem 17. Jahre mit 3 Gran arseniger Säure anfing und bis zu 23 Gran stieg. Er erreichte ein hohes Alter.

Den Arsenikesser soll man an dem scharfen und bisweilen glasartigen Glanze der Augen erkennen. Er soll ferner durch eine nervöse Aufgewecktheit und sinnliche Reizbarkeit auffallen. Selbst in seinen älteren Tagen will man an dem Arsenikesser eine gewisse Jugendlichkeit bemerken, die jedoch fast plötzlich aufhört und einer überaus rapiden Hinfälligkeit Platz macht.

Medicinen sollen bei einem Giftesser gar nicht angreifen, und so hat Mancher sich dadurch geholfen, daß er zuletzt absichtlich so viel seines Gewürzes zu sich nahm, daß es mit einemmale aus wurde.

Wenn die Sitte des Arsenikessens in Steiermark also auch nicht abgeleugnet werden kann, so bin ich doch der Ansicht, daß sie seltener geübt wird, als man etwa annehmen mag. Der Mensch hat instinctiv ein zu großes Entsetzen vor dem Gifte, als daß er einiger, noch dazu angezweifelter Promessen wegen sich demselben auf Gnade und Ungnade hingäbe. Schließlich ist die Sache mit dem Arsenikessen doch nichts Anderes, als ein Ueberrest vom mittelalterlichen Gesundheitselixir des Teufels. Man trank es, wurde jung und nach einiger Zeit vom Teufel geholt.



Die Komödiespieler.

Vieles ist von der „Kreuzschule“ und dem Passionsspiele der Oberammergauer erzählt worden. Schlichte Bauersleute haben sich der dramatischen Kunst ergeben, und zwar nicht aus Gewinnsucht, Ehrgeiz, Passion zu ungebundenem Leben, oder wie die Triebfedern heißen mögen, die heutzutage so viele Unberufene dem Theater zuführen; auch nicht der Liebe zu dieser Kunst willen, die Liebe allein wäre hier zu wenig; wie viele Dilettanten giebt es, und ihre schöpferische Kraft ist nichtig! Die Bauern zu Oberammergau haben ihr Pfund von anderswo. Ihr Spiel ist ein religiöses Gedächtniß- und Dankopfer, sie spielen das Leiden und Sterben des Heilandes so gläubig, wie der Priester die Messe liest.

Wäre hier die Darstellung nicht merkwürdig, so wäre es zum mindesten der Darsteller. Dieser ist so

fromm und echt, daß er ganz und gar in seiner Rolle aufgeht, so sehr darin aufgeht, daß er vielleicht auch außer dem Proscenium in seiner Rolle zu wandeln scheint und zum mindesten von den Fremden als Petrus, Johannes oder gar als Christus angestaunt wird.

Selbstverständlich stehen die berühmten Volksspiele an der Ammer nicht vereinzelt da, aber diese wuchsen als edler, hoher Stamm hervor aus dem Gestrüppe des spiellustigen, zu dramatischen Darstellungen stets geneigten, an kirchliches Gepränge gewöhnten Volkes der Alpen. Im Mittelalter haben sich's auch die Klöster angelegen sein lassen, diese Neigung des Volkes zu cultiviren und haben ihm biblische Stoffe zurecht gemacht zur dramatischen Darstellung, und die Leute sagten: „A guati Komödie is ma liaba, wir a Predi.“ Aber die profane Menge hat die kirchlichen Dramen allmählich umgedichtet, daß oft noch tollere Ungeheuer daraus geworden sind, und so haben die Priester diesen Cult nicht mehr unterstützt, sondern unterdrückt. Daher ist im Ganzen die Zeit der Bauerntheater vorbei, gleichwohl in den versteckten Bergdörfern von den Gletscherwässern der Schweiz bis zu den klaren Waldbächen der Steiermark hin manchmal noch ein wenig Komödie gespielt wird.

Es sind viele Hindernisse da. Erstens sind die Spiele beschränkt auf eine gewisse Jahreszeit. Im

Advent, in der Fastenzeit bis zum weißen Sonntage kann zur Darstellung aus der heiligen Geschichte keine Licenz ertheilt werden, weil die heiligen Geschichten allemal in unheilige auszuarten pflegen. Ferner verbietet sich's zu Zeiten, da die Scheunen voll Heu oder Stroh sind, von selbst, da ja die Schauspielhäuser fehlen. Erst im Frühjahre, wenn Garben und Heu dahin sind und zwischen den Bretterfugen die Sonne zur einen Seite hinein-, zur andern herausschimmert, kommt die Zeit zum Komödienspielen. Die lustige, die erbauliche, die gräuliche Zeit!

Jetzt sind seltene Gäste da. Grafen und Könige mit funkelnden Zackenkronen und blutrothen Mänteln gehören noch zu den Gewöhnlichen, es müßte denn einmal ein Wütherich dabei sein, wie der Etzel, der da sengen, brennen, köpfen und spießen läßt, was beim Thalwirth an Lämmern, Schweinen oder Geflügel zu haben ist. Da aber häufig schon die echten Fürsten kein Geld mehr haben, so kann man's den unechten nicht für übel halten, wenn sie „pumpen" oder beim Wirth am Freitisch sitzen. Der Wirth hat von ihnen ja doch seinen Gewinn.

Mehr Aufsehen im Dorfe, als die Könige, machen jedoch der „bayerische Hiesel", die „Genovefa" mit ihrem „Schmerzenreich" und der schauderliche „Gollo", der „Hans Wurst", die „Adam und Eva",

der „Lucifer“ und gar der „Gottvater“. Auch diese Herrschaften haben zumeist Freitisch.

Die seltenen Gäste sind aber nicht weit her. Wer steckt dahinter? Das erzählt uns der Dorfdichter:

„Da Nochtwochta spielt in Erzengel mit Muath,
In Lucifar, den mocht mei Weib so guat,
Nau, und ih spiel in Gottvoda;
In Tod dabei, den gibt da Boda.
Van boarischen Hiasl spielt'n Nauba
Da Herr Notar Zwick wulta sauba.“

Der Erzengel Michael trägt aber verwunderlicherweise einen Schnurrbart, daher vor dem Beginne die Ansprache: Man möge Nachsicht haben, denn der Schnauzbart gehöre nicht dazu, aber man wolle bedenken, so ein Ding wachse nicht so rasch, als es weggeschnitten sei. Am leichtesten zu besetzen sind die Rollen des Adam und der Eva; Leute, die gerne in den Apfel beißen, finden sich immer.

Das Mysteriöse der heiligen Schauspiele ist heute schier verschwunden, hingegen kommt in denselben viel spaßhaftes Element vor. Der Fremde würde Manches für eine Parodie auf die Bibel halten können.

Von einer köstlichen Naivetät sind die in diesen Volksspielen vorkommenden Anachronismen. Das „Krippelg'spiel“ ist die dramatische Darstellung der Geburt Christi. Hier sind z. B. Maria und Josef in steierischer oder tirolischer Tracht, die Hirten von

Bethlehem reden im steierischen Dialekt, die heiligen Engel singen Almjodler, die heiligen drei Könige schmauchen gemüthlich aus kurzrohrigen Pfeifen ihr Kraut.

„Willt Du auch Tubak han?“ frägt der Schwarze unter ihnen leutselig den heiligen Josef.

„Bedank' mich,“ sagt dieser, „ich nit Tubak rauchen kann.“

Im „Passionsspiel“ kommt Judas der Erzschelm zur Thür herein und redet so die Pharisäer singend an: „Gelobt sei Jesu Christ, ihr lieben Herren!“

„In Ewigkeit, Judas, was ist Dein Begehren?“

„Ich will Euch verrathen den Herrn Jesum Christ, der für uns am Kreuz gestorben ist.“

Nach dem Tode Jesu kommt der heilige Gabriel zum Gottvater und erwähnt, daß eben Christus gekreuzigt worden wäre. Gottvater springt von seinem Throne auf. Da fragt der Engel verwundert: „Ja, ist dem Herrn das etwas Neu's?“

„Hol' mich der Teufel!“ ruft Jener, „wenn ich ein Sterbenswörtlein davon weiß!“

In einem tirolischen Passionsspiele kommt folgende Stelle vor: „Longinus mit der Lanzen sticht Jesum in die Wangen, daß er laut aufschreit: Gelobt sei die heilige Dreifaltigkeit!“

Das sind der Proben nur etliche von dieser Art Volksdichtung. Doch wird derlei heute mehr und mehr gestrichen, es ist aber schade d'rum, denn was

übrig bleibt, ist oft fades, inhaltloses Wortgeklingel, das die Schauspieler nur durch Extemporiren mit allerlei Spaß und Spott zu beleben wissen. Das Würdigste und Ergreifendste ist immerhin das Passionsspiel, welches sich textlich an die Evangelisten schließt. Dieses Passionsspiel bleibt dem Darsteller stets ein heiliger Gegenstand, den er mit frommer Seele erfaßt, ihn vergeistigt und sich in ihm thatsächlich oft hoch über sich selbst zu heben vermag. Da wird die Dorfscheune zum Oel- und Calvarienberg und die Darstellerinnen der Maria, der Magdalena sind nicht mehr blöde Bauernmädchen, sie sind Schwärmerinnen und Hellseherinnen und zeigen eine wunderbar ergreifende Frauenhaftigkeit. Christus, zum Ecce homo ausgestellt voll Ergebung, und dann vor den Richtern und dann an's Kreuz geschlagen der blasse, edelgeformte Leib, der sein dunkelgelocktes Haupt gegen Himmel hebt: „Vater, in Deine Hände lege ich meinen Geist!" — und zur Brust neigt: „Es ist vollbracht!" — wer sähe es diesem Christus an, daß er vorgestern Abends als übermüthiger Bauernbursche im Wirthshause der Liebsten wegen einen artigen Raufhandel gehabt hat! — Man sieht hier, was edlere Begeisterung aus dem rohen Menschen machen kann.

Die Ausstattung ist auch bei den Passionsspielen einfach genug; doch ließ sich eine Gemeinde dafür

immerhin gern etwas kosten. Es lebte der Glaube, daß in Gegenden, wo des Jahres wenigstens einmal das „Leiden-Christi-G'spiel" aufgeführt wird, die bösen Wetter den Feldfrüchten nicht Schaden thun mögen.

Ferner beliebt sind das „Schäferg'spiel", „der bayerische Hiesel", der „ägyptische Josef" u. s. w. Die Künstler dazu finden sich stets. Sie leben zerstreut in der Gegend ihrem Berufe und versammeln sich alljährlich ein paarmal zu Proben. In Jahreszeiten, da die Arbeit nicht dringend ist, thun sie sich zusammen und bilden eine kleine Wandertruppe für die nächstliegenden Dörfer. Sie setzen dabei gewöhnlich auch „ihre Sach' zu", denn die Einnahmen („der Zuschauer giebt, was guter Will', hat er wenig nicht, so geb' er viel") decken die Auslagen nicht. Selbst der Liebling des Publicums, der Lustigmacher, trägt einen fadenscheinigen Rock.

Wo eine lustige Gesellschaft beisammen ist, da wird gern etwas Dramatisches hervorgeholt oder improvisirt. Viele der althergebrachten Gesellschaftsspiele haben dramatische Form; die meisten derselben beschäftigen sich mit religiösen Dingen. Wer das „Bischofeinweihen", das „Lazarusbegraben" einmal mitangesehen, oder gar eine „Faschingspredigt" gehört hat, der könnte glauben, diese Leute seien die boshaftesten Antichristen, welche Bibel und kirchliche Ceremonie mit Hohn und Spott bedecken. Aber das

fiele dem Darsteller nicht im Entferntesten ein; er, dessen ganzes geistiges Leben fast nur in den kirchlichen Erscheinungen wurzelt, kennt eben für seine künstlerischen Bedürfnisse kaum eine andere Form, als diese religiösen Gegenstände.

In den Oberammergauer Spielen steht das dramatische Künstlerthum des Bauers in schöner Vollendung, sonst nirgends mehr. Die tirolischen Passionsspiele halten mit jenen keinen Vergleich aus. Derlei sinkt heutzutage in den Grund. Der Geist der Zeit, oder besser, „der Herren eigener Geist", der Alles gleich machen will, wie der Tod, duldet keine solche Abnormitäten mehr. Die Leute, theils gedrückt durch die wirthschaftlichen Zustände, theils aufgeregt oder zerstreut durch allerlei Neuerungen, theils von ihrer Priesterschaft im Zaume gehalten, haben keine rechte Freude mehr am Fabuliren und Spielen. Das Fabuliren überläßt man den „Großvaterleuten", die beim Ofen sitzen, das Spielen den Kindern. Die wirklich Thatkräftigen setzen sich — wollen sie ein Vergnügen haben — ins Wirthshaus zum Kartenspiel oder poltern auf den Kegelbahnen, oder verlangweilen sich den Sonntag in irgend einem Winkel, wo sie die Beine von sich strecken und gähnen.

Und führen ein paar „Conservative" doch in irgend einer Scheune ihr „Komödieg'spiel" auf, so werden sie von Denen, die abwesend bleiben, ver-

spottet, von den Anwesenden heimlich bekichert oder hell ausgelacht.

„Die aber spotten und lachen, können es selber nicht besser machen!“ sang zu Wensgau einmal der „Narr“ auf der Bühne; da riefen sie ihm zu, er solle den Mund halten, heutzutag' brauche man zum Belehren keinen Gemeindenarren mehr, es sei sich Jeder selber genug.

Aus diesem Wensgau wäre überhaupt in unserer Sache Manches zu erzählen. Es existirte dort nämlich eine wunderbare Abart des „Paradeisg'spiel“. Das Wensgauer Paradeisg'spiel, mit welchem sich eine fröhliche Dorfgeschichte verbindet, soll hier dargethan werden.

Wensgau ist in einem Hochthale der Alpen gelegen. Die Bauern von Wensgau tragen silberne Knöpfe an den Westen und silberne Schließen an den Hüten. Und die Bäuerinnen von Wensgau tragen noch immer Goldhauben und Sammtjoppen und Taffetschürzen und noch andere sehr werthvolle Dinge. Die Ada trägt heimlich gar ein goldenes Ringlein am Finger.

Wer ist die Ada, weshalb trägt sie das Ringlein? Und von wem? Und seit wann? Ja, lieber Leser, das ist eben die Geschichte vom Paradeisg'spiel.

Da vom Paradiese die Rede sein soll, so bringt es schon die Sache mit sich, daß wir mit dem Gott=

vater beginnen. Und der Gottvater zu Wensgau war der Großbauer Kirchrigler. Er war als Dorfrichter grau geworden. Wohl hatte der Kirchrigler erst seinen fünfzehnten Geburtstag gefeiert, und dennoch hatte er nicht allein schon einen Sohn, der beim Militär war, sondern bereits eine erwachsene Tochter. Der Kirchrigler war vor mehr denn sechzig Jahren am 29. Februar geboren. Aber der Kirchrigler behauptet, er hätte von Natur aus noch nicht graue Haare, doch das Richteramt sei so voll Sorge und Kummer, das hätte ihm kein gutes Haar auf dem Kopfe gelassen. Der Kirchrigler war das Haupt der Gemeinde. Der Pfarrer war nur ihre rechte Hand, der Schulmeister ihre linke, der Erzengelbader ihr rechter Fuß und der Luciferschneider ihr linker. Die absonderlichen Namen kamen vom Paradeisg'spiel, welches seit undenklichen Zeiten in Wensgau aufgeführt wurde und wobei der Bader den Erzengel Michael und der Schneider den Lucifer gab. Der Bader kam bei dieser Namensaneignung vortheilhaft weg; denn eigentlich hatte er den Namen Esel-Bader bekommen, weil er, da er schwach zu Fuß war, stets auf einem Esel zu seinen Clienten ritt. Hingegen trug der Schneider außer seinem schwarzen Bühnennamen den wohlklingenden Titel: „Himmelschneider". Dieser Titel kam lediglich von seinem Ehrenamte, denn der Schneider war Kirchenpropst zu Wensgau und hatte als solcher die Meßgewän-

der, Fahnen, Altartücher und den „Himmel“ (Baldachin) in gutem Stande zu halten, respective in guten Stand zu setzen. Zwar schaffte er nebst solchen göttlichen Dingen wohl auch Beinkleider und Joppen für gebrechliche Menschenkinder, doch war er zu obigem Titel eines himmlischen Hofschneiders wohl berechtigt, und der Lucifer lief nur so neben mit her und ergriff blos einmal des Jahres vollständigen Besitz von dem Schneider, nämlich zur Zeit des „Paradeisg’spiels“.

Dieses Paradeisg’spiel war sehr alten Ursprunges. Es ging die Sage, unsere ersten Voreltern Adam und Eva seien nach ihrer Vertreibung aus dem Paradiese in dieses Thal von Wensgau her versetzt worden, hätten hier gelebt und alljährlich zur Erinnerung an das Paradies ein Spiel aufgeführt, in welchem die Erschaffung der Welt, die Empörung der hoffärtigen Engel, der Paradiesgarten und der Sündenfall dargestellt wurden.

Und so sei dies Paradeisg’spiel hier entstanden und im Gebrauche geblieben bis auf den heutigen Tag.

Die Aufführung fand gewöhnlich zur Winterszeit, am zweiten Weihnachtstage statt, da hatten die Mitwirkenden Zeit, sich gebührend vorzubereiten und die Leute der Umgebung sich in Wensgau zu versammeln.

Der Kirchrigler gab seit vierzig Jahren den Gottvater und hatte sich so lange her weiße Locken ange-

klebt, bis ihm endlich selbst welche wuchsen. Mit solchen Rollen ging es freilich; der Gottvater und der Teufel sind nie zu alt und nie zu jung; der Erzengel Michael hilft sich zur Noth mit Schminke; ganz anders aber steht's mit den Hauptpersonen, mit Adam und Eva. Eine und dieselbe Eva taugt nur für ein oder zwei Jahre, dann ist sie verheiratet und ein- für allemal keine Eva mehr. Es ist noch nicht vorgekommen in Wensgau, daß eine Eva ledig geblieben wäre; es liegt auch in der Natur der Sache — Eva im Paradeisg'spiel kann nur die Schönste sein.

Jedes Jahr eine neue Eva, ein neuer Adam; das brachte die Direction, und diese war der Luciferschneider, oft in eine große Verlegenheit.

Für dieses Jahr, von dem die Geschichte erzählt wird, hatte sich der Luciferschneider wohl schon ein Pärchen zusammengeguckt. Da war Alex, der Schulmeistersohn, ein hübscher und lustiger Student, der für die Feiertage auf Vacanz daheim war, und da war Ada, die heitere, bildsaubere Tochter des Kirchriglers. Das war dieselbe Ada, die zuweilen heimlich das goldene Ringlein am Finger trug, so an Sonntagen, wenn ihre Hand keine Arbeit hatte und unter der Schürze sein konnte. An dem goldenen Ringlein hingen, wenn auch unsichtbar, zahllose andere, eine ganze Kette und das letzte Glied an der geheimnißvollen Kette war wieder ein sichtbares

goldenes Ringlein, und dasselbe steckte am Finger des Schulmeistersohnes. Sie hatten es so eingerichtet, und das war der Fehler an dem Wensgauer Gottvater, daß er nicht allwissend.

Zum Glücke wußte der alte Kirchrigler auch von diesem seinen eigenen Fehler nichts und meinte, es müsse Alles geschehen, wie er es wolle. War er doch Richter und Gottvater seit vierzig Jahren!

Heute, es war ein Sonntagnachmittag im Advent, saß der Kirchrigler in seinem Stübchen und blätterte in der Bibel. Seine Tochter war in der Christenlehre.

Draußen vor der Thür klöpfelte sich Jemand den Schnee von den Schuhen. Der Luciferschneider trat ein: „Gelobt sei Jesus Christi! — Fleißig, fleißig, Kirchrigler?"

„Zwar nit gar recht viel, nur daß ich ein wenig ins Büchel guck'. — In alle Ewigkeit, Amen! — Steigst auch daher, Schneider?" so entgegnete der Alte und legte seine unbändigen Augengläser zwischen die Blätter.

Der Angekommene, ein schlanker, hagerer Mann mit einem blonden Spitz- und Backenbart, setzte sich sogleich zum Tischchen. „Der Pfarrer soll sich den Chorrock selber über den Kopf streifen, wenn er mit seiner Christenlehr' fertig ist!" sagte er. „Unsereins hat jetzt anderweitig zu thun. Der Wirthfranzl läßt schon die Tanzstuben ausräumen, der Schulmeister

den Engelmarsch einüben, der Bader malt ein neues höllisches Feuer; kehr' die Hand um, werden die Weihnachten da sein, und ich hab noch keinen Adam und keine Eva. Kirchrigler, ich kann Dir nit helfen, Deine Tochter muß her — den Adam will ich nachher schon auftreiben."

Der Richter hatte es gehört und trommelte mit den Fingern auf dem Buchdeckel. Er trommelte einen Marsch, und als er ihn ausgetrommelt hatte, schloß er die Finger gemächlich in die Faust hinein und hob ein wenig den Graukopf. „Schneider," sagte er bedachtsam, aber mit einem Tone, der den Director nicht allzuviel hoffen ließ, „das Paradeisg'spiel ist in Rechten und Sitten aufgekommen und ich halt' was d'rauf und ich denk', so lang ich der Gottvater bin, wird der Namen Gottes nicht eitel genannt werdèn bei unserm ehrsamen G'spiel. Der Erzengel Michael hält sich gleichwohl auch brav; über den Lucifer läßt sich auch nichts Uebles sagen, nur thust mir mannigsmal die Zungen ein wenig zu viel hervor. Das darf nit sein, Schneider; der Lucifer ist ein Engel Gottes gewesen, und ist er gleichwohl durch seine Sünd' häßlich geworden, so lese ich doch nirgends in der heiligen Schrift, daß er deswegen die Zungen heraushängen hat lassen. Nachher, Schneider, thust mir auch mit der glühenden Ketten ein wenig zu viel herum, daß man oft sein eigen Wörtel nit versteht. Nur daß ich Dir's sag',

kannst es dessentwegen halten, wie Du willst, machst sonst Deine Sach' recht brav. — Ist so weit Alles in der Ordnung — bis auf Adam und Eva, das aber ist Dir ein leichtsinnig Volk! Weißt ja, wie er allfort Hallotria treibt, wie er sie halst. Freilich, 's ist so das alt' Herkommen und man kann's nit ändern, darf's nit ändern, jedochhalben meine Tochter geb' ich nit her dazu."

„Wenn ich aber einen recht sittsamen Adam thät' wissen?" bemerkte der Schneider.

„Ist der Adam wie er will, meine Tochter geb' ich nit her!"

„Aber Eine muß doch wohl sein, Nachbar. Und wenn ich, so was man sagt, der Spielerhauptmann bin, so kann ich doch hergehen und kann Dich anreden: Gottvater, jetzt aber gleich auf der Stell' erschaff' mir eine Eva!"

Der Dorfrichter lächelte ein wenig, fuhr dann aber gleich wieder ernsthaft fort: „Na, na, Schneider, gescheiterweise; wenn Eins auch das Hallotriren nit abbringen kann und das Halsen, und was noch so mitgeht, und was die jungen Leut leicht auf zeitlich und ewig verführen kunnt', so läßt sich das Ding doch anders machen. Und so sag' ich Dir Eins, wenn ich Dir nit Zwei sag': Meine Ada kannst haben als Adam; für eine Eva dafür sorgst Du; nachher sollen sie machen all' Zwei, was sie wollen."

Jetzt trommelte der Schneider. Und als er eine Weile getrommelt hatte, stand er auf und sagte: „Wie Du meinst, Richter. Wenn, da wir's vierzig Jahr' in Zucht und Ehren mitgemacht haben, jetzt das alt' Herkommen auf einmal nit mehr sittsam genug ist, so — — und daß g'rad Deine Tochter um so viel besser als wie Andere, daß — — und Du glaubst, daß Einer mit so zwei Mädeln als Adam und Eva vor der Leut' Augen Wohlgefallen findet, wenn — — je nu, meinetwegen."

„Schneider," versetzte der Kirchrigler darauf, „verdrießlich darfst mir deshalb nit werden. Einer so heiligen Sach' wegen heben wir keine Feindschaft an, und ob der Adam so ein Halterbub, oder ob's ein Mädel ist, das wird den Leuten just gleich sein."

„Glaub's nit," entgegnete der Schneider, „will aber sehen, ob's geht; ich thu', wie ich kann; und dank Dir Gott, daß ich mich auf Deine Tochter verlassen kann, so oder so. — Gelobt sei Jesu Christ!"

Der Schneider war fort. Der Dorfrichter schmunzelte ein wenig. So hatte er wohl auch das durchgesetzt, seine Tochter konnte mitspielen und war ungefährdet. Mit sich zufrieden, zwickte er die Augengläser auf die Nase, schlug das Buch auf und sein Auge fiel auf den Vers: „Und Gott sprach: Lasset uns Menschen formen nach unserm Ebenbilde. Als Mann und Weib erschuf er sie."

Da kam Ada von der Christenlehre heim. Sie war hold und frisch, ein aufblühendes Röslein mitten im Winter. Als sie durch die Stube ging, hatte sie die rechte Hand verborgen unter der Schürze.

„Nu, Mädel, was hat er heut' gesagt?" fragte der Alte.

„Zum Kammerfenster thät er mir kommen —"

„Wer, der Pfarrer?"

Der Schreck stieß dem Mädchen schier das Herz ab in diesem Augenblicke. O Gott, sie hatte an ganz jemand Andern gedacht, wie Eins nur so gedankenlos was daherreden kann.

„Nu, weißt es schon," fuhr der Vater fort, „ins Paradeisg'spiel kommst heuer hinein. Richt Dir ein weißes Höselein zusamm'!"

Ada war verwirrt; sie glaubte den Vater nicht verstanden zu haben; ein weißes Höselein trug in diesem Spiele doch nur der Adam.

Dem Schauspieldirector selbst lag daran, daß er den Leuten bewies, der liebe Gott sei ein Schneider gewesen und habe gleich die ersten Menschen mit einem neuen, schneeweißen Leinenanzug bedacht —.

Die Zeit nahte. In der großen Tanzstube des Wirthfranzl wurden Proben gehalten; allein der Kirchrigler ging nicht zu den Proben; er wußte seine Rolle auswendig von Wort zu Wort, er war seiner Sache sicher. Er kümmerte sich auch sonst niemals um die Vorbereitungen, nur Ada fragte er jetzt ein paarmal,

wie der Adam gehe. Nun, der ging gut: eine Eva war auch gefunden, und so übten sie sich Tag für Tag, und dann kam St. Michael mit dem flammenden Schwert und trieb sie hinaus von der Bühne und hinein in die Rumpelkammer zu den alten Pferdegeschirren und zum rostigen Eisen.

Der Luciferschneider und der Erzengelbader waren unermüdlich thätig. Es galt, neue Decorationen aufzustellen und neue Costüme zu bereiten. Für St. Michael war aus dem Kreisstädtchen eine Feuerwehrhaube verschrieben worden. Zu einem Schilde wurde ein mächtiger Blechhafendeckel tauglich gemacht, auf welchen der Bader mit rother Farbe den „süßen Namen“ malte. Der Schulmeister drillte seinen Chor, denn es sollte sowohl Gesang bei offener Scene als Musik in den Zwischenacten sein. Der Adam selbst hatte im Paradiese eine Hymne und zwei Vierzeilige zu singen, und dazu kam ihm Ada's liebliche Stimme wohl zu statten.

Die Tochter des Dorfrichters war ja Kirchensängerin zu Wensgau, und auf ihren holden Tönen glitten an den Sonn- und Feiertagen die gottseligen Gedanken aller Männer und jungen Bursche in den Himmel hinein. Wenn oben gesagt worden ist, wer den Kopf und die Glieder der Gemeinde vorstellte, so muß hier nachgetragen werden, wer ihr Herz war. Und das Herz der Gemeinde, an das sich all' das junge Blut herandrängte und von dem aus

alles Gute und Zarte kam, war Ada, die Kirchensängerin, die allgeliebte und vielumworbene Tochter des Dorfrichters.

Alex, des Schulmeisters Sohn, hatte drin in der großen Stadt viele Mädchen gesehen, aber keines war ihm in seinen Studien so hinderlich, als Ada von daheim. Es ging mit sonderbaren Dingen zu, in allen Büchern und Schriften, aus denen der strebsame Student mathematisches und technisches Wissen schöpfen wollte, war Ada, die Dorfrichterstochter. Er hatte einmal in den Ferien auf dem Chore ihren Gesang mit der Geige begleitet, und seither begleitete seine Seele, sein begehrlicher Gedanke sie auf allen Wegen.

Dann hatten sie die Ringlein getauscht und — doch jetzt ist das Christfest da und der Tag zum Paradeisg'spiel, jetzt ist keine Zeit für solche Geschichten.

Schon am Christtage Abends kamen Weiber und Kinder aus den Nachbarorten an und nahmen Herberge in Wensgau bei Bekannten und Verwandten.

Nach dem Segen in der Kirche schleppten die Musikanten Pauken und Trommeln, Baßgeigen und Blechinstrumente in das Wirthshaus. Wer aber sonst auf den Tanzboden wollte, der wurde zurückgewiesen. Es war die Generalprobe und Adam und Eva spielten in ihrem neuen Costüme.

Der Kirchrigler ging, eine Pfeife rauchend, die Dorfgasse auf und ab. Er wollte zeigen, daß er nicht einmal auf die Generalprobe anstehe, daß der Gottvater bereits in sein Fleisch und Blut übergegangen sei. Dann setzte er sich ins Gastzimmer zum Herrn Pfarrer und redete mit vielbedeutendem Kopfnicken davon, wie das wohl was Großes und Ehrendes ei für Wensgau, daß das Gedenken an die ersten Tage und Dinge der Welt alljährlich so würdig begangen werde. — „Das wird Einer nirgends so finden und da mag Einer gehen schon gleich so weit als er will. Und wollten sie das Paradeisg'spiel auch wo anders aufführen, so dürfen sie's gar nit, der Bischof erlaubt's nit, gelt? — Weil's halt nirgends so schön und feierlich g'halten werden thät', wie da bei uns in Wensgau.“

Deß stimmten wohl Alle ein, die an den Tischen herum saßen.

Der andere Tag begann in neuer Erwartung. Der Vormittagsgottesdienst war kurz und theilnahmslos, der nachmittägige Segen fand gar nicht statt.

Mit lustigem Geschelle kamen Schlitten von den Nachbardörfern und von weiter her, und die Gaststuben des Wirthshauses füllten sich, und endlich drängte sich Alles die Stiege hinauf in den großen Tanzboden.

Der Eintritt war frei. Vor Jahren fiel es einmal dem Krämer Louis ein, man könne ja zum

Paradeisg'spiel Eintritt zahlen lassen, das gebe gewiß eine bedeutende Summe, womit man einen großen Theil der Gemeindeauslagen bestreiten könne. Auf diesen Vorschlag entgegnete der Dorfrichter: „Sind wir denn eine Bettelkomödianten-Gemeinde? Das alte, ehrwürdige Herkommen, das Erbe von unsern Vorfahren für Geld verschachern! Das wär' doch ein ewiger Schandfleck für Wensgau! So ein Krämerjud' thät' gar den Adam und die Eva im Paradeis verkaufen und den lieben Herrgott noch dazu!"

Der Luciferschneider stieß den Krämer heimlich, daß er still sein möge, und so ist Thür und Thor zum Paradeisg'spiel offen geblieben bis auf den heutigen Tag.

Vor Allem waren alle Dorfstühle und Bänke versammelt auf dem Tanzboden des Wirthsfranzl. Gegenüber der Thür ging ein dunkelrother Vorhang nieder, auf welchem verschiedenartige und planlose Flecken und Flicken wohl das Chaos versinnlichen sollten, das vor der Schöpfung herrschte. Durch ein paar Dachfensterchen fiel noch ein wenig Tageslicht, doch waren die zwei Kerzen nicht überflüssig, die vor dem Vorhange brannten und unter der Aufsicht zweier Jungen standen, die mittelst eines Schirmes je nach Bedarf Licht und Schatten auf die Bühne bringen sollten.

Unmittelbar hinter diesen Kindern des Phöbus kamen die Jünger Polyhymnia's — der Schulmeister

mit seiner singenden, klingenden Schaar. Und an diese drängte sich, nach möglichst vortheilhaften Plätzen ringend, das Publicum in Haufen.

Zur selben Stunde noch schleppten drei bereits halbcostümirte Männer eine bauchige Getreidewindmühle durch den Zuschauerraum und hinter den Vorhang. Kein Mensch wußte, wozu hier dieses Geräthe dienen sollte, nur der alte Schuster Wenz behauptete, die Windmühle brauche der Gottvater zum Windmachen, und den Wind zum Wettermachen, und aus dem Wetter entstünde Luft und Wasser und Alles, und nicht das Wort war im Anfange, sondern die Windmühle.

Der Zuschauerraum hatte sich gefüllt und man war halb und halb zur Ruhe gekommen; die Leute flüsterten erwartungsvoll oder machten gar heimlich Späße, oder schwiegen. Der Herr Pfarrer und die Vornehmeren aus den Nachbarschaften saßen in der vordersten Bank; die Großen von Wensgau waren noch kaum gesehen worden; ihre Thätigkeit war ja hinter dem Vorhange. Der Kirchrigler war noch gar nicht da, und die Musikanten hatten schon den dritten Marsch gespielt, als er in einen langen, schwarzen Mantel gehüllt durch den Saal schritt. Alles drängte sich, ihm eine Gasse zu machen; Viele grüßten, die Meisten blickten ihn still und ehrfurchtsvoll an; er sah weder nach links, noch nach rechts, er fühlte bereits den Gottvater in sich, und unter

dem eng zusammengezogenen Mantel trug er den langen, weißen Bart und das göttliche Kleid. Er hatte sein Costüm zu Hause, zog sich stets zu Hause an; es schien ihm entwürdigend, bei den Andern in der Garderobe sich vorzubereiten. Er mußte sich immer und allerorts als ganz und vollständig zeigen seiner erhabenen Rolle wegen sowohl, als wegen seines Dorfrichteramtes.

Hinter dem Vorhange klingelt es, da schwieg die Musik. Es war lautlose Stille, die Rückwärtigen standen bereits auf den Zehen und dehnten ihre Hälse.

Es klingelte wieder, und der Vorhang schrumpfte nach aufwärts zusammen.

Den Augen der Zuschauer bietet sich nichts Geringeres dar, als der Himmel. Der Hintergrund ist blau und mit Sternen besetzt; vor demselben der goldene Thron Gottes, er ist leer, aber drei Kerzen brennen an seinem Fuße. Ganz im Vordergrunde auf Wolkenballen liegen mehrere kleine und erwachsene Engel in Strumpfhosen und mit goldenen Flügeln an den Schultern. Einige schnarchen, Andere erwachen eben, richten sich halb auf und reiben sich die Augen.

„He!" schreit Einer, „heut' ist blauer Montag; wer nit aufstehen will, der bleib' liegen!"

Ein Anderer: „Wenn's der Gottvater sieht, so werden wir unsere Fetten kriegen."

Der Erste: „Der Gottvater ist heut' nit zu Haus, der ist auf die Ster gegangen aus; der ist gegangen die Welt erschaffen, und will mit Himmel und Erden noch bis Samstag fertig werden.“

Alle erheben sich in toller Freude: „Nachher haben wir nicht vonnöthen, den ganzen Tag zu singen und zu beten, nachher laßt uns jubiliren und musiciren und hollodriren, und schieben wir geschwind die Wolken zusammen, daß wir einen schönen Tanzboden kriegen in alle Ewigkeit, Amen.“

Der Erzengel Lucifer tritt auf mit goldenem Spieß und Schild und schwarzen, fliegenden Haaren; das Antlitz ist scharf und dämonisch, obwohl man hinter der kühnen Malerei das harmlose Gesicht des Schneiders nicht ganz vermißt.

Der Erzengel Lucifer: „Da habt Ihr Recht, Ihr englischen Brüder, tanzet und spielt und singt lustige Lieder. Wenn ich Euer Herr und Gottvater wär': alleweil lustig thäten wir sein, gebrat'ne Hendeln und den besten Wein und Feigen und Eibeben woll't ich Euch geben. Aber der alte Herr ist ein Brummbär, der kiefelt alleweil an seinem weißen Bart —“

Und so geht es fort. Lucifer zettelt gegen Gottvater eine Empörung an. Als Zwischenspiel kommt ein englisches Knäblein dahergeflattert und erzählt mit geflügelten Worten die Geschichte der Schöpfung und wie „mitten im Paradies steht ein einschichtiger

Mann, der mag sich die Zeit nit vertreiben, eine Ripp' hat er, die er nit brauchen kann, damit thut ihn Gottvater beweiben".

Aber der Aufstand wächst, denn Lucifer verspricht auch den Engeln im Himmel dasselbe, was Gottvater im Paradiese dem Einschichtigen thut, und da entsteht ein wildes Gejohle; schrille Musik fällt ein und Licifer setzt sich stolz auf den göttlichen Thron.

In demselben Augenblicke hört man ein dumpfes Donnern, die Lichter am Throne verlöschen und im Hintergrunde zeigt sich im Glanze mit wallendem Haar und Silberbart hoch und hehr — Gottvater. Er steht auf Wolken; er ist gehüllt in ein weißes langes Kleid, sein Haupt strahlt, sein Auge leuchtet, aber er spricht noch kein Wort; langsam erhebt er seine rechte Hand und winkt. Da erwacht von Neuem das Donnern — es ist das Rollen der Windmühle; es blitzt, denn die zwei Lichtknaben vor der Bühne fächeln mit ihren Schirmen. Da naht der Erzengel Michael mit dem flammenden Schwerte, dem Hafendeckelschild und der Feuerwehrhaube, und verstößt Lucifer mit seiner aufständischen Schaar aus dem Himmel in die unterste Hölle. Dann setzt sich Gottvater auf seinen himmlischen Thron und begrüßt mit tiefer, grollender Stimme, die durch den Bart fast erstickt wird, seine Getreuen und verkündet, daß „die Welt fertig mit Sonne, Mond und Stern', und morgen ist Ruhetag, der Tag des Herrn"!

Da singen die Engel im Chor: „Ehre sei Gott dem Vater, und dem Sohn, und dem heiligen Geist im höchsten Thron; Lob und Preis sei der heiligsten Dreifaltigkeit von nun an bis in Ewigkeit."

Damit schließt der erste Act.

Manch' Knäblein oder altes Weibel unter den Zuschauern hat während des Spieles vor Rührung geweint, oder wohl auch gekichert über das Treiben der Engel, über so manch' spaßhaftes Wort, das im Himmel gesprochen worden. Nun sind Alle wieder ruhig und in neuer, andächtiger Erwartung. Wieder spielt die Musik, wieder tönt das Klingeln und wieder schrumpft der Vorhang zusammen nach aufwärts.

Adam steht mitten in den Rosensträuchern des Paradieses. Er hat ein schneeweißes Beinkleid und ein kurzes Jäckchen an. Das junge Gesicht ist wie Milch und Blut, die blauen Augen lächeln so unschuldig, die dunkeln Locken wallen lose über die Achseln nieder. Es ist ein schöner Jüngling, man merkt es gleich, daß ihn der liebe Gott selbst erschaffen hat als Musterbild für die Tausend und Millionen Anderen.

„Das ist die Ada, des Kirchrigler's Ada!" flüstert Alles. „Wer wird aber nun die Eva sein?"

Adam singt zuerst, dann spricht er laut mit sich selbst, und nennt die Blumen und Früchte, die um ihn sind, und eine Anzahl Thiere. Man hört ver-

schiedene Vogelstimmen, den Kukuk, die Amsel, die Wachtel, den Finken; man hört aus der Ferne das Bellen der Rehe; man hört das Zischen der Schlangen, das Pfeifen der Habichte; man hört das Säuseln des Windes in den Gebüschen und das Rauschen eines Wässerleins.

Adam treibt Spiele mit den Blumen; er zerknittert ein Maßliebchen, rupft die Blüthenblätter aus und sagt dabei: „Soll ich? soll ich nicht?"

Da theilt sich plötzlich ein Rosenbusch, Gottvater steht da und ruft: „Adam, bist Du allein, wo ist die Eva Dein?"

„Herr, sie schläft dort hinter dem Strauch, ich weiß nicht, soll ich sie wecken auf."

„Wenn sie schläft, so lass' sie schlafen, sie wird Dir schon noch geben zu schaffen. — Adam, ich bin Dein Herr und Gott, und daß ich mich überzeug' von Eurer Treu', so trag' ich Euch auf ein Gebot. Siehst Du, dort am Wiesensaum, Adam, steht ein Apfelbaum. Davon müßt Ihr kein Aepflein brechen, die Stengel thun stechen, die Frucht ist der Erkenntniß Sam', der Unschuld Tod und des Lebens Noth, die thät' Euch schauderlich machen erbrechen."

Adam verspricht, daß er schon aufpassen werde. Hierauf giebt ihm Gottvater noch einige väterliche Lehren, die in diesem Falle eigentlich mehr auf die Dorfjugend im Allgemeinen gemünzt sind, als auf den durchwegs noch harmlosen Adam.

Die Thierstimmen schweigen, man hört wieder den Engelchor und Gottvater verschwindet hinter dem Rosenbusch.

Nun geht Adam dennoch die Eva, zu wecken; man hört sie flüstern hinter dem Strauch. Der Vorhang fällt.

Da trat jetzt der Luciferschneider zum Gottvater, und indem er sich für seine nächste Scene zwei Hörner am Haupte befestigt, sagte er: „Kirchrigler, weil's schon spät wird und Du's nit gewohnt bist, so lang' im Wirthshaus zu bleiben, und Du etwa gern nach Haus gingst, weil Dein Weib, hör' ich, auch nit ganz wohl ist, so spiel' ich im letzten Act Deinen Auftritt, wenn's Dir recht ist; es sind nur ein paar Worte zu sagen und hab' selbunder sonst auch nichts mehr zu thun."

„Ich spiel' meine Rolle, wie's der Brauch," entgegnete der Kirchrigler.

„Deine Tochter thät' ich Dir nach dem G'spiel schon ins Haus begleiten," sagte der Schneider.

Da sah ihn der Bauer befremdet an: „Was hast denn? Ich spiel' meine Rolle wie's der Brauch!"

„Rechtschaffen schön, Dorfrichter," versetzte der Spielhauptmann etwas verwirrt, „aber — wenn was sein sollt', weißt, übel aufmessen thu' mir's nit; ich hab' mir einzig nit anders zu helfen gewußt — und das mußt bedenken, ich hab' gethan, wie Du's hast haben wollen." Die Hörner saßen fest, es

klingelte, der Schneider eilte davon; der Gottvater sah ihm nach und schüttelte seinen eisgrauen Kopf.

Der Vorhang zuckt krampfhaft empor; da geht eine Bewegung durch das Publicum. Der Rachen der Hölle hat sich vor ihm aufgethan. Ueberall ist schwarzer Rauch, sind blutrothe Flammen, Drachen, Kröten und andere Unthiere, phantastisch gemalt von dem sehr talentvollen Erzengel-Bader. Mitten in der Hölle steht eine schnaubende Esse und eine glühende Fleischbank mit Hacken, Zangen und Messern. Von allen Seiten hört man heulen und zähnklappern, und die Lichtjungen vor der Bühne haben die weißen Schirme gegen rothe verwechselt. Unter fürchterlichen Mißtönen trappelt nun eine Schaar von Teufeln heran, mitten unter diesen der Fürst der Hölle, Lucifer, der sich sofort auf den Thron, die glühende Fleischbank, setzt. Er sieht ganz anders aus, als weiland im Himmel; die Farbe seines phantastischen Anzuges ist kohlschwarz und blutroth, um die rollenden Augen ziehen sich ein paar schwarze Ringe, und um das wüste Haar mit den wildragenden Hörnern schlingt sich eine goldene scharfgezackte Krone. Die linke Hand schleppt eine mächtige Kette, die rechte hält als Scepter eine dreispießige Ofengabel.

Die Teufel umschwärmen seinen Thron und bedrängen ihn, sein im Himmel gegebenes Versprechen zu halten: „Verbrannt sind die Hendeln, im höllischen Feuer gebraten, der Wein ist hier auch

nicht gerathen, 's ist eine viel zu heiße Zeit, und verdorben ist uns alle Lustbarkeit."

„Der Alte, Eisgraue oben ist Schuld," entgegnet der Lucifer mit rauher, schnaubender Stimme, „aber nur Geduld, Leutchen, nur Geduld; giebt's schon in der Höllen nichts zu lachen, so fahren wir ins Paradies, dort lebt ein Männlein und ein Weiblein, die sollen uns Unterhaltung machen." —

„Die Eva ißt die Aepfel gern."

Nun wird der Beschluß gefaßt, das Menschenpaar im Paradiese zu verführen. „Wer kann gut kriechen, hat eine glatte Haut und schmeichelnde Augen?" — „Ich, Herr!" rufen Alle. — „So mag wohl Einer als Schlange taugen. Leicht braucht sich Einer nit viel zu strapaziren, die Eva läßt sich gern verführen."

Zuweilen hüpft ein leichtfüßiger Lustigmacher hervor und giebt Schwänke zum Besten, die sogar zweideutige Anspielungen auf mißliche Gemeindezustände zu Wensgau enthalten. Soll nicht sein das, und der Gottvater in seinem Winkel ist sehr ärgerlich darüber. Mit dem Schneider wäre er heute zufrieden, der hütet sich sorglich vor aller Uebertreibung. — Ein recht braver Teufel diesmal, sagt er zu sich selbst, aber den Lustigmacher hätt' ich gute Lust davonzujagen.

In der Hölle wird noch eine Weile Spectakel getrieben. Im Vordergrunde ist ein Teufelchen, das

rührt in einem Kessel Schwefel und Pech durcheinander und denkt sich dabei die sieben Todsünden aus. Und wie es sie fertig hat, theilt es dem Höllenfürsten seine Erfindung mit. Lucifer entgegnet: „Deine Erfindung wird werden probirt bei den Menschen auf Erden, und schlägt sie ein, so sollst Du in der Höllen mein Minister sein.“

Mit einem fürchterlichen Lobgesang auf den Höllenfürsten schließt der Act.

Das Publicum ist sehr befriedigt und Alles, auch der Theil, der die Komödie schon ein dutzendmal mit angesehen, ist gespannt auf den „Ausgang“. Die Burschen interessiren sich sehr für die bisher noch räthselhafte Eva; Andere freuen sich auf die Schlange und die Apfelgeschichte, und die älteren Männer und Weiber harren der Scene, wo Gottvater im heiligen Zorn den Adam ruft, den Fluch des Elends und des Todes ausspricht, und wo St. Michael kommt und das gefallene Menschenpaar, das nun mit Schrecken die Blößen bemerkt, die es sich gegeben, aus dem Paradiese treibt. Dann kommt zuletzt noch in bildlicher Darstellung das Thal von Wensgau, in welchem die Verstoßenen, Adam und Eva, sich ein Haus bauen — das erste Haus zum Dorfe Wensgau!

Gottvater rüstet sich hinter seiner Leinwandblache zur großen Scene. Der göttliche Zorn wird ihm heute nicht schwer werden, denn nicht allein die Anzüglichkeiten des Lustigmachers haben ihn verstimmt,

sondern vielmehr noch ein kleiner Verstoß, den er selbst im Spiele gemacht. Er hatte statt Adam einmal Ada gesagt und dadurch unter den Zuschauern ein Gekicher erweckt; er trug das m wohl durch einige hm! hm! nach — aber es war und blieb fatal, und einem Gottvater, wie dem Kirchrigler'schen, sollte so etwas nicht passiren.

Nun kam der Erzengel Michael von der eigentlichen Garderobe auf Gottvaters Seite herüber, denn das war die himmlische, von wo aus die Beiden aufzutreten hatten. Der Richter zankte mit dem Bader der Feuerwehrhaube wegen, die er nicht für passend fand, als sich der Vorhang aufthat.

Das Paradies mit dem Rosengarten und in der Mitte ein Apfelbaum. Wieder die Thierstimmen und das Wasserrauschen. Adam und Eva treten sich umschlingend auf. Die Eva ist eine schöne, schlanke Gestalt in einem zarten, weißen Ueberwurf; ihre Wangen sind blüthenroth, ihre Locken sind blond und ihre dunklen Augen blicken innig und sehnsuchtsvoll dem Adam in die seinen.

Die Zuschauer sind überrascht — das ist ein ganz fremdes Mädchen, kein Mensch kennt es. Der Gottvater guckt wohlgefällig zwischen den Tuchwänden hervor.

Eva steht still und blickt gegen den Apfelbaum. Adam will weiter. „Komm, meine Süße, es singen die Vöglein, wir wollen mit ihnen loben den Herrn!"

„Adam, ein Frühstück hätte ich gern,“ entgegnet Eva. Der Kirchrigler stutzt ein wenig über die schöne, fast männliche Stimme.

Eva fährt fort: „Ei, schau, lieber Mann, wie sind die Aepfel so weiß und roth!“

„O komm’ mit mir, es ist ein Verbot! Wer von diesem Baum genießt, der ißt den Tod.“

„Das kunnt ich nit glauben auf alle Mittel und Weis’.“

„Gott hat’s selber gesagt, ihm sei Ehr’ und Preis!“

„Aber wenn ich Dich bitt’, wenn ich Dich gar schön bitt’, ich weiß, Adam, so versagst mir’s nit!“

Der Dorfrichter hinter den Vorhängen spitzt die Ohren und macht immer größere Augen. Das Ding kommt ihm jetzt gar nicht richtig vor.

„Siehst Du,“ fährt Eva fort, „da oben die schöne Schlangen!“

„O Eva, liebste Eva mein, lass’ Dich nur nicht fangen!“

„Die Schlange lacht so süß herab, sie thut uns ein Aepflein brocken.“

„O Eva, liebste Eva mein, so lass’ Dich doch nicht verlocken!“

„Und wenn ich Deine liebste Eva bin‘ — sie blickt den Adam schmachtend an.

Dem Dorfrichter geht es heiß und kalt über den Rücken. „’s wär doch aus der Weis’,“ murmelt er, „wenn er’s richtig thät’ sein.“

„Und wenn Du meine liebste Eva bist," sagt Adam, „so lass' ich Dich nimmer verderben." Da lispelt die Schlange: „O esset, Ihr Kinder, esset die Frucht, Ihr werdet deswegen nit sterben."

„Und wenn ich Deine liebste Eva bin" — versetzt diese wieder und neigt sich zu Adam, und ihre Lippen berühren die seinen.

„Du Lotter, Du Schulmeisterischer!" fährt jetzt der Kirchrigler los, reißt dem Erzengel das rothe Schwert aus der Hand, stürzt mit demselben auf die Bühne: „Ist mir das eine Art, Ihr nichtsnutzig Volk! Auseinander! Ich leid's nicht, und eher hau' ich das ganze Paradeisg'spiel zum Teufel!"

Die beiden jungen Leutchen fahren erschrocken in die Rumpelkammer hinein; im Zuschauerraume ist ein Geflüster und Gekicher und bald darauf ein gellendes Gelächter.

„Wart', Schulmeisterbub! Wart', Du Himmelschneider, Dir mess' ich's!" ruft der Erzürnte und poltert den Fliehenden nach.

In demselben Augenblicke werden die Lichter ausgeblasen; da stößt der Gottvater im Finstern an die Windmühle, an den himmlischen Thron und an die höllische Fleischbank, an alles Mögliche, und die Bedrohten gewinnen Zeit, sich in Sicherheit zu bergen. —

Die Komödie war aus; sie war noch nicht aus, aber sie war aus.

Es war ein unsägliches Gehetz und Gelächter im Dorfe Wensgau. Der Gottvater war vernichtet für immerdar, allein dieser Umstand sollte der Herrlichkeit des Dorfrichters nichts anhaben. Der Kirchrigler hatte in derselben Nacht kein Stündlein geschlafen, und am andern Morgen noch vor dem Frühstück ließ er seine Tochter zu sich bescheiden.

„Hast mir eine saubere Ehr' gemacht gestern!" fuhr er sie an; „hast es brav heimlich gehalten, was Du für eine Eva sollt'st haben; und das ganz' Dorf, die halb' Welt hat's gestern gesehen, was Du für ein leichtsinnig Ding bist — nit so viel (er zeigte auf die Spitze seines Fingernagels), nit so viel besser wie die Andern. — Dirn', ich straf' Dich! — Ehr' und Rechtschaffenheit muß sein in meinem Haus, und was unrecht ist geschehen, das soll zu Rechten werden. Heiraten mußt ihn, den Schulmeisterischen!"

„Jesus Maria, Vater!" rief das Mädchen und fiel dem Alten um den Hals, „ich dank' Euch zu tausendmal."

„Was?!" sagte der Alte, einen Schritt zurücktretend, „Du willst ihn heiraten, den Bettelstudenten, den Stadtspatzen! — Du, die einzige Tochter des Kirchrigler's von Wensgau!"

„Aber auch Alex ist mein einziger Sohn," rief die Stimme des Schulmeisters durch die halbgeöffnete Thür herein, und nun kam gar der Schul-

meister selbst festtäglich gekleidet nach, und an seiner Seite der Pfarrer und der Schneider. „Mein Einziger,“ fuhr der Schulmeister fort, „für den ich meinen ganzen spärlichen Erwerb eingesetzt habe, daß er was Rechtes hat lernen können. Gott sei Dank, fleißig, brav ist er geblieben. Die Studienzeit ist für ihn nun zu Ende; gestern erhielt er das Anstellungsdecret als Hilfsingenieur bei der neuen Eisenbahn. Kirchrigler, ich bin hier, daß ich Euch für meinen Alex um die Hand Eurer Tochter bitte.“

War ein Ausweg? Hatten sie es nicht gehört, wie er zu Ada rief: „Heiraten mußt ihn!“? — Zudem wird sein Hans bald vom Militär zurückkehren und Haus und Hof übernehmen; der bildet sich zuletzt gar was ein auf seine Schwester, die Frau Ingenieurin.

Der Dorfrichter ließ den drei Herren Wein und Brot bringen, aber er sagte nicht Ja.

Er sagte aber auch nicht Nein. Er sagte: „Wollen schon noch reden davon. Daß ich der Sach' nachgerade entgegen wär', dasselb' ist just nit. — Dir, Schneider, aber sag' ich's: Das letztemal ist's gewesen; das Paradeisg'spiel wird nit mehr aufgeführt!“

„Hi, hi, jetzt erst recht!“ lächelte der Luciferschneider.

Er hat's aber anders gemeint. Es geschah thatsächlich der Wille des Alten, das Spiel ist öffentlich seitdem nicht mehr gegeben worden.



Die Gelehrten.

In einem Hochthale weiß ich ein Bauernhaus, in welchem lauter Gelehrte leben. Alle vier Facultäten sind vertreten.

Der alte Ausgedingvater treibt Medicin. Er ist wohlbestallter Vieharzt, und jeder Ochs schickt zu ihm, hat er sich auf der steinigen Weide einen Fuß verstaucht oder durch ein Schierlingkraut, das er für Petersilie hielt, den Magen verdorben.

Und wieder wird er zu einem maroden Pferd beschieden. Mit demselben ist er völlig collegial. „Je, was ist dir denn widerfahren, Alter,“ sagt er, und tätschelt dem Schimmel oder dem Fuchsen auf dem Leib herum, „der Haber, gelt? — Mußt dich wohl ein wenig einhalten jetzt und so ein paar Tage hin blos ein Eichtl Heu kiefeln. Ich schick' dir ein Trankel, das ledigt ab und putzt dich schon wieder aus. Bist gesund, so thun wir einmal schlitten=

fahren miteinand ins Zellerisch' hinein, gelt?" — „Ei ja, das wohl!" entgegnet der Eigenthümer des Pferdes, dem es vorkommt, als seien die letzten Worte ein klein Bischen auf ihn und seine Großmuth gemünzt.

So wohlwollend der Ausgedingvater mit dem maroden Thiere verfährt, im Hinterhalte hat er doch blutdürstige Gedanken und seine Hand zieht aus der Tasche des Lodenfracks ein scharfes Aderlaßeisen hervor.

Wenden wir uns zum zweiten Gelehrten. Der junge Bauer, der vor wenigen Jahren von seinem medicinischen Vater die Wirthschaft übernommen hat, weiht sich in seinen freien Stunden der Jurisprudenz! Er kennt alle Processe der Umgegend und alle Rechtsfälle, die seit Jahren bei dem Bezirksgerichte vorgekommen sind. Er wird von der Nachbarschaft und weiteren Umgebung zu Rathe gezogen in Erbschaftsangelegenheiten, Grenzstreitigkeiten, Dienstbotenzerwürfnissen und in allen möglichen Fällen, in welchen es sich um das liebe Mein und das fatale Dein handelt. Ehrenbeleidigungsprocesse kommen in der Gegend wenig vor; die werden ohne viele Umstände ehestens handgreiflich ausgeglichen, und bis die blauen Flecke verblaßt und die Geschwulst der Wangen abgelaufen, ist Alles wieder gut Freund und nicht einen Kreuzer hat er bekommen, der Herr Notar.

Unser Bauernjurist indeß verlangt auch nicht einen Kreuzer; umsonst giebt er Rath und geistigen Beistand, und genießt dafür hohe Ehre. Alle Männer rücken den Hut vor ihm. Alle alten Weiblein humpeln ihm nach, wenn er auf dem Kirchweg ist, und klagen ihm ihr Anliegen: wie sie in ihrer Ausnehmerschaft verkürzt werden, wie es aber geschrieben stehe im Vertrag, so viel Mehl und Schmalz müßten sie von den jungen Inhabern jährlich bekommen, und so viel Paàr Schuhe und Jöpplein und Pfaiden, und ein Ferkel stünde auch geschrieben — und da muß ihnen der Mann die Vertragsscheine vorlesen und immer wieder vorlesen; Jede hat den ihren schon auswendig gelernt; aber wenn ihn halt der gelehrt' Bauer so laut und bedächtig herablieſt, da nimmt sich's doch vornehmer aus und ihr Recht steht fester und sicherer als der Oetscherberg.

Sie reden dann den Bauer aus lauter Ehrfurcht mit „Ihr" an und bitten ihn „halt rechtschaffen fleißig", daß er doch sollt machen, daß sie zu ihrer Sach' kämen. Nur ein kleinwinzig Bischen nickt er mit dem Haupte, und wie erlöst sind die Weiblein, und kühn stellen sie sich hin vor ihre Ausgedingschuldner: „Wart' nur, will Dir's schon zeigen! Weiß auch meine Wege — dem Michelsteiner hab' ich's übergeben!" Das ist dann allerdings respecteinflößend, denn der Michelsteiner bleibt nicht unthätig. Der hat in seinem Hause ein uraltes

Gesetzbuch; die Buchstaben desselben und die Paragraphezeichen sind verschnörkelt und verschlungen und gewunden, wie das Recht seit jeher verschnörkelt und verschlungen und gewunden werden kann. Die Blätter des alten Buches aber sind ganz gelb vor Aerger, daß ihre gestrengsamsten Gesetzparagraphe schon seit vielen Jahren nicht mehr respectirt werden. Der Michelsteiner hat aus diesem ehrwürdigen Buche seine Weisheit geschöpft und bleibt bei den alten Gerechtsamen, wenn er auch die neuen Verordnungen zum Theile ebenfalls kennt — diese sind lediglich nur da, daß die Advocaten Geld kriegen.

Da kommt eine Magd vom Nachbar zur Thüre hereingeschlichen; sie zieht sich an der Wand so hin und setzt sich in eine Ecke der Stubenbank und bleibt bescheidentlich sitzen, bis der Michelsteiner sie frägt nach ihrem Begehr. Sogleich pachtelt sie jetzt ihr Busentuch auseinander, thut einen sorglich zusammengelegten Papierbogen hervor: „Wollt halt wohl bitten, daß mir's der Michelsteiner thät' sagen, wo ich daheim bin!“

Der Michelsteiner greift nach dem noch ganz durchwärmten Papier, schlägt es kunstgerecht auseinander, murmelt die Schriftzeilen herab und sagt dann, das Blatt zurückgebend: „In der Seewiesen bist daheim, der Heimatschein ist in Aflenz ausgestellt.“

„Ja so, in der Seewiesen?“ sagt die Magd, „ja selb' ist schon recht.“

„Willst 'leicht gar heiraten?“

„Nein, weiter nit; just, daß ich's gern hab' wissen mögen, wo ich daheim bin.“

Artig und bescheiden, wie sie gekommen ist, geht sie wieder davon. Als elternloses Kind ist sie in die Gegend gekommen und dient seit ihrem Gedenken beim Nachbar. Sie hat sich bisher um gar nichts gekümmert, als um ihre Arbeit, und nun auf einmal! — Ist das aber doch ein Vorwitz und eine Neugierd' bei den Weibsleuten, denkt sich der Bauernjurist, jetzt wollen sie schon gar wissen, wo sie daheim sind. —

Nach dieser Skizze des Bauernjuristen steigen wir empor zur dritten Facultät im Bauernhause, zur Gottesgelahrtheit. Wir ahnen es kaum, wer ihr Hauptvertreter ist, nämlich das flinke, lustige, neunjährige Büblein. Aber hört nur, den ganzen, großen Katechismus kann er auswendig, der Franzl, und die Evangelien mitsammt den Episteln zu den fürnehmeren Festtagen noch dazu. In einem einzigen Athemzug sagt er die zehn Gebote her, wenn er just ausgerastet ist, und er weiß die fünf Gebote der Kirche und die sieben Sacramente und alle ordentlichen Sünden und die neun fremden extra noch. Der Katechet giebt für jede Sündengattung einen Fleißzettel.

Dem Büblein zur Seite in der Theologie steht die Großmutter. Ihr Wissen ist zwar weniger vielseitig als das des Enkels, hingegen aber um so tiefer. Der Kleine weiß z. B. wohl, daß in der Kirche das Weihwasser zum Zeichen der Reinigung und Heiligung durch die Gnade Gottes da ist; weiß ferner, daß es ein Fegefeuer gibt, in welchem die läßlichen Sünden zeitlich abgebüßt werden; — hingegen, daß das Weihwasser auch zum Hexenbeschwören und Teufelaustreiben Anwendung findet, ferner wie so ein Fegefeuer aussieht, und durch welch' geheimnißvolle Mittel die armen Seelen noch vor dem abgelaufenen Termine aus demselben zu erlösen sind, das weiß der Kleine nicht; die Großmutter aber weiß es. Hinwiederum weiß der Knabe die Geschichte von dem Hahn des heiligen Petrus, von der Salbe der Magdalena, von dem Palmsonntag-Esel und von dem Geldbeutel des Judas. Da frägt wohl zuweilen das verwunderte Großmütterlein: „Mein Lebertag hui! Wie kommen aber doch solche Dinger in den Glauben hinein? Bei meinem Aufwachsen ist sonst nichts Unrechtes darin gewesen wie der Pontius Pilatus."

Man sieht, daß die Gottesgelehrten auch im Bauernhause nicht unbedingt einig sind. —

Nun noch ein Wörtlein über die vierte Wissenschaft, die Philosophie. Ihr schlichter Vertreter ist — kommt mit in die Strohkammer. Es ist Sonntag

Nachmittag. Der alte Knecht sitzt auf seiner Kleidertruhe und flickt sein Jöpplein aus. Die Nadelstiche kommen nicht durchaus in Reih und Glied zu stehen, denn der wachende Blick fehlt. Der ruht in einem daneben aufgeschlagenen „hundertjährigen Kalender“, denn der Mann berechnet die Planeten und Sonntagsbuchstaben der künftigen Jahrzehnte. Die Planeten geben ihm Aufschluß über Witterungsverhältnisse, Elementarereignisse, über Krankheiten, Krieg und Frieden der Zukunft. Der Sonntagsbuchstabe aber hat das große Geheimniß von dem Ende der Welt in sich, nur ist die genaue Berechnung desselben noch Keinem gelungen außer dem Kalendermacher; der Kalendermacher aber darf's nicht sagen weil die Leute närrisch werden würden, wüßten sie das Ende. Er, der Knecht, versucht's aber doch auf alle Weise, die fürchterliche Gewißheit herauszuklügeln und er vermeint, genug Seelenstärke zu haben, um diese Gewißheit ertragen zu können. Nur daß er sein Jöpplein nicht so sorglich zu beflicken brauchte wäre in nächster Zukunft die Zeit erfüllt.

Die „goldene Zahl“, welche dem Kalendermacher nur dazu dient, um die Finsternisse im Voraus zu berechnen, hat für unseren Philosophen eine besondere Bedeutung. Es ist ihm nämlich bekannt, daß in einem Jahre, in welchem die goldene Zahl 19 ist, in der Lotterie viel gewonnen wird; es sei, so oft noch diese Ziffer in das Jahr gefallen, die

Lotterie immer völlig bis auf den letzten Groschen „ausgeplündert“ worden — und sie heiße deswegen die goldene Zahl.

Und so wie jeder wahre Philosoph das Ideale stets mit dem Wirklichen, das Logische mit dem Praktischen eint, so auch unser Weiser in Knechtsgestalt. Mehr noch als die Planeten des hundertjährigen Kalenders achtet er die Witterungsanzeichen in der Natur. Wenn der Rauch träge über den Dachfirst kriecht und an der anderen Seite wieder hinabduckt, wenn auf dem Düngerhaufen weißgelbliche Schwämmchen wachsen, wenn der Kettenhund Gras frißt, wenn die Raben schreien, wenn die Ameisen sich verkriechen, so verpfändet er seine unsterbliche Seele darauf, daß bald Regenwetter eintritt. Ebenso sind ihm die ersten Lostage des Jahres die sichersten Propheten für Sturm oder Ruhe, Gesundheit oder „Sterb“, Krieg oder Frieden. Und tritt die Erfüllung der Vorzeichen nicht immer ein, so sind eben nicht die Lostage schuld, sondern der traurige Unglaube, welchen die Menschen heutzutage den allbewährten Lostagen entgegenstellen.

Indeß, was in unseren Tagen gräuliche Anzeichen auch prophezeien, sein Gewissen ist rein; nur das wäre sein einziger Wunsch, daß vor dem Ende die Ziffer 19 noch einmal die goldene Zahl würde. Für ihn hat Sein und Vergehen keinen Sinn, so lange er nicht einen Terno gemacht.

Unter solchem Sinnen und Sehnen vergeht der Nachmittag. Dunkel wird's, die Mäuslein rauschen im Stroh; der alte Ausgedingvater geht in die Ställe zu dem lieben Vieh, der junge Bauer klappt in stiller Befriedigung das uralte Gesetzbuch zu und der Kleine hüpft lustig über den Hof und trillert die „sechs Sünden im heiligen Geist“.



Die Hebmutter.

Die Hebmutter?

Ihr habt sie doch Alle schon gesehen, die große, wohluntersetzte Frau, die gegen Weiber und Kinder sehr liebevoll ist und eine weiße Haube trägt! Am linken Arm hat sie immer einen Handkorb — klein zwar, aber geheimnißreich. Sie wohnt in einem Hause gegen das Ende des Dorfes hin. Das Haus ist ebenfalls klein und geheimnißreich. Die Frau wohnt einsam und allein. Es gehen oft Dinge vor in dem kleinen, verschlossenen Hause, manches Tränklein wird gebraut, manche Salbe abgesotten für Leibes- und Seelenschmerz. Außen, über der bunt angestrichenen Thür hängt das Bildniß der heiligen Jungfrau mit dem Kinde.

Das ist das Schild.

Die Frau ist geachtet im Dorfe und gesucht Junge Ehegattinnen sind ihre besten Freundinnen.

Wenn eine Trauung stattfindet, so steht sie mit ihrem Handkorb schon an der Kirchenthür und denkt von der Braut: Bislang bist Du die Stolze gewesen und hast zu Frohnleichnam nicht mit mir gehen wollen, weil Du das Kränzel trugst und ich das Häubel. Du hast gern die Augen niedergeschlagen und hast mich nicht hineingucken lassen in Dein Herz. Das wird jetzt anders werden. Wohl wirst Du die Lieb' Deinem Manne gestehen, aber mir wirst Du noch mehr gestehen!

Und noch vor Abend weiß sie einen Moment zu erhaschen, um der Braut zuzulispeln, wie sie es mit ihrem Kränzlein zu halten. Nicht auf einmal muß das verknittert und verdorben werden. Zuerst ein Blättchen loslösen, dann ein Zweiglein umbiegen, dann ein Knöspleín entfalten, dann Das und Das —

So muß man's halten mit dem jungfräulichen Hochzeitskranze.

Und die freundliche Frau giebt dem jungen Weibchen noch viele andere Rathschläge.

Die Braut schlägt beide Augen zu Boden.

Wohl plätschert der Dorfbrunnen manchen Tag und manche Woche, ehe sich etwas ereignet, was da aufgeschrieben zu werden verdient im Buche des Lebens.

Eines Morgens aber klopft es denn doch an der Thür der Hebmutter.

Die junge Bäuerin ist da.

Heute schlägt sie die Augen nicht mehr nieder; mit rührender Offenherzigkeit erzählt sie ihr innerstes Empfinden.

Und die würdige Frau giebt heute keine Rathschläge mehr, sondern Verordnungen.

Die Bäuerin darf, abgesehen von Anderem und Anderem, nicht in die Sonne blicken, nicht ein einzelnes Auge zudrücken und das andere offen halten, keinem Hasen nachsehen und im Falle eines jähen Schreckens mit der Hand das Antlitz nicht berühren. Sie darf, selbst wenn es ihr sehr danach gelüsten sollte, nicht einmal Kreide oder Wagenschmiere essen, auch nicht Baumwolle.

„Ja, da will ich Dir gleich was erzählen," sagt die Hebmutter, „man darf nicht viel Spaß machen, und ich vergess' dieselb' Begebenheit mein Lebtag nicht. Kennst Du die Schwaigraiterin in Mitterberg? Gelt? Schau, wie die zum erstenmal auf schwerem Fuß herumgegangen ist, hat sie einmal einen halbnackten Bäckergesellen gesehen und ist ihr die Lust kommen, daß sie dreimal in seine Schultern beißen möcht'. Darauf hat sie ihren Mann kniefällig gebeten, er möcht' ihr das doch zuweg' bringen, sonst müßt' sie sterben. Richtig hat der Schwaigraiter dem Bäckergesellen für den Biß fünf Zwanziger versprochen und ist der Bäcker bereit gewesen. Ja, Du lachst gar. Zwei Biss' hat er ausgehalten, für den dritten ist ihm der Schmerz schon zu groß worden

und er hat gesagt: Schwaigraiter, brauchst mir nur zehn Zwanziger zu geben, aber Dein Weibl hat verschnalzt junge Zähn'! Versteht sich, sie hat sich müssen zufrieden geben. Was meinst, das geschehen ist? In fünf Wochen drauf ist die Schwaigraiterin mit Dreilingen niederkommen — zwei davon haben das Leben gehabt, das dritt' ist todt gewesen!"

Und die Hebmutter verbürgt das Erzählte.

Dann vergeht wieder eine Zeit. Was im Laufe derselben im Dorfe geschieht — kein Hahn kräht danach, aber die Spatzen auf dem Dache schwätzen dennoch davon. Dann und wann kommt auch Meister Storch und guckt zum Schornstein hinab.

Endlich einmal, mitten in der Nacht, wird die Hebmutter geweckt, sie möge alsogleich zur jungen Bäuerin kommen.

Sie nimmt ihren Handkorb und eilt zur jungen Bäuerin.

Um diese sind bereits zahlreiche Weiber versammelt, auch die Godl ist schon da, und es wird viel gelispelt und geheim gethan. Indeß, das Ereigniß des Hauses ist vorüber, die Engel haben ein Kindlein gebracht, oder es ist auf einem Kochlöffel die Mur oder Mürz herabgeschwommen, oder eine Taube hat's zum Rauchfang hereinfallen lassen — kurz, das junge Wesen ist glücklich da und befindet sich bald darauf unter den Händen der Hebmutter.

Ein Privilegium dieser ehrenwerthen Frau berechtigt sie, daß sie gebieten kann, von Allem, was im Stübchen geschieht, zu schweigen. Sie leidet keine müßige Zeugenschaft, keine fremden Gesichter.

Wie ist es einmal der Baronin vom Schlosse drüben ergangen?

Sie wurde von einer reichen Bäuerin zu Gevatter gebeten und kam dann auch zur betreffenden Stunde in Goldschmuck und rauschenden Gewändern würdebewußt zu der Wöchnerin, um das Kind unter die Taufe zu halten.

Die Hebmutter war eben beschäftigt, das Kleine in einem Waschbecken zu baden und murmelte dabei Gebete. Sie flehte alle himmlischen Heerschaaren und alle Planeten an, daß sie sich den jungen Weltbürger empfohlen sein lassen wollten; sie legte hierauf das Kind nackt auf den Fußboden und machte von demselben weg drei große Schritte nach rückwärts, um bildlich darzuthun, daß es nun bald allein und selbstständig dastehe auf der Erde und daß es sich selbst zu helfen suchen müsse. Bei dieser Handlung zeigt es sich auch maßgebend, ob der junge Mensch friedfertig oder händelsüchtig, von ernstem oder heiterem Temperamente werde, je nachdem er sich auf dem Boden ruhig oder schreiend und zappelnd verhält.

Die Frau Baronin sah diesen Dingen nicht ohne einiges Befremden, aber doch lächelnd zu. Plötzlich

wendete sich die Hebmutter, hüstelte, und ohne alle Umschweife spuckte sie der Baronin gerade ins Gesicht. Diese that einen Wehschrei und taumelte ohnmächtig zurück. Wohl sprangen sie ihr bei mit Wasser und scharfen Tropfen, wohl warf sich die Hebmutter vor der Tiefverletzten auf die Knie und flehte um Verzeihung: „Ihre Gnaden hätten mit beiden offenen Augen so auf das Kind hingeschaut, und Ihre Gnaden seien doch eine Fremde im Hause, das ließe sich nicht leugnen, und darum habe sie, die verantwortliche Hebmutter, nicht anders gekonnt und habe, um die Folgen des „bösen Auges“ von dem Kinde abzuwenden, das Unerhörte thun müssen und sie lasse sich dafür todtschlagen, aber sie bereue es nicht; es gäbe eben kein anderes Mittel gegen das „Verschauen“ und „Verschreien“, und das sei gottswahrhaftig und dafür lasse sie sich rädern und das sei ihr heiliges Vornehmen bis in die Ewigkeit hinein.“

Die Frau Baronin, zitternd und todtenbleich, ließ sich in ihr Schloß befördern und ihre Kammerfrau mußte an Ihrerstatt die Pathenstelle vertreten.

Das aus dem Leben der Hebmutter. Nie läßt sie die gewissenhafte Erfüllung ihres Berufes aus dem Auge und nie ihren Handkorb.

Es wären noch andere Dinge zu verzeichnen, die jedoch, wie man sagt, nicht aufgeschrieben werden können.

’s mag sein, ’s mag sein; ich weiß es nicht.



Die Godl.

An demselbigen Tage, als die junge Thalfriederin Hochzeit hielt, sind die Schwalben gekommen. Seitdem haben sie sich eingenistet auf dem Giebelboden des Hauses, durch dessen Dachfuge sich zuweilen ein goldener Sonnenfaden spinnt in das gewahrsame Nest. Frau Schwalbe ist ein klein wenig unwohl; der Ammer und die Amsel kommen geflogen zum Nest, zu sehen, wie es ihr bekommt, der Gevatterin.

Der Tausend! Jetzt schwätz' ich von Vögeln, und ich hab' Euch von Menschen erzählen wollen! Zuvörderst von der jungen, rosmarinfrischen Thalfriederin. Sonnabend ist's; ein Juliabend, so süß und liebhold, daß man meint, die ganze Welt gehe Arm in Arm mit ihrem Geliebten — dem lieben Herrgott — im Garten spazieren. Die Thalfriederin aber geht allein, nimmt nicht einmal ihren jungen

Gatten mit, singt und trillert auch nicht wie sonst, wenn sie über die grüne Wiese hüpft. Nein, die hat heute einen Stein auf dem Herzen.

Zum Nachbarhofe geht sie, mit der Nachbarin hebt sie an zu plaudern, zuerst laut und lachend, dann ein wenig leiser und zuletzt nur mehr wispernd und flüsternd. — Und gerade das geheimste Geflüster weiß ich zu erzählen. „Laubhofbäuerin“ sagt man sonst zu der Nachbarin, welche die Thalfriederin heute besucht, aber diese nennt sie „Liebhofbäuerin“, und 's ist doch nicht ihre Schwester, nicht ihre Jugendfreundin, sondern nur die ehrsame Nachbarin. — „So nicht weit um die Faschingstäg' herum wird's halt fallen,“ flüstert die Thalfriederin und legt ihren Blick auf den Boden, wo die Schuhspitze mit einem Holzsplitterchen Händel hat, „und daß ich Dir's nur redlich sag', Liebhofbäuerin, oftmalen hab' ich mir's schon vorgehalten im Gedanken: wenn ich einmal wen sollt' brauchen, die Hofbäuerin müßt's sein, zu der hätt' ich das Vertrauen; keine Andere thät' ich bei meiner Treu' gar nicht mögen —“

Es ist in der Küche; Mägde gehen ab und zu; die hantiren emsig am Herd, bei der Holzasen, beim Abwaschtrog; thun's aber mit möglichst wenig Geräusch und spitzen insgeheim die Ohren.

Die Thalfriederin merkt das wohl, oder sie ahnt es vielmehr, darum ein wenig vernehmlicher zur Liebhofbäuerin: „Ja, und desweg', ich sag' Dir's

Nachbarin, und Du kannst mir's nit glauben, was das Jahr mit dem Kohlkraut für ein Kreuz ist! — Die Würmer fressen mir's schier bei Putz und Stingel!" — Und dann, da die Mägde wieder ein wenig achtloser sind, flüsternd: „Auf Windelzeug brauchst nit zu denken, Liebhofbäuerin, das schneid' ich mir schon selber zu, nur sonst thät' ich mich verlassen auf Dich und ich bitt' Dich gar schön!"

„Selb' freut mich, selb' freut mich rechtschaffen," versetzt die Hofbäuerin, „und schenkt uns der lieb' Herrgott das Leben, so erweis' ich Dir's von Herzen gern, und ist die Zeit da, so lass' mir's nur sagen."

Sie lispeln noch lange und plaudern laut von den Hühnern, Dienstleuten, Schweinen, und was in der Wirthschaft vorkommt, und es hebt schon zu dunkeln an, als die Thalfriederin treuherzig „Behüt' Dich schön Gott, Gevatterin!" sagt und nach Hause eilt. Sie singt und trillert unterwegs wie die Grillen im Grase; der Stein ist weg vom Herzen.

Kümmert Euch um die nächsten Monate nicht; sie sind eine freudvolle, leidvolle Zeit. Die Schwalben ziehen mit ihren flüggen Jungen ab, aber weit ehe sie wieder kommen, wird im Thalfriederhofe ein ander' Nest genistet, zwischert ein ander' Junges.

Da ist der Tag, an dem die Liebhofbäuerin ihr Amt antritt. Im festlichen Aufbausche kommt sie gerauscht. Sie kommt als Gevatterin und als „Godl" (Pathin). Hat einmal Einer so einen

Godlanzug untersucht, hat von außen nach innen neun Röcke gezählt und ist dem Anstande noch nicht zu nahe gekommen! Die Hofbäuerin erscheint heute im Thalfriederhause als ein gedoppeltes Wesen. Der Wöchnerin gegenüber, wie schon bemerkt, als Gevatterin mit praktischen Rathschlägen wohl versehen und überall beispringend, im Wettkampfe mit der Hebmutter die alte Sitte, die Schicklichkeit überwachend. Das ist ein wichtig' Amt, gehört eine ein- und umsichtsvolle Frau dazu. — Dem Kinde gegenüber aber erscheint die Hofbäuerin als Godl, ausgerüstet mit aller Fürsorge und Liebe und Zärtlichkeit, mit kräftigen Segenssprüchen und weichen Windeln, und endlich mit einem zierlichen Packetchen, gewahrsam verschlossen und hellroth bebändert, in welchem — nein, Alles auszuplaudern, das nicht.

Ich sage nur das: es ist sehr unartig von dem Neugeborenen und es verräth wenig Erziehung, daß er der vortrefflichen Godl so häßliche Gesichter schneidet und ihr allbeide Ohren vollschreit von Dingen, die weder sie, noch er selbst versteht.

Doch man sieht dem Jungen viel nach und er wird trotz alledem in eine schneeweiße „Fatschen" mit einem hochrothen Streifen gewickelt, es wird ihm ein Häublein über den Kopf gestreift, das in seiner weißen, blauen und rothen vollendeten Schönheit allein schon der Mühe des Geborenwerdens

verlohnt. Und weit mehr noch, der Junge wird in die mildreiche Verwahrniß der Godlarme gebettet und zur Kirche getragen. Wer ist es, der ihn vom Teufel lossagt, zu dem er gekommen, er weiß selber nicht wann und wie? Die Godl. Wer ist es, der ihm den Eingang in die Kirche vermittelt, die er benöthigen wird, er weiß selber noch nicht warum? Die Godl. Wer ist es, der ihm den Namen zutheilt, den er einst zu einem guten oder schlechten machen wird? Die Godl. Wer ist es endlich, der den jungen Erdbewohner unter das heilige Taufwasser hält, damit der „Jude" weggeschwemmt werde? Die Godl ist es. Und wer ist es zuletzt und allerletzt, der statt des Kleinen dem Pfarrer einen Zwanziger giebt für die heilige Taufe? — Kein Mensch kann jemals seiner Godl all' die Gutthaten erstatten Ein Nichtsnutz, wer einer umfangreichen Godl muthwillig die Röcke zählt; der Umfang berechtigt sich, sie hat ein großes Herz!

Es bleibt aber nicht bei dem allein. Kaum die Octav vergeht, erscheint ein gewichtiger, hoch aufgegupfter verhüllter Korb im Thalfriederhofe. Das feinste Backwerk, die größten Eier, die süßeste Butter, das fetteste Huhn! — Säugling, Säugling, Dir giebt Gott Deine Zähne um ein gut Jährchen zu spät. Aber beruhige Dich, Deine Mutter hat deren einen Mundvoll, und was im Korb, kommt doch Dir zu Gute.

Der kleine – welchen Namen hat ihm die Godl bescheert? ihr Mann heißt Josef; ist ihr denn, und mit Schick, der Josef auf der Zunge gelegen — der kleine Josef gedeiht recht prächtig; und alle Weihnachten kriegt er von der Godl sein Kletzenbrot, und alle Ostern seine rothen Eier, und alle Pfingsten ein Körbchen Kirschen, und zu Allerheiligen ist ihm ein schön geflochtener, zierlich durchbrochener Allerheiligenstritzel gewiß. Und so oft der „Sepperl“ in das Laubhofbauernhaus kommt, wird ihm ein „Sträublein“ (Eierkuchen) gebacken und fein gezuckert vorgesetzt, und was er nicht an der Stelle mag verzehren, das steckt ihm die Frau Godl in den Sack. Und so oft ihm die Godl auf dem Schul- oder Kirchweg begegnet, mag er schon lugen nach einem Kreuzer oder — kann er schön bitten — gar nach einem funkelnagelneuen Gröschlein.

Der Josef wächst auf „wie die Rüben auf dem Feld“, und auf einmal bekommt er vom Schuster ein ganz närrisch' Paar Schuhe. Diese Schuhe laufen aus in der Nacht, aber nicht zu der Liebhofbauern-Godl, zu einer andern; laufen endlich gar am helllichten Tag zu ihr, es sind wunderliche Schuhe, es sind herzensgute Schuhe, es sind arge, böse Schuhe — es sind Freiersschuhe.

Die Liebhofbauerngodl geht das aber auch was an. Was sie wackeln kann, wackelt sie zum Krämer, kauft ihm all' seine Sammtblumen und Papier-

röslein und Seidenbänder mitsammt den Schachteln weg, kauft ihm die feinste Leinwand ab, es ist schier keine fein genug, sie gehört ihrem Göden zur Brautpfaid.

Und am Hochzeitstage ist es auch, daß die Thalfriederin ihrem Sohne ein gewahrsam verschlossenes, hellroth bebändertes Packetchen zusteckt. Es ist aber nicht von der Mutter, es ist von der Godl. Die Braut, die heute Alles öffnen darf, was kommt und schon da ist, öffnet das Packetchen. Ein paar helllichte Thaler zwinkern ihr zu, oder gar ein rothwangig Ducatlein, und in einen heiligen Josef ist das Geld gewickelt; das Heiligenbild hat das Geld bewacht, daß kein böser Feind es hat anblasen mögen, daß es rein ist verblieben und ohne Verlockung und böse Begier, und daß der Segen Gottes daran hat gehalten bis zu diesem Tage; denn das Pathengeld, das „Kresengeld“ eröffnet zum guten Anfang die Ausgaben des eigenen Hauses, oder wird mit dem Brautschmucke verwahrt im geheimsten Lädchen, für Kinder und Kindeskinder.

Mit diesem Tage der Trauung verliert die Godl ihr Anrecht an dem „Göden“. Sein Weib ist da, das muß und will sein Alles sein.

Aber wie der Josef voreh von seinem Schuster auf einmal die närrischen Schuhe bekommen hat, näht ihm dereinstmalen eine Nähterin eine wundersame Pfaid. Er legt die Pfaid wohl an den Leib,

pfeift leicht gar dabei ein lustig Liedchen. Die Fäden sind weich, umweben ihn so lind — das Auge will ihm sinken, ein letzter Athemhauch hebt alle Lust und alles Leid aus tiefem Herzen. Die Sterbepfaid ist es gewesen, und bald künden es drei Kirchenglocken, daß der Gräber grabe, daß der Nachbar bete.

Ein Weiblein hört's und hebt das Vortuch zitternd bis zu den Augen. Dann erhascht es seinen Stock und holpert dem Krämer zu: ihr „Göd" sei gestorben, sie wolle einen „Ueberthan" (Sargtuch) kaufen für die Truhe. — — Ei! lebt die Liebhofbäuerin noch? — Ja, sie hat gewartet, um an ihrem Pathenkinde auch die letzte Pflicht noch zu erfüllen nach alter Sitte. Der Ueberthan, der unseren Sarg umhüllt und dereinst am Auferstehungstage unser Kleid sein soll, der ist nach der Väter Brauch die letzte Spende von der Godl.

Und dann, bevor sie, die Liebhofbäuerin, selbst zur Ruhe geht, zieht sie noch ein vergilbtes Leinwandstück hervor; das möge man ihr — bittet sie — über die Truhe breiten, es sei ein Andenken von ihrer seligen Pathin.





Der Winkeldoctor.

Das Häuslein steht nicht im Dorfe. Das hat sich zurückgezogen hinter die Felder und Wiesen, und dort am Waldessaum, unter den langästigen Schwarzfichten, bückt es sich nieder. Es ist aus Holz gebaut, hat aber große Fenster mit rothbemalter Einfassung, hat eine bunt angestrichene Thür, auf welche der „Haussegen" genagelt ist.

Ferner hat es ein weit hervorstehendes Strohdach und einen hohen, hölzernen Rauchfang, aus welchem zu jeder Tageszeit bläulicher Dunst, oft nicht ohne Wohlgeruch, emporsteigt. Hinter dem Häuslein, auf einem Steinhaufen, liegen Scherben zerbrochener Glasfläschchen in verschiedenen Farben, deren einstigen Inhalt wir an einzelnen Glasstücken zum Theile noch krystallisirt finden.

Nun möchten wir wohl gern ein wenig in das Häuschen hinein gehen, aber die Thür ist verriegelt.

Der Kopf einer alten Frau, deren Augen von einer umfangreichen Brilleneinfassung eingerahmt sind, erscheint am Fenster und behauptet dreist, daß „kein Mensch daheim" sei.

Noch energischer protestirt gegen unser Pochen an die Thüre der Kettenhund, welcher mit all' seiner Macht an der Kette reißt, so daß sein Bellen zuletzt schon in Gurgeln und Röcheln ausartet.

In dem Häuschen wohnt der Herr Doctor Augustin Waibel, den wir heute besuchen wollen, insofern wir nicht früher der Wuth des Kettenhundes oder jener der keifenden Frau am Fenster erliegen. —

Ein Büblein vom Nachbar steigt barfuß daher, bleibt aber eine Strecke vor dem Häuschen auf dem Anger unentschieden stehen und ist ganz rathlos.

Zurück kann es nicht mehr, so lange es sich seiner Sendung nicht entledigt, und vorwärts kann es auch nicht, denn der Türkl, das ist ein gar so verfluchtes Thier, das hat dem Büblein letzthin das halbe Leinenhösel vom Leibe gerissen.

Wie der Kleine nun so dasteht, giebt es nur noch ein Mittel: er beginnt mählich zu weinen.

Das sieht und das hört die Frau am Fenster, und nun geht sie an die Thür, öffnet und schreit: „Jetzt geh' nur her, Natzl, ich bin schon da und der Türkl thut Dir nichts!"

Und so huscht der Natzl an dem Kettenhund vorüber und ins Haus.

Die kleine Stube ist sehr reinlich gehalten und an den Wänden und Schränken, die da herum stehen, sind weiße Rosen und grüne und blaue Vögel gemalt und darunter auch der „süße Namen“ mit seinen drei Nägeln und seinem rothen Herzen — wohl lieblich zu schauen. Auf einem hohen Kasten liegen mehrere dickbauchige Bücher mit rothen Schnitten und ledernen Klappen. Ueber dem außerordentlich rein gescheuerten Tisch vor den zahlreichen Heiligenbildern in Glas hängt der heilige Geist in Gestalt einer Taube aus färbigem Papier.

An dem Tische sitzt ein alter Mann, von dessen Antlitz wir nur das glattrasirte zweieckige Kinn, den tiefeingefallenen geschlossenen Mund und die Spitze der Nase sehen. Alles Andere wird durch einen ungeheuren grünen Schild der Tuchkappe verdeckt.

Der Mann liest in einem uralten Buch, dessen gelbe Blätter an den Rändern und zwischen den Abschnitten mit weißen oder grauen Papierschnitzchen sorgsam ausgeklebt und beschlagen sind, denn der Zahn der Zeit und wohl auch Hände der Menschen haben an dem Buche schon arg gewirthschaftet.

Und das Buch ist ein wahres und unersetzbares Schatzkästlein, wie es keines sonst auf Erden giebt — ein „Kräutterbuch, allwo die Kräutter vnd Wurzen, so GOtt der HErr für alle Gebrechen vnd Leibesnoth hat wachsen lassen, allmitsambt deren Gebrauchsanwendung zum Heil der Menschheit für-

trefflich beschrieben seind". Das steht mit großen, rothen und reichlich verschnörkelten Buchstaben auf dem ersten Blatt des Buches zu lesen. Unten heißt es noch: Gedruckt in diesem Jahre — die einzige Unrichtigkeit in dem ganzen Werke, denn heute und in diesem Jahre, da die Menschen so schlecht und ungläubig geworden, sind sie nicht mehr im Stande, ein solches Buch zu schreiben und zusammenzustellen. Darum eben ist das Buch, in welchem der alte Mann eifrig, und zwar mit Hilfe von zwei Fingern liest, ein unersetzbares Schatzkästlein.

Einmal kam der Schulmeister herauf in das Haus, um für eine kranke Ziege einen heilenden Trank zu holen. Dieser sagte über das Buch folgende Worte: „Waibel, Euer Kräuterbuch da ist seit hundert Jahren schon verjährt, so wie der Satz: Gedruckt in diesem Jahre."

Was war die Folge dieser Worte? Waibel sagte langsam und ruhig: „Dann hab' ich nichts für Euer Vieh," verweigerte den heilenden Trank und des Schulmeisters Ziege war verloren!

Zu diesem Manne nun tritt der kleine Natzl in die Stube.

„Was weißt?" fragt ihn der Alte, denn er fragt nie: Was willst Du, oder was führt Dich zu mir? sondern immer: Was weißt?

„Ja, mein Vater läßt den Schuster-Stindl bitten, wenn er halt thät' —" hier wird der Kleine unter-

brochen. „Geh' nur, geh'!" sagt der Alte. „Der Schuster-Stindl thut nichts, und der Schuster-Stindl hat nichts. Und wenn Dein Vater etwa einen Kranken hat, so soll er fleißig zu einem Arzt gehen und nicht zum Schuster-Stindl."

Jetzt erinnert sich das Büblein wohl, daß ihm sein Vater aufgetragen, zu dem Manne beileibe nicht „Schuster-Stindl" zu sagen, sondern „Herr Waibel". Freilich wohl war der Herr Waibel einmal Flickschuster gewesen, aber seitdem er in seinem Schatzkästlein die Geheimnisse der Medicin ergründet, flickt er keine Stiefel mehr und macht, außer wenn er in medicinischer Gelehrsamkeit spricht, auch keine neuen, kann es also füglich nicht zugeben, wenn man ihn mit einem Titel beehrt, den er gegenwärtig nicht verdient.

„Herr Waibel, Herr Waibel!" stottert nun der Junge mehreremale, um die Scharte auszuwetzen, und die alte Frau ergreift für ihn Fürsprache, indem sie sagt: „Der Hund hat ihn frei so viel erschreckt, daß er jetzt völlig nicht weiß, was er sagt."

Der Alte schüttelt den Kopf: Der Hund Schuld? Das kann sein und kann nicht sein! — aber er läßt Menschlichkeit walten, wie es Männern hoher Weisheit am Ende ja geziemt.

„Und was weißt?" fragt er noch einmal.

„Ich thät' bitten — meinen Vater, den druckt's so im Magen, und ein Roß haben wir auch, das

auf dem Stroh liegt und wild herumschlägt und nicht auf kann."

„Hast ein Wasser?"

„Vom Roß nicht, aber vom Vater," sagt der Kleine und thut ein Glasfläschchen aus der Rocktasche.

In diesem Fläschchen befindet sich eine Flüssigkeit, die der Herr Waibel sorgfältig betrachtet.

Der Knabe erzählt noch, wie dem Vater ist, aber der Alte hört nicht darauf, wozu auch? das sieht er ja Alles im Fläschchen.

Er begiebt sich sofort aus der Stube, man kann nicht sagen wohin, denn man weiß es nicht. Dann und wann hört man ihn draußen in der Küche, hernach wieder oben auf dem Dachboden, dann hört man ihn eine lange Weile gar nicht, und dann hört man ihn wieder in der Küche und dann im Nebenstübchen, und endlich kommt er zur Thür herein und trägt eine ungeheuere Glasflasche, wohl verkorkt und mit einem hellrothen Papier den Kork überbunden. Der Inhalt der Flasche ist schwarz und trüb, aber es ist der Balsam des Lebens, theilweise den Heilquellen des Schatzkästleins entsprungen, theilweise aus den „Sympathiemitteln" zusammengesetzt. Die „Sympathiemittel", wenn auch nur wenigen Auserlesenen zugänglich, haben eine gar wunderbare Kraft, sie heilen die allerhartnäckigsten Krankheiten, selbst wenn sie durch Hexerei „angethan"

sind. Darum haben diese herrischen Doctoren in der Stadt gar kein Glück im Curiren, weil sie an kein „Sympathiemittel“ glauben. Worin nun diese Mittel bestehen? — Das weiß der Waibel.

Also, er tritt mit der Flasche in die Stube und sagt zum Kleinen, der auf der Ofenbank sitzt: „So, Bübl, das trägst mit, und Dein Vater soll alle Stund zwei Eßlöffelvoll davon nehmen, dann wird's schon besser werden!“

„Und das Roß?“ wagt der Kleine schüchtern zu bemerken.

„Ja glaubst denn, Dein Vater sauft die ganze Flaschen allein? Dem Roß gießt's des Tags dreimal ein Halbseidl davon ein! Und Deinem Vater sag', er soll in der warmen Stuben bleiben und kein Wasser trinken. Wenn's noch nicht gut wird, so geb' ich ihm ein Pflaster, das wird's schon ausziehen!“

Somit weiß das Büblein Alles. „Zahlen wird der Vater!“ sagt es noch; dann hilft ihm die alte Frau an dem Türkl vorüber und dann läuft es, die kostbare Flasche vorsichtig mit beiden Armen umfangend, barfuß davon.

Herr Waibel setzt sich wieder zu seinem Buch und vertieft sich in das Studium. Die alte Frau bringt ein Gefäß mit Arnikablüthen herein und beginnt in denselben nicht dazu gehörige Bestandtheile auszuklauben; dabei schiebt sie nicht selten die Brillen über die Nase hinauf; die würdige Frau sieht ohne Brillen

schon schlechter als mit Brillen, obwohl diese kein Glas haben, was den Vortheil bietet, daß es nie geputzt zu werden braucht. Der Alte muß an den seinen unaufhörlich wischen und reiben. Leute hatten der alten Frau schon gesagt, Brillen ohne Glas nützten nichts, worauf der Waibel sagte: so schaden sie auch nichts, und die Frau behauptet, sie sähe dadurch doch besser, was jedenfalls einem „Sympathiemittel" zuzuschreiben sein mag.

Schon wieder beginnt der Türkl zu bellen und an der Kette zu reißen und zu gurgeln, und gleich darauf tritt ein fremdes Weib herein.

Das sagt sittsam seinen Gruß und die beiden Alten sagen ihn sittsam zurück. Dann setzt sich die Angekommene auf die Ofenbank, sagt aber nichts, und wenn sie hustet, so hält sie ihr sorglich gefaltetes Handtuch vor den Mund. So bleibt sie sitzen, bis der Alte aufschaut und fragt: „Was weißt?"

„Halt eine schöne Bitt' hätt' ich, Herr Doctor Waibel! Ich bin Eine da von der Schattenseiten herüber und mein Mann ist mir schon über ein ganzes Jahr krank. Zuerst ist ihm die Katz auf's G'nick gesessen (ein Ausdruck für Genickkrampf) und so hat's angefangen, und dann ist's alleweil schlechter worden und er ist auf's Bett kommen, daß wir ihn drei Tag und Nacht nichts als abgeleuchtet (mit dem Sterbelicht versehen) haben. Dann ist er wohl wieder besser worden, aber jetzt serbt (kränkelt) er so

und er geht herum wie ein Geist, und Händ' und Füß' hat er mir völlig wie der Tod. Von drei Badern haben wir braucht und Hausmittel haben wir angewendet; 's ist Alles für die Katz! Und da haben uns die Leut' halt den Herrn Doctor Waibel angerathen und so bin ich da und ich thät' bitten, ist denn gar kein Mittel mehr für meinen Mann?"

Der Alte ist während dieser Erzählung über dem Boden auf- und abgegangen, hat ruhig zugehört, und wie das Weib fertig ist, sagt er langsam: „Doctor Waibel? Ist nicht da. Kenn' keinen Doctor Waibel."

Da sagt das Weib ganz erschrocken: „Du meine Zeit, jetzt, sie haben mich ja da her gewiesen!"

„Wer mir mit so was kommt und mir Schmeicheleien sagen will, der richtet bei mir nichts aus," versetzt der Mann ruhig und geht aus der Stube.

Das fremde Weib bleibt auf der Ofenbank sitzen — er wird schon wieder kommen! Es holt das Fläschchen hervor und zeigt es der alten Frau. Die sieht es gegen das Fenster gewendet an: „Das Wasser ist rechtschaffen bleich, der Kranke hat's Zehrfieber."

Dann sprechen die zwei Frauen zusammen von Diesem und Jenem und die Fremde bleibt sitzen und wartet auf den „Doctor". Aber der Doctor kommt nicht. Man hört ihn weder in der Küche, noch auf dem Dachboden, noch irgend wo anders

Und er kommt nicht. Endlich geht die alte Frau selbst davon und die Fremde bleibt auf der Ofenbank sitzen und es wird Abend, aber der Doctor kommt nicht.

Jetzt beginnt die Arme zu weinen. Da ist sie so weit hergekommen, daß sie Hilfe finde für ihren kranken Gatten, und hier läßt man sie sitzen stundenlang, und nun muß sie fort am Abend und muß den weiten Weg in der Nacht allein machen, und wenn sie heimkommt, hat sie doch keinen Trost für den Kranken!

Sie hat den Alten beleidigt, weil sie ihn Doctor nannte; darum that er ihr die Schmach und das Leid an. Aber, wenn er rechtlich befugt ist, Heilkunde auszuüben, so muß er ihr eine Medicin verabreichen, und wenn er nicht dazu befugt ist, so kann sie sich dadurch rächen, daß sie ihn gerichtlich anzeigt. Sie denkt vielleicht daran, aber der Alte versteht verschiedene „Sympathiemittel“ und zuletzt thut er ihrem Manne gar an, daß er auf der Stelle sterben muß! Sie schleicht still aus dem Hause und geht traurig ihrer Gegend zu, aber den Waibel zeigt sie nicht an beim Gerichte.

Und so vergeht im Häuslein am Waldrain ein Tag wie der andere.

Oft ist die ganze Ofenbank voll von Menschen. Eilboten sind herbeigeeilt und berichten athemlos von Schwerkranken, von Sterbenden; es handelt sich

hauptsächlich darum, daß sie in ihrer Aufregung weder „Herr Doctor“ noch „Schuster-Stindl“ sagen. Gelingt ihnen zwischen diesen Titulaturen die goldene Mitte, so nimmt ihnen der Waibel ruhig das Fläschchen ab und studirt, es aufmerksam gegen das Licht haltend, darin die Krankheit. Und wenn er dieses einmal thut, dann wohl dem Boten und dem Kranken! Der Waibel bietet die ganze Wunderkraft seines Schatzkästleins auf; wenn dann der Kranke dennoch stirbt, so geschieht es wegen Vertrauenslosigkeit zum Arzt oder aus purem Leichtsinn der Wärter.

Auch hinfällige Gestalten mit gelblich bleichen Gesichtern und verglastem Blick sind herangeschnauft. Wenn solche auf der Ofenbank sitzen und ihre großen Augen unstet hin- und herrollen lassen, so meint man, sie seien schon einmal auf dem Bahrbett gelegen, und wenn sie sprechen, so giebt das einen hohlen, unheimlichen Ton, und wenn sie lächeln wollen, Gott erbarm', so wird ein wehmüthiges Grinsen daraus. Sie erwarten kein Heil mehr von der Medicin, noch von irgend einer anderen Macht der Erde, und doch sind sie hieher gekommen mit großer Müh' und Noth, aus weiter Ferne oft, auf daß der Waibel ihnen helfe.

Und der Waibel erscheint ihnen wie der Heiland, der Jedem helfen könne, wenn er nur wolle. Dieser nimmt die Armen nun liebreich mit in das Neben-

stübchen; er frägt Keinen: was weißt, — er bedeutet ihnen nur, daß sie den Oberkörper entkleiden. Ist dieses geschehen, so knieen sie nieder und nun beginnt der Waibel mit seinem rechten Daumen die bloßen Stellen nach allen Richtungen zu bekreuzen und dabei folgende Worte zu sprechen:

„Armer Sünder, Du,
Die Erde ist Dein Schuh;
Mark und Blut,
Der Himmel ist Dein Hut.

Fleisch und Bein
Sollen von Dir gesegnet sein,
Du heilige Dreifaltigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit!"

Der Waibel thut auch manch' Anderes noch, sagt auch Worte, die wir nicht verstehen können, weil sie schon zu stark in die „Sympathiemittel" einschlagen.

Und siehe, Kranke, die ohne Halt und Heil dem Grabe zuzusiechen schienen, werden nach dergleichen Hokuspokus oft wieder gesund. So fest und zuversichtlich ist der Glaube an Waibel's Wundermacht und so mächtig wirkt im Gemüthe des Kranken ein festes zuversichtliches Vertrauen auf den Arzt und seine Heilmethode.

Freilich wohl giebt es in der menschlichen Natur Zustände, wo das „Abbeten" unbedingt erfolglos bleibt; aber Herr Waibel hat auch sonst noch die verschiedensten Mittel. Für ein gebrochenes Bein

stehen oben auf dem Dachboden mächtige, unwiderstehliche Schrauben in Bereitschaft. Für Entzündungen trägt er das scharfe „Adlerlaßmesser“ mit sich herum, und für den Zahnschmerz hängt an der Wand eine Eisenzange, das einzige aus der Stiefelflickperiode übriggebliebene Werkzeug. Zwar nimmt sie in ihrem jetzigen Beruf mit dem kranken Zahn auch gern den gesunden Nachbar mit, was indeß die „Zahnbrechergebühr“ nicht erhöht.

So vergehen die Zeiten. Herr Waibel weiß den Werth der Gesundheit zu schätzen, auch wenn er diese nicht immer zu geben vermag. Er macht glänzende Geschäfte und das alte Schatzkästlein füllt ein neues. Da schlägt einmal mitten in der Nacht der Kettenhund an, und zwar mit gewohnter Heftigkeit — Ein drängender Krankenbote wird's sein. Diesmal nicht. Der Bezirksarzt ist's, in Begleitung des Gerichtsdieners und zweier Gendarmen. Wollen die gar auch ein „Sympathiemittel“ haben? Nein, nicht das. „Heilige Barbara und heiliger Johannes, sie sind schon wieder da!“ jammert die Frau.

„Aufmachen, aufmachen, Herr Doctor Waibel!“ rufen sie draußen.

„Da wohnt kein Doctor Waibel,“ schreit die Alte durch das Fenster, „da wohnt der Schuster-Stindl!“

Jetzt kracht es, fliegt die Thür auf, da stehen sie Alle in der Stube und der Waibel ist mitsammt der Schlafhaube aus dem Bett gesprungen. Er findet

das in seinem eigenen Hause sehr zudringlich. Er muß die Männer in das Nebenstübchen, in die Küche, auf den Dachboden führen, sie stöbern Alles auf, sie werfen Alles auseinander, sie fluchen, sie fragen den Alten, wo er seine Medicamente habe. Der zuckt die Achseln und breitet die Hände aus: „Ja, ich weiß nicht, was die Herren bei mir wollen? Medicamente, du heiliges Kreuz, wüßt' nicht, wo ich diese hernehmen sollte!"

Mittlerweile ist es seinem Weibe gelungen, das „Kräutterbuch" in Sicherheit zu bringen. Nur auch noch des Kellerschlüssels will sie sich bemächtigen, da stürmen die Männer schon herbei, sie wollen in den Keller hinein. — Wird wohl nicht viel zu finden sein, unter dem Stroh ein wenig Erdäpfel. — Aber wie sie das Stroh entfernen, da finden sie Flaschen, Bündelchen und verschiedene andere Gegenstände, wie man sie im gewöhnlichen Leben nur selten sieht. Von nun an spricht der Waibel kein Wort mehr. Sie haben Alles, sie wissen Alles. — Und jetzt führen sie den Waibel fort zum Gericht und er kommt wochenlang nicht heim.

Die Alte zu Hause kommt deshalb nicht in Verzweiflung; das geht dem Waibel ja oft so, das gehört zum Geschäft, und die Leute gehen dann nur noch um so lieber zu dem Märtyrer. Mittlerweile führt die Frau das Hauswesen und auch das Geschäft fort; wenn die entsetzlichen Männer auch den

ganzen medicinischen Vorrath im Keller mitgenommen haben, so ist ihr doch der Urquell von Allem geblieben, das Kräuterbuch. Und auch sie versteht etwas in demselben, und auch zu ihr kommen die Leute in Noth und Drangsal — und nun erst gelangen ihre Brillen auf der Nase zur vollen Bedeutsamkeit.

Und Herr Waibel kauert in einem Winkel des Bezirksarrestes und träumt von seinem Schatzkästlein und sinnt auf neue „Sympathiemittel“ — und jetzt erst ist er der rechte Winkeldoctor. —





Der Lotterienarr.

Der Lipp, das ist ein Mann, der einmal gern lachte. Er war aber nicht Jünger jenes Philosophen, der die Welt belachte und sich selbst beweinte, nein, auch sich selbst belachte der Lipp. Bei Allem, was er dachte, sprach und that, lachte er still und heiter vor sich hin, lachte in seine Tabakspfeife hinein. Er hatte wohl Ursache zur Heiterkeit, denn ihm gingen alle Wünsche in Erfüllung, weil er sich eben nur das wünschte, was bei ihm leicht in Erfüllung gehen konnte. Der „liebe G'sund" und ein „leidlich guter Weg" für sein Fuhrwerk war ihm die höchste Gunst des Schicksals. Er war Kohlenführer und kam mit seinem schwarzen Gefährte jeden Tag von den Köhlereien im Gebirge in das Dorf Niederleuth, wo die Gewerkschaften sind. Aber es gehörten die Kohlen nicht ihm und es gehörten die Pferde nicht ihm; und seine läßlichen

Sünden waren die, daß er sich bis nun in sein fünfundzwanzigstes Lebensjahr herein noch gar nichts erworben hatte, als das tägliche Brot und den guten Appetit dazu. Unter solchen Verhältnissen hatte er freilich leicht lachen.

So saß er jeden Tag auf seinem hochgeschichteten Kohlenwagen wie auf einem Thron und hielt den Leitriemen der Pferde in der Hand, sang bisweilen ein keckes Standliedel und bot jedem Vorübergehenden, Vorüberfahrenden ein gutes Wort an. Nicht ein einzigmal kam er mit anderen Fuhrleuten des Ausweichens wegen in Streit; wenn ihm aber Jemand eine Pfeife Tabak schenkte, so war er dafür so dankbar, daß er den Wohlthäter, wo und so oft er ihm auch begegnen konnte, immer schon von Weitem anlachte.

Der Lipp war durchaus zufrieden mit dem, was er wár und hatte, gleichwohl er im Dorfe allerlei Dinge sah, die ihm gefielen. Da standen am Wege die Wirthshäuser, und er hätte den Durst dazu; da hatte der Kaufmann in seinem Glaskasten neue Taschenmesser und Peitschenstäbe aufgestellt. Eine silberne Sackuhr, wie sie dort im Eckhause zu kaufen, wäre ein unterhaltsam Ding den Bergweg entlang. Mancher der Dorfbürger hatte ein flinkes Rößlein und ein Steirerwägelchen d'ran und da saß er drin und kutschirte flott durch die Gassen und hatte eine feine Cigarre im Mund. Und wenn er wollte, so

lenkte er um, fuhr lustig seinem Hause zu, wo das Weib war mit dem Kälberbraten, mit dem Kaffee ...

Wer's hat, der braucht's, dachte sich der Kohlenführer, arm ist nicht, wer wenig hat, sondern, wer viel braucht.

Beim Tabakverleger war des Lipp Haltstation; und während ihm sein Tabak in's Papier geschlagen wurde, sah der Kohlenführer die weiße Tafel an, die über dem Fensterchen stand. Auf der Tafel war geschrieben: „K. k. Lotto-Collectur."

Da lächelte der Lipp nur so still vor sich hin: „Kriegst mich nicht d'ran, mir sind meine zehn Kreuzer, die ich hab', lieber wie Dein Terno, den ich nicht krieg'."

Aber die Wirthshäuser standen halt immer an der Straße, und der Kaufmann und der Uhrenhändler öffneten jeden Tag ihre Glaskästen, und die Steirerwägelchen wirbelten Straßenstaub und Begierden auf, und die weiße Tafel beim Tabakverleger schrie dem Kohlenführer jeden Tag in's Auge: „K. k. Lotto-Collectur!"

Wie geht der Spruch? „Wer alleweil setzt, ist ein Narr, und wer nie setzt, ist auch einer."

Ein Narr zu sein, das wäre dem Lipp doch zu dumm. Auch träumte ihm in der Nacht seines Geburtstages von sieben Rössern mit umgekehrten Füßen. Sieben Rösser haben achtundzwanzig Füße, giebt 7, 28, und letztere Zahl, wie die Füße umge-

kehrt, giebt 82. — Da legte er eines Tages zwei Silberzehner vor den Tabakverleger: „Für Zehni Tabak, für Zehni auf Ambo-Terno."

Der Alte gab mürrisch den Tabak, gab mürrisch den Setzschein, und der Lipp fuhr damit schmunzelnd seiner Köhlerei zu. Auf dem ganzen Weg dachte er an den Terno. — „Aber, das sag' ich: wenn ich was gewinn', die Halbscheid' davon geb' ich den Armen. Meine Pfarrkirchen soll auch was haben von der Sach'. Für mich behalt' ich nur, was ich nothwendig brauch'."

Da gehen zwei Wochen hin. Und eines Tages erschrickt der gute Lipp bis in's Herz hinein. Wie ein Messerstich ist's ihm, als er die Nachricht erfährt, auf dem Brette stünden drei rothe Nummern: 7, 28 und 82. Von der Kohlenfuhr' kollert er herab, in die Collectur wirbelt er: „Herr Verleger, ist's denn wahr? Ist's richtig wahr? Die rothen Ziffern da draußen, sind sie's? — Jesses und Josef, und wie viel krieg ich denn?"

Wie viel! —

„Dreihundert und etliche fünfzig Gulden," meint der Collectant, „ja, aber heut' ist noch nichts da. Frag' Dich in ein paar Tagen an."

Der Lipp fährt nach Hause. Er haut auf die Pferde ein, sie trotten heute gar so träge. Und wenn er unterwegs wen anspricht, so lacht er nicht mehr still dabei, er lacht laut. „Also, Lipp," redet er

dann mit sich selber, „jetzt, was hebst an? Wozu brauchst Du Dein Geld?" — Wozu? — Wenn? Wie viel? Wozu? — Es war kein Schlafen in der Nacht.

„Ein Rößlein, Lipp, ein Rößlein sollst Du Dir jetzt kaufen, und ein feines Wäglein dazu für besseres Fuhrwerk. Das Kohlenführen ist nichts mehr für Dich. Mußt Dich jetzt ordentlich weißwaschen, Lipp; neue Kleider, na, die verstehen sich von selber. Was sollst im Gebirg' oben? In Niederleuth pachtest Dir eine Wohnung, einen Stall; das Geschäft wird gehen; etlich' Jährchen und Du hast ein Haus. Das Weib kannst gar schon früher nehmen. Bist nur erst weißgewaschen, Kohlenführer Lipp, so bist ein sauberer Kerl über und über; Du kriegst Eine! Eine Tüchtige kriegst, Eine mit Geld! — Kehr' die Hand um, bist Bürger von Niederleuth, ein Großhändler. Na, Lipp, lug einmal, wer hätt' das gedacht, jetzt ist ein reicher Mann aus Dir geworden." —

Endlich ist das Geld da. Es ist nicht ganz so viel, als der Lipp erwartet; die Steuer ist schon des Teufels, keinen Kreuzer hat sie gesetzt und will vom Gewinn was haben. Jetzt macht die Sach' nicht viel über dreihundert Gulden. — Dann, der alte, grämige Lotto-Collectant — der sich ohnehin lediglich nur vom Tabakschnupfen zu ernähren scheint —, der muß wohl bitten um sein Gebühr. Fünfzehn Gulden oder zwanzig, weil Gott den Lipp schon so

habe besegnet. — Ein saures Gesicht, das sonst gelächelt hat. Mit zweihundertachtzig Gulden Roß und Wagen und einen neuen Anzug und eine Taschenuhr! — es geht gerade noch, und daß etliche Groschen übrig bleiben. — Ein paar gute Tage muß sich der Lipp jetzt doch anthun, hat ohnehin sein Lebtag nichts Rechtes genossen.

Lustig kutschirt er mit seinem neuen Gefährte, mit *seinem* Gefährte, durch das Thal, und dabei lacht er laut: man soll ihn hören, daß er da ist. Ist's aber zum Ausweichen, so zankt er wüst mit den Fuhrleuten. An den Thüren der Gasthäuser stehen freundlich schäkernde Wirthinnen, alte und junge; ein frischer Trunk für den Ternomann, eine Handvoll Hafer für sein Rößlein! Geld findet überall höfliche Leute. Ja, mehr noch — bald hatte der Lipp auch ein flachshaarig Mägdlein bei sich auf dem Wagen.

Am neunten Tage nach dem Terno macht der Lipp seine ersten Schulden. Am Steirerwägelchen bricht ein Rad. — „Der Wagner ist so gut. Seine Sach' dafür wird er schon kriegen."

In die Lotto-Collectur trägt er wöchentlich seinen Gulden. Wer oft und viel setzt, der muß doch wohl gewinnen; dazu jede Nacht einen Traum, der auf allerlei Ziffern und Zahlen deutet. „'s kommt noch was nach!"

Aber es läßt so lange auf sich warten, und das Lachen wird nach und nach wieder kleinlaut. Der

feine Wagen ist vertauscht gegen einen Karren. Die Kleider haben ihren Glanz verloren und sind fadenscheinig; die silberne Uhr — ei, wozu braucht der Lipp eine Uhr, wenn Mittagsstunde ist, da knurrt schon der Magen, und zur Nachtzeit schreit alle Stunden das Kleine.

„Gesperrt sind die Nummern, die Unsereiner setzt, sonst müßten sie kommen! — Oh, sie werden noch kommen!“ — Ein Stück Fleisch für das kränkliche Weib wäre nicht von Uebel, aber die Groschen wandern in die Lotto-Collectur. — Das Pferd ist auch verkauft; der Lipp hat das Lachen verlernt und grinsend nur mehr bewirbt er sich wieder um eine Kohlenfuhrstelle. Da, noch zu rechter Zeit — ein zweiter Gewinn in der Lotterie. Freilich nur ein Ambo mit vier Gulden. Aber der Lipp schreit's aus: „Seht Ihr's! Seht Ihr's! Hab' ich's nicht gesagt? Oh, es wird schon noch mehr kommen!“

Dieweilen freilich, dieweilen sitzt er wieder auf seinem schwarzen Throne der Kohlenfuhr, und seiner Familie ist zu Gnaden eine Waldhütte angewiesen worden. Nur einstweilen, meint der Lipp, er baut sich ja ein Haus, ein Haus in Niederleuth.

Und so treibt er's noch heute. Er versetzt sein Geld in der Lotterie; er stiert mit wilden Augen nach jeder Ziehung auf die herausgekommenen Nummern, aber es ist ganz verwünscht, die seinen sind „gesperrt“.

Sein Gesicht ist wieder so rußig wie früher, aber das Lachen, das stille heitere Lachen hat er verlernt, der arme Narr.

Und über dem Fenster des Tabakverlegers steht heute noch die Tafel und grinst auf Reich und Arm, auf Alt und Jung herab: „K. k. Lotto-Collectur.“





Der Briefschreiber.

Der Klepps-Schneider hat das Ungemach, daß in seine Joppen, Westen und Hosen, die er gleichwohl nach gewissenhafter Maßnahme verfertigt, die Leute nicht hineinpassen wollen. Diese sind seit der Maßnahme entweder dicker oder dünner, länger oder kürzer geworden, aber recht und richtig sind sie nicht geblieben, wie es wohl ihre Schuldigkeit gewesen wäre. Das verdrießt den Meister und er zieht sich ins Privatleben zurück.

Der Schneider Klepps — der Name verbleibt ihm, wie sich's wohl gebührt — ist in der Gegend ein recht geachteter Mann, zumal er stets die abgelegten Kleider seines Bruders, des Herrn Dechants, am Leibe trägt.

Der Mann ist starken, unbeugsamen Charakters, aber einer Leidenschaft doch unterworfen. Nicht die Spielkarte, nicht das Branntweinglas, auch nicht

des Mägdleins Augenstern ist sein Herr — aber der Kaufmann hat so erquickende Zuckerlein verschiedener Farbe und Blume und Süßigkeit, und Zimmtbömchen, und stets frische Feigenkränze sind bei ihm zu bekommen. Derlei Dinge trägt sich Meister Klepps jeden Sonntag mit nach Hause, und derlei Dinge sind Trost und Labung für den alten Junggesellen — der in keiner anderen Weise noch der Welt Süßigkeit erfahren, außer, da er einst am Tage vor seiner Freisprechung vom Meister die Ohrfeige bekam; diese Ohrfeige war ihm aber nur deswegen süß, weil er sich sagen konnte: es ist die letzte. Die Feigen und Zuckerchen doch wollen bezahlt sein; der Meister Klepps aber ist Fleisch von unserem Fleische, er hat kein Geld.

Wohl besitzt er ein unveräußerliches Capital an seiner Hand, selbst als der Fingerhut nicht mehr des Fingers Spitze umfriedet; denn diese Hand hat das Schreiben gelernt. Sein Vater wollte eben aus beiden seiner Söhne was machen!

Die wenigsten Leute in der Gegend können lesen und schreiben, da giebt sich der Meister gern als Schriftkundiger her, schreibt ihnen auch Gerichtssachen und allerlei Anderes auf; hat manchen Schreibebrief für sich und Andere geschrieben, ohne daß es ihm eingefallen wäre, Nutzen daraus zu schlagen. Da aber die Leute immer zu ihm kommen, wenn sie einen Federzug brauchen, und da sie zu Lohn für

den Dienst immer einen Groschen oder zweie aus dem Sack hervorthun, er aber stets das Bewußtsein in sich herumträgt, daß die Feigen und Zuckerbömchen, wovon er zu allen Tageszeiten zwischen Zunge und Gaumen hat, zwar süß aber theuer sind — so entschließt sich der Meister, die Groschen nicht mehr ablehnend zurückzuschieben, sondern dieselben „als Gedenken an die Spender" einstweilen in seinen Kasten zu legen.

Er fährt nicht schlecht. Und alle Briefe, die vom Amt oder Handelsmann, vom Militär oder von der Fremde herein, oder aus irgend einem offenen oder geheimen Winkel kommen, alle bringt man dem Schneider Klepps, auf daß er sie vorlese und beantworte. Und da ist auch wohl manch' Brieflein darunter, das einen Rand von grünen Blättern und rothen Rosen hat, und über den Zeilen steht etwa ein Büblein — hell mutternackt, und hat einen scharfen Pfeil in den Bogen gespannt. — Ja, da wälzt der gute Klepps wohl das Zuckerchen mit der Zunge hin und her, ehvor er liest: „Meine bis in den Tod geliebteste N. N.! Wenn jeder Buchstabe von Gold und Silber wär', wenn das Papier von Rosen und Seiden wär', und wenn die Feder mein von Perlen und Edelgestein, ich kunnt Dich nicht genugsamlich grüßen, Du Liebchen mein!" — Ist es ein Wunder, wenn der Meister Klepps jetzt jählings von seinem Zuckerchen nichts mehr spürt?

— Aber die Antwort, die er nun darauf zu schreiben hat, die ist schwierig; allerdings bleiben ihm noch die Sterne am Himmel, die Sandkörnlein im Meere, die Vöglein im Wald, deren Zahl er zum Vergleiche mit einem etwa vorhandenen Liebesmaß anrufen kann.

Eines Tages aber läuft eine solche Angelegenheit nicht just erbaulich ab.

Der Meister Klepps hockt bei seinem Ofen und stopft sich Strümpfe und kaut eine saftige Feige dabei. Geht die Thür auf; Holzmeisters Tochter, schön Johannerle, schleicht herein: Sie thät' halt bitten, sie hätt' ein silbernes Herz, das wolle sie — einem guten Bekannten schicken, früher aber thäte sie gern Etwelches daraufschreiben lassen, so was Schicksames, so, der Meister wisse schon beiläufig was.

„Aha, Liebesverse,“ ruft der Alte aus, und legt die Hand, auf der noch der Strumpf steckt, um ihren Nacken — „Johannerle, meine Liebesverse sind Dir so glühend, daß sie leicht das Metall schmelzen könnten.“

„Das macht nichts,“ drauf das Mädchen, „nur recht heiß, wenn's auch ein wenig brennt.“

„Hast das Herz bei Dir?“

„Freilich, das ist gewiß, daß ich's bei mir hab', ja versteht sich!“ Sogleich hebt sie an und kramt an ihrem Busentuch herum, hinter dem es wohl verborgen ist. Da springt zur Stunde die Thüre auf,

der Forstjung Martin stürzt herein: „Du altes Bocksfell, was geht Dich mein Mädel an!“

Der Alte kollert vor Schreck in den Keller hinab; der Martin bekommt das silberne Herz — zum Lohn für seine Eifersucht — ohne Inschrift.

Ein andermal kommt ein fremder Bursche zum Meister, der sagt, er wolle einen scharfen, einen sehr scharfen Brief an wen geschrieben haben; die Aufschrift würde er, der Bursche, dann schon selber zu kritzeln versuchen, er wisse zur Stunde die Adresse nicht so genau; die Hauptsache sei, daß der Brief sehr scharf und giftig werde; — und er legt drei Groschen auf das Tischchen.

„Ich schreibe keine Schmähbriefe,“ sagt der Meister entrüstet und schiebt die Münzen zurück.

Legt der Bursche fünf Groschen auf den Tisch; da schiebt der Alte hastig eine Feige in den Mund und hebt an zu schreiben. Es sollen Worte wie „Haderlump“, „Federfuchser“, „Eselskopf“ und dergleichen auf das Papier kommen; der Meister weigert sich entschieden solche Ausdrücke niederzuschreiben und gingen sie gleich, wie er schon vermuthe, einen Stadtschreiber an. Allein da der Bursche für jedes derartige Wort einen Groschen extra auf den Tisch wirft, so schmuggelt der Alte nur noch einige Zuckerbömchen in den zahnlosen Mund und schreibt mit deutlichen Buchstaben die seltenen Titulaturen auf das Blatt.

Und als der Brief fertig ist, hat sich Meister Klepps damit fünfundzwanzig Groschen rund und hart verdient.

Wenige Tage danach erhält der Meister ein Schreiben. Die Schriftzüge der Adresse, die in höflicher Art verfaßt auf ihn lautet, sind ihm völlig fremd, aber, als er den Brief entfaltet, da kommt ihm die Schrift plötzlich sehr bekannt vor, und siehe — es ist das Schreiben mit dem „Eselskopf", „Naschbären", „alten Bock" u. s. w. durch das liebe Thierreich — es ist das Schreiben, das er selbst verfaßt hatte.

Die Unterschrift fehlt. Wüthend zerknittert der Alte das Blatt mit der knochigen Hand. „Pfui!" ruft er, und spuckt eine ganze Klafter weit von sich. Dann macht er ein sehr saures Gesicht, er hat auch das Zuckerbömchen ausgespuckt.



Der Schleuderer-Hansel.

Der einsame Bauernhof in den Bergen hat so gut seine Schildwache, wie der Herrenpalast in der Stadt. Vor dem Eingange, ein wenig abseits unter dem Dachvorsprunge, steht das Wachhäuschen, dem fremden Eindringling schallt ein rasches „Halt, halt, halt!“ entgegen und der Wächter schießt hervor gegen die Beine des Fremden, aber ehe er noch sein Ziel erreicht, reißt ihn die rasselnde Kette zurück und das arme Thier röchelt und knurrt und kann sonst nichts thun, als durch sein Gebelle die Bewohner des Hauses auf den ungewohnten Ankömmling aufmerksam zu machen.

Auch heute schlägt der Kettenhund an; die Bäuerin läuft vom Herde weg, wischt sich an ihrer Schürze schnell die Hände rein und guckt durch's Fenster. Da klappert schon die hölzerne Thürklinke und herein schreit eine schneidige Stimme: „Schön guten Morgen

Bäuerin! Dein Geldtrüherl mach' auf, der Schlenderer-Hansel ist da!"

Wie der Mann aber dasteht mit seiner Rückentrage, so ist keine Menschenmöglichkeit, daß er zur Thür herein kann. Er selber freilich steht winzig klein unter dem wuchtigen, grauen Ballen über der Holzkraxe. So trägt der Atlas die Weltkugel; aber das ist ja auch eine Welt, was unser Mann schleppt; aus allen Weiten trägt er eine Welt, eine ganz neue Welt von Dingen, Schätzen und — Wünschen herein in das stille, friedsame Bauernhaus der Waldberge.

Er ist ja — schaut ihn nur recht an, er ist nicht in der Gebirgstracht, er trägt hohe Stiefel, in welchen das schwarze Beinkleid steckt, eine dunkle Weste mit einer Reihe von Pakfongknöpfen und einen kurzen, bläulichen Spenser, er trägt ein rundes Hütchen mit schmaler, aufwärts geringelter Krempe, er hat einen langen, kräftigen Hals und ein hageres, bräunliches, bartloses Gesicht mit vielen wagrechten Runzeln an der Stirne, über welche das grauende, spärliche Haar niederhängt. — Es ist ja der „Krainer". In Krainland ist er daheim, hat Haus und Feld neben den Morästen, aber so mager, daß er mit dem Ackern und Säen oder Ernten bald fertig ist. Dann verläßt er Weib und Kind, trägt eigen Erzeugniß davon, oder kauft sich allerlei Waaren ein in den Städten und geht damit hausiren im

Gebirge, wo die Leute abgesondert sind und oft gar keinen Kaufmann unter sich haben, als den Schuhnagel- und den Bandelkrämer.

So ist er jetzt da. Er hat sachverständig seine Trage im Vorhause auf dem Lehmboden niedergelassen und schiebt sie jetzt schiefseitig zur Stubenthür herein. Nun ist auch schon das ganze Hausgesinde da. Es mag im Hofe eine noch so stramme Herrschaft walten, wenn plötzlich der Ruf erschallt: „Ein Krainer kommt! Der Schlenderer-Hansel ist da!“ so ist es gethan um alle Ordnung; der Stallbub' läuft von seiner Streu weg; die Kuhmagd von ihrem jüngsten Kälbchen; der Bauer selbst thut seine Hände auf den Rücken und geht, wenn auch gelassen, all' den Anderen nach in die Stube hinein.

Die Bäuerin hat wohl zehnmal gesagt: „Thu' sich der Hansel keine Müh' machen mit der Kraxen, thu' der Hansel nicht auslegen, wir mögen nichts kaufen; 's ist just halt das Geld so viel klug (karg).“ Der Schlenderer-Hansel schnürt ruhig den großmächtigen Ballen von der Holztrage ab und hebt an, ihn langsam aufzumachen und die Dinge auf dem großen Tisch auszustellen. Er merkt es wohl, wie die Bäuerin schon herschielt auf die Schätze, wie die Mägde schon alle lange Hälse machen nach den bunten Baumwollstoffen, nach dem „Blaudruck“, nach dem gestreiften „Kittelzeug“, nach dem Taffet; und jetzt kommen gar die breiten Schachteln mit den seidenen Halstüchern,

so flammenhell leuchtend und so roth, wie noch gar nichts so Rothes im Hause gesehen worden ist.

Das ist jetzt ein Lispeln und sachtes Naherücken an den Tisch und die Bäuerin fühlt, daß sie der Welt Verlockungen allein nicht mehr widerstehen kann, sie ruft den Bauern zu Hilfe.

Der Bauer aber hält sich fern, so lange als möglich, er hat in der Zeugkammer, auf dem Kornboden zu thun, und an allen anderen Ecken und Winkeln, er weiß wohl, wie theuer ihm heute der Eintritt in seine bluteigene Stube zu stehen kommt. Dennoch aber — er braucht Hosenträger, er braucht eine gestreifte Baumwollhaube — ein Druck und Ruck an der Klinke und er steht in der Stube.

Nun wären die Gänse alle da und der gute Krainer hebt an zu rupfen.

Einen färbigen Wollenstoff facht er auseinander und legt ihn über den ausgestreckten Arm, daß er schimmert und herrliche Falten wirft. „Das wär' a Bißl a Röckel!" sagt er halblaut, „das Neueste jetzt, aber im Mürzthal draußen trägt schon jede Großbäuerin ihr Wollenröckel, ist auch schon mein letztes Stück. — Sehr sauber!"

„Wohl rechtschaffen ja," meint die Bäuerin, „aber wird halt so viel unmöglich theuer sein."

„Das Allerwohlfeilst, Hausmutter, wenn man's nimmt; zehn Jahr könnt Ihr's tragen auf die hohen Feste, und nachher erst auf alle Sonntag, ei freilich!

freilich! Die Felberwirthin im Thal trägt ihr Wollenjöppel schon über fünfzehn Jahr, heißt das, einen anderen Stoff, weil der schon gar der neueste ist; — ja wohl und zuletzt, mögt Ihr's selber nimmer tragen, könnt Ihr Kinderspenserln daraus machen. Ich sag's auf Ehr', Bäuerin, 's ist ein wohlfeil' Einkaufen und ich geb's um den Weberpreis, weil's das letzte Stückel ist. Kaufet, Leut', kaufet, der Schleuderer-Hansel ist da!"

„Ihr thätet mir schreien, wie Ihr wollt," meint der Bauer, „aber das hellblaue Wollenzeug schreit so viel arg in die Augen; das will angreifen. Und Du, Bäuerin, gelt, Du thätest so viel harb werden auf mich, wenn ich Dir so ein Jöppel wollt kaufen." Einen unbeschreiblichen Blick von Schalkheit und Glück richtet die Bäuerin bei diesen allverheißenden Worten auf ihren Mann und er hebt nun an zu feilschen. Kaum ein Vierttheil des Verlangten bietet er für die Waare; da ist der Krainer wohl recht entrüstet; auf der Welt das größte Unrecht geschieht ihm — kopfschüttelnd über die Verblendung der Menschen beginnt er die Waaren einzupacken. Der Bauer nähert sich immer mehr der Thür zum Davongehen und das Weibervolk wird immer kleinlauter. Der Hausirer wirft schon seinen Strick um den Ballen, aber noch einmal läßt er die Hände ruhen, wendet sich um und sagt dumpf: „Seid christlich, Bauer, 's ist Euere gute, von Gott angetraute

Hauswirthin." Nicht seiner Waare wegen, aber die Verlassenheit der Bäuerin geht ihm zu Herzen und er weiß, wenn er den Bauer auf diesen Weg drängt, dann kann er nicht mehr weichen.

Der Bauer kehrt richtig wieder um und das Feilschen wird neuerdings aufgenommen; der Bauer rückt aufwärts, der Krämer abwärts. Ungefähr in der Mitte kommen sie zusammen, da reißt der Krämer seine geschnallte Trage wieder auseinander, greift hastig nach der Elle, mißt einen ganzen Berg von blauem Wollenstoff auf den nebenstehenden Lehnstuhl, und die Scheere, oder ein schnalzender Riß zieht die Grenze zwischen Mein und Dein. Nun merkt der Bauer wohl, der Gang in die Kammer um die Brieftasche ist unerläßlich, kann auch nicht mehr aufgeschoben werden. Ja, es ist sogar angezeigter, er beeilt sich, denn die Bäuerin wird überraschend schnell vertraut mit dem Krämer und zupft an den verschiedenen Leinwandballen, blättert in den großblumigen Kopf- und Halstüchern, wühlt in der Zwirn- und Bänderschachtel und naht immer mehr und mehr den flammenden Seidenstoffen. Das ist eine fruchtbare Zeit für des Krämers Rechnung und diese wächst von Minute zu Minute, und die sachverständige Bäuerin hat sich, höchlich unterstützt von der Zungenfertigkeit des Krainers, eine artige Auswahl vom Allem beiseite gelegt, bis der Bauer mit der Brieftasche kommt.

Der Krämer wird immer wärmer. „Der Schleuderer-Hansel ist da!“ ruft er, „und heut’ ist der Vierzehnnothhelfertag (oder der goldene Freitag, oder was Anderes, das ihm Anlaß giebt), heut’ verschleudert*) er Alles, der Schleuderer-Hansel!“

Während all’ dem berechnen die Mägde still das Verhältniß ihres Jahrlohnes zu etwa so einem Seidentüchel. Sie berechnen mit den Fingern die Gulden, aber die Küchenmagd hat an all’ beiden Händen nicht so viel Finger, sie muß auch noch die zwei Schürzenzipfel zu Hilfe nehmen: zwölf Gulden hat sie Jahrlohn! Sie denkt, wenn es sich wirklich und wahrhaftig zutrüge, daß man drei oder vier Gulden hinopferte für so ein vornehm’ Ding, so sei das freilich wie ein ganzes Vierteljahr und mehr, aber man hätte hernach immer noch so viel wie Andere, die nicht „für die Küche“ sind. Ei, sie will aber doch lieber sparen, denn achtzig Gulden muß Eins wohl beisammen haben, will man ans Heiraten denken. Sie hat ihren Drang schon völlig besiegt und will sich wegwenden von den eitel Schätzen — da läßt der Krämer das schönste und brennendste Seidentuch auseinanderflattern und wirft es kundig um den Hals und über den Busen der Magd. Nun ist diese verloren, sie sieht das schöne große Flammenherz über ihrer Brust, auf ihren Wangen spiegelt

*) Verschleudern so viel als halb verschenken.

sich der ganze Seidenstoff, in ihren Augen leuchtet Glut, Alles hat das Seidentuch entzündet. Die gute Magd hat kaum so viel Geistesgegenwart, daß sie ein wenig feilschte, die Anderen müssen es für sie thun, sie fliegt nur gleich in ihr Kämmerlein, in ihrer Bettdecke oder in dem Kopfpolster — sie weiß es im Augenblick selbst nicht — hat sie ihr Erspartes eingenäht.

Und wie sie dann das Seidentuch hübsch zusammengefaltet und in weiches Papier gewickelt in der Hand hält, und zuweilen ein wenig hineinguckt zum zarten Stoff mit der glühenden Farbe, da kann sie's immer noch nicht glauben, daß sie zu so großen Dingen auserkoren.

Nur die reichsten Bäuerinnen tragen sonst Seidentücher um den Hals, und das blos an den höchsten Festtagen; wenn nun zum nächsten Frohnleichnam gar sie — die Küchenmagd, mit so einem ins Dorf kommt — werden aber da die Burschen gucken!

„He da, he, der Schleuderer-Hansel ist da!“ schreit der Krainer wieder, und wie viel Geld er auch schon eincassirt haben mag, er denkt noch lange nicht ans Packen.

Die Knechte poltern herein, ein paar haben wohl gar die klappernden Holzschuhe an.

Jetzt ein ander Bild, jetzt kommen die Mannsleut', denkt sich der Krämer, zieht aus seinem Tragkasten ein Lädchen heraus, voll von Taschenmessern,

Geldbeutelchen, Tabakspfeifen und allerlei Rauchzeug. Und Hosenhälter und Baumwollhauben und Sacktücher in Menge sind da, und Handspiegel und Kämme und Rasirmesser und Uhrschlüssel, kurz Alles, was schön, nutzbar und wünschenswerth ist.

Der Knecht nimmt wohl so einen Gegenstand in die Hand und wendet ihn langsam und besieht ihn von allen Seiten und speculirt, wie das gemacht worden ist.

Da darf der Schleuderer-Hansel sein Mundwerk keinen Augenblick stehen lassen über „die feine ausgezeichnete Waar'", sonst läuft er Gefahr, daß der Knecht, hat er das Ding nach Herzenslust besehen, selbes wieder in das Lädchen zurückgleiten läßt. Des Knechtes wirthschaftliche Verhältnisse sind nicht immer so wohl bestellt als die der Küchenmagd. Zwar — Gott sei Dank — müßte er mindestens sechs Hände haben, wollte er seine Jahrlohngulden an den Fingern abzählen, aber er hat Auslagen, von denen das Weibervolk keine Ahnung hat. Da ist der Tabak, das Pfeifenzeug, die allmonatliche Sackuhrreparatur, am Sonntag die Schänke, da sind die Schuhnägel für sich und seine Maid und andere Kleinigkeiten, die versorgt sein wollen, bis sie groß sein werden. Es hält schwer, und schier den Zungenkrampf kriegt der Krämer, bis er's so weit bringt, daß sich Einer vielleicht doch einen Taschenveitel kauft.

„Der Schlenderer-Hansel ist da, und heut' wird auf Schaden verkauft!" schreit der Mann wieder und sucht seinen Waaren nochmals die vortheilhafteste Lage zu geben, aber der Thüren sind zwei aus der Stube, durch welche sich seine Kundschaft nun nach und nach zurückzieht.

Doch noch einmal geht ihm ein leuchtender Stern auf. Er hört johlen und poltern, die Thür springt auf, die Kinder sind da.

Daß sie über den fremden Mann und den seltsamen Berg auf dem Tisch ein wenig verblüfft sind, dauert nicht lang'; wie die gute Hausfrau auch wehren mag, sie klettern auf die Bänke und Stühle, und der Krämer weiß gleich die freundlichsten Worte für Jedes und zieht schmunzelnd eine ganz besondere Lade aus seiner Kraxe. Die ist erst aller Herrlichkeit voll; Blasepfeifen, Mundharmoniken, Puppen, blutrothe Roß und Reiter auf Wägelchen stehend, und grüne Vögel, die wispern, wenn man ihnen in den Schweif bläst, und „Stehhansel", die nicht liegen bleiben, und thäte man sie zehnmal umlegen und auf den Kopf stellen.

Da schlägt die Bäuerin die Hände zusammen und ruft schier verzweifelt: „O du meiner Tag', jetzt ist schon das Wahre! So thut doch Euere vertrackte Kramel einmal weg, Krainer! Ihr wißt einen Klenkas, wie Eins nachher mit den Kindern fertig wird."

Da schleichen und hüpfen die Kleinen schon an die Mutter herum und schmeicheln und betteln um so ein Roß, um eine Harmonika, um einen Vogel, um Alles; und der Krämer sagt: „Freilich, freilich kauft Euch die Mutter was, Ihr seid ja frei so viel brav! Hebt schon an und geht in die Schul', gelt? Du Dirndl, geh' her zu mir! Wie heißt denn, he? Nani heißt? Nu, weil Du Nani heißt, so muß ich Dir was schenken, seh!" — Er giebt ihr so ein Dingelchen, das sie „Stehhansel" nennen. Die Kleine hat ihren Finger im Mund, macht ein ganz verblüfftes Gesichtchen und getraut sich das Ding kaum anzugreifen. „Schau," fährt er dann fort, „ich hab' auch so ein klein Mädelein daheim und dasselbe heißt auch Nani, und ein Bübel auch, just so wie der dort, der propere Bub'. Mußt Dich nicht fürchten, Kleiner, ich thu' Dir nichts, ich hab' die kleinen Leut' rechtschaffen gern."

Und so fährt er fort, der Schlaue, und weiß wohl warum er so thut. Die Kinder werden zutraulich und gewinnen Muth zur nachdrücklichen Bestürmung der Mutter; und die Bäuerin wird mild und wohlwollend gestimmt gegen den Mann, der sich durch Hausiren seine Sach' mühsam erwerben muß, weil er zu Hause auch eine liebe Familie zu ernähren hat.

Die Bäuerin steht abseits von allen Einnahmen der Wirthschaft; der Bauer nimmt für Alles ein

und giebt für Alles aus. Die Bäuerin hat nur eine einzige Geldquelle: die Hühner. Eine gute Henne legt in der guten Jahreszeit durchschnittlich jeden zweiten oder dritten Tag ein Ei. Die Eier werden von der Wirthin oder der Pfarrerköchin zu Kreuzern gemacht. Und solche Kreuzer sind es, die nun die gute Bauersfrau hervorholt, um ihren Kindern eine höchste Freude nicht zu versagen. Nun endlich sind sie Alle zufrieden, und der Hausirer schnallt seine Trage, schiebt sie mühsam vor die Thür hinaus, denn gar viel kleiner kann sie in Einem Hause nicht werden, und hätte sie noch so viele Wünsche befriedigt.

Der Abschied wird völlig rührend. „Behüt' Euch Gott All' miteinand!“ sagt der Mann. „Nichts für ungut, schön gesund bleiben beisamm'! Ueber den Winter hinaus, wenn mir der lieb' Gott das Leben erlaubt, steig' ich wieder daher und bring' allerhand schöne, nagelneue Sachen mit, und wohlfeil. Thut nur einen Beutel voll Geld richten für den Schleuderer-Hansel!“

Dann ladet er auf und geht von dannen, und lange sieht man den hohen, grauen Ballen des Weges hin noch wandeln und wanken, und der Kettenhund bellt, bis die Erscheinung verschwindet.

Im einsamen Bauerhofe aber ist Alles noch eine Zeit lang berauscht von dem Glücke des neuen Besitzes, den eine kleine Welle aus dem reichen, wogenden Meere der Welt herangeschwemmt hat.



Die Uhrhändler.

Auch bäuerlich Mann hat heutzutage seine Taschenuhr — Einer und Jeder. Heißt das, der sie nicht vergurgelt. Wer die Zeit vertrinkt, wozu braucht der eine Uhr?

Aber man weiß, daß bei den Bauernburschen nicht allein das Dirndlhandeln (tauschen), sondern auch das „Uhrhandeln" im Schwung ist. Eine und Dieselbe ist Einem und Demselben nicht alleweil „seltsam". Geht sie gut, so ist vielleicht das Gehäuse nicht brav genug versilbert, oder die Schildkrötenschale hat einen Sprung. Geht sie mittelmäßig, so ist auf sie natürlich kein rechter Verlaß. Und geht sie schlecht, so muß damit Einer angeschmiert werden Bei solchen Tauschhandeln wiederholt sich freilich gar oft das schöne Märchen vom Hans im Glücke, der durch oftmaliges Umtauschen vom vollen Geldbeutel allmählich auf einen Kiesel-

stein kam und dabei immer noch gewonnen zu haben glaubte.

„Freundlein! Ich hab' Dir jetzt Eine! Schön ist sie nicht, meinst? Nachher weißt Du nichts. Daß man ihr's auswendig nicht ansieht, was sie nutz ist, das glaub' ich. Geh' Du kennst nichts. Du kriegst Dein Lebtag keine solche. Keine solche nicht, das sag' ich Dir dreidoppelt!"

„Was kostet sie?"

„Der Uhrmacher hat gar keine mehr. Die ist seine letzte gewesen von der Gattung."

„Und die?"

„Ist nicht feil."

Eine halbe Stunde später thut der Eine einen lustigen Pfiff in sich hinein — man kann auch in sich hineinpfeifen, man thut's zumeist, wenn man einen Andern insgeheim auspfeift. Der „elendigliche Taschenbrater" ist glücklich weg.

Die alten großen, dreigehäusigen Spindeluhren stehen auf der Bauernschaft draußen heute noch theurer im Preis, als die neuen guten Cylinder- und Chronometerwerke in der Stadt

Die Uhrenhändler wissen, mit was sie den Bauernmarkt füllen müssen, wenn sie recht tüchtig gewinnen wollen.

Mit manchem alten „Knödel", wie man die halsstörrigen Taschenuhren zu schelten liebt, sind schon so viele Liebhaber angeschmiert worden, als sie

Stunden auf dem Blatte hat. Eine solche kommt dann zu einer gewissen Berühmtheit.

„Die hat Der jetzt!“ heißt's mit Spott.

„Die foppt Den jetzt. Der mag sich seine guten Stunden auf einem anderen Zifferblatt suchen. Das ist ein reiner Säckelrauber, die!“

„Wenn ich das Geld hätt', was die schon dem Uhrzurichter eingespielt hat, ich kunnt mir damit eine Goldene anschaffen, und kriegte die Kette mit den Frauenbildelthalern, die d'ran hängen müssen, mit d'rein.“

Der sie aber eben hat, der preist ihr alle Tugenden an, welcher eine Taschenuhr jemals fähig sein kann; wenn er sie aber trotzdem nicht an Mann bringt, und er ist mit ihr allein, dann geht's ihr nicht gut. „Rabenbradl Du! Hast eh kein Funkerl Silber an Dir, und zu Lohn, daß ich g'sagt hab', das ganze B'schlacht mitsammt der Ketten wär' eitel feines Silber, zu Lohn bleibst mir jetzt wieder stehen, und hab' Dich erst vor einer Virtelstund' aufgezogen! Zu Lohn, daß ich g'sagt hab', Rubinenstein' thut man in die besten Uhren heutzutag' gar nicht mehr hinein — weil sie Dir herausgebrochen sind, wie einer alten Vettel die Zähn' — zu Lohn laßt mir jetzt auch noch den Zeiger abfallen — hast eh' nur einen mehr, Du schandbar's Gespenst! Hin sollst sein!“

Er schlendert sie auf den Rasen, aber im letzten Auslassen noch so behutsam, daß sie sich nicht all-

zusehr beschädigt. Dann schaut er sie eine Weile an und bückt sich. — „Nein,“ sagt er, „nein, Luder, liegen lass’ ich Dich doch nicht, die Ehr’ thu ich Dir nicht an. Mit Dir muß noch Einer angeschmiert werden.“

Am Sonntag im Dorf auf dem Kirchplatz wird der Uhrhandel zumeist betrieben. Da giebt’s auch Leute die rein davon leben und gut leben. Denn Jeder ist kein „Hans im Glück“; Mancher hat sich von einer Zweiguldenuhr zu einer Zwanzig- und Dreißigguldenuhr hinangetauscht.

So ein „Uhrhändler“ von Profession ist selbstverständlich auf allen Kirchweihfesten und Jahrmärkten. Mir steht aus meiner Jugend eine Gestalt, der „Uhren-Osel“ geheißen, noch recht fest im Gedächtniß. Das ist ein wunderlicher Geselle gewesen. Dort geht sie behäbig wackelnd, die kurze dicke Figur, weit ausgepauscht über und über — aber Fleisch und Bein sind das wenigste d’ran. Das Männlein ist außerhalb seiner Haut lebendiger als innerhalb derselben. Es ist voller Uhren. Nichts als Uhren.

Kommt er dann Sonntag ins Dorf, so errichtet er sich auf einem leeren Faß seinen Tisch. Noch ist Gottesdienst. Er muß sich gedulden, denn heute geht einmal Alles nach dem Kopfe der Kirchthurmuhr. Endlich ist der Strom da. Die Weiber schlagen sich zum Zwirn- und Bandelkrämer, die Dirnen (bei uns heißt man alle unverheirateten

Weibsbilder und halberwachsenen Mädchen Dirnen) und die Kinder ziehen sich um den Semmelstand, oder Kirschenkorb, oder um das Zwetschkenfaß herum. Etliche Männer trachten dem Tabaksladen zu oder verschwinden höchst räthselhaft in der Nähe des breiten Einfahrtsthores zum goldenen „Löwen". Eine große Zahl der Männer aber — junger und alter — gruppirt sich um den Uhrenhändler, und jetzt hebt das Geschäft an.

Der Osel handelt. Das Merkwürdige ist nur, daß seit vielen Jahren, da er in der Gegend das Geschäft betreibt, alle Uhren, die er verkauft und vertauscht, die solidesten Silbergehäuse und Beschlachte haben; jene aber, die er nehmen muß, von eitel Pakfong oder Blech sind. Er hat, giebt und nimmt Spindeluhren, Ankeruhren, Cylinderuhren, Repetiruhren, Chronometer — was weiß ich, wie sie alle geheißen werden. Ich habe die meine schon seit sieben Jahren im Sack und kenne sie nicht mit Namen. Wäre sie nur so gutherzig, wie jene längstvergangene, von der ich zum Schluß erzählen will!

Mit Uhrgläsern — der Osel war ein gelernter Glaser — hat er den Handel angefangen, und dann reiste er jährlich zwei- oder gar dreimal in die Stadt, um dort die ältesten und zerfahrensten Uhren zu kaufen und die neuesten und besten nach Hause zu bringen.

Heute — es ist nun freilich ein längst entschwundener Tag — geht's um sein Faß noch höher her wie gewöhnlich, heut' wird etwas ausgeschrien. Eine Uhr wird verlicitirt — ihr lieben Leute —, eine merkwürdige Uhr! „So ist's ja auf der Welt, Glück und Ehr' kriegt man nicht zu kaufen!“ ruft der Osel, „das muß man licitiren. Und wer das Glück hat, und diese Uhr kriegt, dem muß man auch die Ehr' geben. Denn das Zeugel da — 's ist nicht groß, 's ist auch nicht verjuramentirt, ob es von Silber ist, oder sonst was werth — aber wenn's ein Engländer sieht, das Dingel, wie ich's jetzt halt' in der Hand, so sind auf der Stell' hundert Ducaten mein. — Drei Gulden zum Ersten!“

Sie fahren um ihn zusammen. Sie lärmen und lachen und stoßen sich die Ellbogen in die Weichen. Sie licitiren mit und jagen sich gegenseitig während seiner hellausklingenden Rufe lustig hinauf.

„Nur nicht balgen und drücken, Leut'!“ so fährt der Uhrenhändler fort, „fein still sein und losen. Vor vierzehn Tagen ist der Dräuberl-Franz gehenkt worden, das wißt Ihr. — Vier — fünf Gulden zum Ersten! — Der Dräuberl-Franz hat drei Leut' umbracht und einen Schuster. Darum haben sie ihn gehenkt. Wenn er's nicht gethan hätt', hätten sie ihn leben lassen. — Acht Gulden fünfzig zum Ersten! — Wie ihn der Henker eingraben will, findet er im Hosensack vom Dräuberl-Franz diese

Taschenuhr — zehn — fünfzehn — neunzehn — zwanzig Gulden zum Ersten! — Und die Uhr ist noch gegangen! Der Dräuberl-Franz ist mausetodt gewesen. Die Uhr ist mit ihm gehenkt worden und ist noch gegangen! — Dreißig Gulden zum Ersten! — Zweiunddreißig Gulden zum Ersten! — Und geht heut' noch! Und ist dabei gewest, wie der Dräuberl-Franz die drei Leut' hat umgebracht und ist gehenkt worden! Und geht heut' noch — geht ohne End' und Aufhören! — Fünfunddreißig zum Ersten! — Zum Zweiten! — Fünfunddreißig Gulden zum! Wer giebt mehr? — Fünfunddreißig Gulden zum — Dritten!"

Der's am wenigsten vermeint, dem ist die Uhr in der Hand geblieben. Dem alten Leckenbauer.

„Geldbeutel!" murmelte er, und zog seine Brieftasche heraus, „jetzt wollen wir sehen, ob Du sie werth bist!"

Hätte er gestern an den Schragen-Bartel nicht eine Kuh verkauft — wohl als „tragend", während sie „galtt" (unbefruchtet) war — der Geldbeutel wär's nicht werth gewesen.

Etwas kleinlaut nahm er die erstandene — die gleichsam vom Tod und vom alten Leckenbauer erstandene — Taschenuhr in Empfang und trostbedürftig fragte er, ob's doch wohl gewiß wahr sei, „daß sie ohne End' und Aufhören gehe".

„Das versteht sich bei einer Galgenuhr," sagte der Osel, „nur auf's Aufziehen mußt nicht vergessen."

„Ja freilich," bemerkte näselnd und säuselnd ein Anderer — der Rockschneider von der Lehne —, „das Aufziehen ist eine Hauptsache, wenn eine Uhr gehen soll. Du selber wärst es."

„Was?" fragte der Leckenbauer.

„Aufgezogen. Schau, die Uhr" — der säuselnde Schneider hielt sie an's Ohr — „diese Uhr da muß einen Herzfehler haben, weil der Puls so ungleich geht. Alle Stund' kann sie der Schlag treffen — Und der rostige Flecken da, am Blechgehäuse! 's ist recht schön, die Uhr von einem Raubmörder besitzen, aber — ich für meinen Theil — Blut möcht' ich doch kein's d'ran haben."

Es gingen nicht fünfzehn Minuten um, so war der Rockschneider Eigenthümer der „Galgenuhr". Der Leckenbauer besaß hingegen nun eine eisgraue Greisin, halbblind auf dem Zifferblatt, halblahm am Gehwerk, zahnschartig die Räderchen, runzelig und zerdrückt das Pakfongbeschlacht — aber eine ehrliche Uhr. Und der Leckenbauer war's zufrieden oder that so — freilich insgeheim wünschend, daß sich gestern der Schragen-Bartel vom ihm nicht hätte anschmieren lassen sollen.

Das ist so ein kleines Stück aus dem Leben des weitberufenen Uhren-Osel, der ein so munteres Leben führte und ein so schlimmes Ende nahm. — Wieso letzteres, wollt Ihr wissen? Erschlagen ist er worden oben im Pohlwalde und seiner Uhren beraubt. Es

läßt sich nicht ergründen, ob eine davon etwa auch wieder solcherweise wie die verlicitirte unter den Galgen gekommen ist. Gut wär's.

Der Uhrenhandel wird auch unter den Weibsleuten betrieben, aber beileibe nicht auf offener Gasse, sondern unter Dach und Dämmerung. In der Bauernschaft ist der Brauch, daß der Bursche seinem neuerwählten Dirndel eine Sackuhr giebt. Das ist statt des Verlobungsringes. Sie trägt das Uhrlein treu und zärtlich hinter dem Busentuche verwahrt und vernimmt an ihrem Herzen allezeit das traute Ticktack. Ist das nicht unendlich sinniger, als ein leb- und inhaltloser Ring am Finger? — Freilich, wenn sie einmal den Uhrschlüssel verliert, scheint es selbstverständlich, daß sie sich mit dem Anliegen an den Spender der Uhr wendet. Nicht immer! Es giebt auch andere Leute, die Uhrschlüssel haben. Und bei solcher Gelegenheit wird dann getauscht. So bedeutet bei den Weibsleuten der Uhrenhandel geradezu Untreue. — Ein häßliches Wort. Die gute Uhr, deren beständig vorrückender Zeiger still und ernst auf die fliehende Zeit weist, auf das schwindende Leben — sie wird Judaslohn. — Eben weil's so rasch dahingeht, dieses Leben, muß man's nach Gelegenheit und Laune beim Schopf fassen und an's Herz reißen! sagen die Einen. — Eben weil die Zeit so kurz, sollen zwei Menschen, die sich einmal gern haben, treu zusammenhalten, sagen die Andern.

Und der Zeiger der Uhr mißt die Stunden Jedem vor und Jeder — zu frommem Liebesglücke oder zur Falschheit.

O du geliebtes, verachtetes Uhrlein, das ich einstmals besessen! Der mir's angepriesen, glaubte mich damit zu übervortheilen, weil sie arm und schmucklos war am Leibe und bisweilen ein wenig rasten wollte, wenn die Triebfeder ihrer Pflicht nicht gerade allzu stark gespannt gewesen.

Da kam ich einmal zu einem süßen Kinde, und das bat ich um ein Stündlein Glück. Ein einziges, das mag sie gewähren. Der Nachtwächtersruf um Mitternacht schreckte sie auf, aber ich berief mich auf die Uhr, es sei das Stündlein noch nicht aus. Der erste Hahnenschrei endlich hat ein Ende gemacht — der Zeiger wies treuherzig noch die versprochene Stunde.

O du geliebtes, verachtetes Uhrlein, du hast mir's gut gemeint!



Der Schmalz-Pater.

Wenn man eine leichte Börse und schwere Füße hat und man möchte gern weiter, so ist das unselig. Das Fahren geht nicht wegen der leichten Börse und das Gehen nicht wegen der schweren Füße; da ist es schier das Beste, man setzt sich auf einen Stein und philosophirt.

So saß ich einst als junger Mensch auf einem Steine des Pusterthales, im schönen Land Tirol.

„Heda, Bursche, woher, wohin des Weges?“ rief plötzlich eine Stimme neben mir.

Ein Mann in brauner Lodenkutte, mit einem breiten Hut, einem derben Wanderstock und einer Reisetasche stand da. Ein Franciscaner.

Er war nicht mehr jung, aber sein Gesicht sah aus wie eine schöne Pfingstrose.

Ueber diese ersten Eindrücke vergaß ich jedoch nicht auf die Beantwortung der Frage und ich sagte:

„Von Innsbruck kommt der Bursche und in alle Welt will er und jetzt verdrießt ihn das Wandern.“

„Dann bin ich sehr froh, daß Ihr kein Hexenmeister seid,“ entgegnete er lustig, „kehr' um die Hand, machtet Ihr aus so einem alten Franciscanermönch einen gesunden Esel und setztet Euch hinauf und rittet in alle Welt!“

Und wär's noch elender mit mir gestanden, diese Worte von dieser Gestalt machten mich auflachen.

Er setzte sich ein wenig zu mir und bald darauf ging ich mit ihm. Er kam ebenfalls aus Innsbruck, war bis Brunnecken gefahren und kam nun eine gute Strecke zu Fuß her. Er reiste in Geschäftssachen, wie er sagte.

„Per pedes ist mein Leben,“ sagte er, und sein Pfingstrosenantlitz lächelte, „ich bin noch ein Bursche aus der alten Zeit, wenn's auch nicht ganz mehr so rüstig geht, denn in so einer Wollenkutte ist's unbequemer zu wandern als im Handwerkerröckl, das läßt sich nicht leugnen, aber fechten läßt sich's doch auch darin, und besser noch. In der letzten Nacht fuhr ich über den Brenner; bin zum erstenmal in meinem Leben auf dem Dampfwagen gewesen — ein sündhafter Vorwitz, und ich thu's in meinem Leben nicht mehr; allen heiligen Patronen hab' ich gedankt, als ich in Franzensfeste war, und hernach schlief ich doppelt gut auf dem Heu. Heut' nach der Meß' machte ich mich gleich zu

Fuß auf, aber mein schwerer Korb, den ich trug, ließ mich froh sein, als ich mit einem Postretourwägel auf das Mitfahren unterhandelte. So fuhr ich bis Brunnecken. Als ich abstieg, wollte dieser Mann Gottes von einem Postillon, daß ich ihm ein Trinkgeld gebe. Ein Narr, der was giebt, wenn er nichts hat, denk' ich mir, aber er sagt: Ihr seid schmutzig! — Schmutzig! antworte ich, o, im Gegentheil, Freund Gottes, ich bin blank! — Der Mann brummt, aber meinen Korb läßt er mir doch weiter fahren bis Innichen."

So plauderte mir der Mann vor und dann schritten wir lustig mitsammen.

Mein Gefährte trug Sandalen und schritt damit sehr weit aus; wir holten sogar einen Stellwagen ein.

„Wißt Ihr, warum so ein Marterkasten Stellwagen heißt?" fragte mich die Pfingstrose plötzlich. „Ja, weil er nicht von der Stell' kommt!"

„Was Euch so ein Postillon für ein beweinenswerther Mensch ist," bemerkte der Mönch später, „vor jedem Wirthshaus bewässert er seine Pferde und sich selber beweint er."

Der Mann hatte Recht, ich hatte das früher durch das Innthal erfahren. Die Fuhrleute scheinen mit den Wirthen förmlich Contract geschlossen zu haben, Letzteren so viel Reisende als möglich in's Haus zu schmuggeln, und wer in die düstere Schänke mit den tirolischen Crucifixen nicht will, der muß

sich das Warten im Wagen gefallen lassen, bis sich der Kutscher genügend „beweint" hat.

Das Pusterthal ist für Fußreisende trostlos lang und stellenweise sehr einförmig. Bis in die Hochebene von Toblach zieht sich an beiden Seiten des Thales mäßiges Waldgebirge hin, im Thale selbst liegt zwischen den kleinen, ziemlich weit von einander entfernten Orten an den Ufern der Rienz viel Weide= und Wiesengrund.

Auf vielen Wiesen arbeiteten die Mähder. Ich bemerkte meinem Gefährten, daß ich den Heuduft liebe, worauf er mir antwortete, daß er den Heuduft auch sehr liebe, und daß er sich deshalb schon heimlich in Verdacht habe, er müsse ein Esel sein. Der Esel kam diesmal auf mich.

Die hohen spitzigen Hüte der Tiroler, die man im Pusterthal sehr häufig sieht, nannte mein Mönch „Sternstecher".

Aber die Tiroler sind unter diesen Sternstechern sehr schmuck, die Männer wie die Weiber.

Einem Bäuerlein, das ein paar Ochsen leitete, die durch ein Kopfjoch den Heuwagen zogen, rief mein Gefährte zu: „He, Landsmann, Euere Ochsen und unsere Stadtleut' haben das gleiche Amt, sie arbeiten mit dem Kopf!"

Da kam das Bäuerlein heran, küßte dem Pater die Hand und schmunzelte: „Hochwürdiger Vater, bist wohl recht gemein!"

Damit meinte er, daß der Mann sehr leutselig sei.

„Kennt Ihr das Mittel, auf billige Weise blaue Farbe zu erzeugen?“ fragte mich plötzlich mein Mönch.

Ich sah ihn an; wie kam er doch, während er mit der Nase die letzten Stäubchen seines Tabaks aus der Dose sog, zu dieser Frage?

„Nun, so will ich Euch's sagen,“ fuhr er fort. „Man nimmt einen Schusterjungen und einen Knieriemen und balgt den Ersteren mit dem letzteren.“

Mich fingen diese Handwerkerwitze nachgerade zu ärgern an, meine Füße schmerzten mich und ich war nicht zum Trefflichsten gelaunt.

„Wie kommt Ihr jetzt zu solchen Bemerkungen?“ fragte ich den Mönch.

„Weil ich,“ antwortete er, „auf diese Weise einmal zur blauen Farbe gekommen bin und sie gefühlt habe. Ich erzähl' Euch die Geschichte, wenn Ihr wollt; aber lieber Mann Gottes, Ihr geht ja verteufelt elend, setzen wir uns auf's Leder.“

Ich war einverstanden und wir setzten uns unter einen Lärchenbaum. Darauf musterte mein Mann nochmals seine Dose, doch ohne jeglichen Erfolg, es war kein Stäubchen mehr in derselben. Endlich kam er in's Erzählen:

„Bin einmal ein Schusterbub' gewesen voll Pech und Ruß und Boshaftigkeit. Hab' mir aus lauter Vorwitz nicht zu helfen gewußt, und immer den

Meister, der schon alt und kurzsichtig war, hab' ich im Zug gehabt. So mach' ich mich auch einmal d'ran und beklebe seinen Dreifuß mit Pech und Leim; der Meister kommt, setzt sich auf den Stuhl, bleibt seine paar Stunden sitzen, heißt es auf einmal: Die Frau Amtmännin ist draußen und will mit dem Meister sprechen. Der springt auf — da klebt's am Sitzleder – er zerrt und reißt, vergebens — er lauft mit dem Dreifuß einigemal in der Stuben umher, da tritt die Frau Amtmännin zur Thür herein; der Meister ist in Verzweiflung und grüßt und setzt sich, gleich wo er steht, nieder, daß die Amtmännin das Unheil nicht merkt; diese aber rümpft die Nase: Wenn Unsereins kommt, so erhebt man sich! — Der Meister vergießt Angstschweiß — in mir wogt's und wogt's — ich will dämpfen und zurückhalten, aber es bricht aus und ich lache laut auf. Seht, das war's, und als die Amtmännin sehr ungehalten fortgegangen war und der Meister endlich das Anhängsel mühevoll abgelöst hatte, nahm er seinen Knieriemen und mich und fabricirte die billige blaue Farbe. Das ganze Firmament schleppte ich auf dem Rücken mit, als mich der Meister hierauf davonjagte. Dann begann meine Wanderschaft. Die Welt ist schön und wunderbar und an jeder Thür giebt's eine Klinge, mit der man fechten kann! Eines Tages kam ich zu einem Kloster und focht mich hinein. – So ein Mordskerl und betteln!

Pfui! ruft der Guardian, als er mich sieht. Das frappirt mich, ein Mordskerl und betteln, das geht allerdings nicht, denk' ich. D'rauf steh' ich im Kloster auf einige Tage in Arbeit ein und flick' Schuh und Sandalen und gewinne dabei die Ueberzeugung, daß es in den Klostermauern nicht gar so übel ist. Hunger und Durst wird in den stillen Räumen keiner gelitten, aber die Kasteiungen! Lebensgefährlich sollen auch diese nicht sein, ließ ich mir sagen und — kurz, es kam so weit mit mir, daß ich im Kloster blieb und mich nach wenigen Jahren für den Orden auszubilden begann. Mehreremale bin ich wohl in die Zelle gekommen, aber endlich begann doch die Bosheit und der Vorwitz abzusterben und ich widmete mich ganz dem gottseligen Leben. Es ist besser für mich, wie im Handwerk, und in Innsbruck läßt es sich für Unsereinen leben."

Er hatte erzählt, wir zogen weiter.

Hinter Innichen holte der Pater in einem Hause seinen Korb, den ihm der Postwagen bisher befördert hatte. Im Korbe stand ein mächtiges Blechgefäß, dessen Zweck ich nicht errathen konnte.

Doch ich erfuhr es bald. In einem der nächsten Häuser, die am Wege standen, sprach der Mönch zu und bat in frommer, demuthsvoller Weise um — Rindschmalz für die hochwürdigen Franciscaner in Innsbruck. — —

Das ist Einer. — Dort sind zwei Andere.

Es ist ein schwierig Wandern für sie, in ihren braunen Kutten mit den großen Zinnbüchsen auf dem Rücken. Der Eine sinkt zuweilen bis über die Knöchel in den Schlamm des Weges und tritt manches Steinchen auseinander mit seinen Sandalen, denn er ist behäbig und fällt schwer ins Gewicht vor Gott.

Sein Begleiter ist dünn wie der Schatten eines Zaunsteckens, und käme die Schwere der Zinnbüchse nicht in Betracht, er zerträte 'leicht keine Ameise auf dem Boden. — Ich küss' die Hand, Ehrwürden!

Im Bauernhofe werden sie schon bemerkt, und: „Die Schmalz-Pater kommen!" tönt es durch das ganze Haus; da eilt die Bäuerin geschäftig ordnend durch Stub' und Küche, und der Bauer rückt die alte, schier verschollen gewesene Bibel in Sicht auf den Hausaltar, und die Mägde wischen eilig ihre Hände rein an den Schürzen, und die Kinder vertauschen unter Beihilfe der Großmutter ihre geflickten Werktagsjacken gegen die Sonntagsjöpplein und jubeln dabei — aber die Vorrathskammer seufzt.

Der vor Gott und Menschen Gewichtige tritt zuerst ein. Er geht schon viele Jahre lang als Sammler und kennt seine Leute.

„Gelobt sei der Herr und dem Hause Glück und Ehr!" Das ist sein Gruß, und diesem setzt er bei: „Zwei arme Priester mit dem Wanderstab thäten bitten um eine klein Gab von dem, was Gott der

Herr gesegnet hat auf Berg und Thal, im Kasten und im Stall; die Gab' kommt an die barmherzigen Brüder zur christlichen Krankenpflege für Seel' und Glieder; auf daß Euch Gott der Herr die Sünd' verzeih' und fernerhin seine Gnad' verleih'!"

Oder ein anderer Spruch: „Gelobt sei Jesu Christ! Der heilige Antoni (oder wie sein Klosterpatron eben heißt) der laßt Dich schön grüßen, Du mudelsaubere Schmalzkochbäuerin, Du rechtschaffene, und laßt Dich fragen, was Dir das Christkindl soll bringen. Einen braven Mann, oder eine feiste Sau, oder eine Henn' und einen Hahn, oder ein schneeweißes Büberl, ein klein's, mit krausem Haar, alle Jahr eins oder ein paar. Und daß ich nit vergess', laßt Dich bitten, 'leicht kunntst ihm verehren ein Stückel Butter, oder ein Wutzerl Flachs, oder ein Schwarterl Speck — oder Alles miteinander, dem heiligen Antoni. Daß er sich ein Pfaiderl kunnt machen und ein Süppel kunnt kochen — der heilige Antoni . . ."

Da sind Alle mäuschenstill und schleichen heran, Eins nach dem Andern, um schämig den Priestern die Hand zu küssen. Diese heben sofort ihre Zinnkübel ab und setzen sich daneben hin auf die Bank; während der Zaunsteckenschatten fromm ergeben seine Hände in den Schoß faltet, hebt der Andere schon mit den Kindern zu schäkern an. Diese sind gar schüchtern, ziehen sich zurück bis an die Wand und

thun ihre Finger in den Mund, als wären selbe lauter Zuckerbretzen. Da sie aber das Gesicht des Paters gar so licht und heiter lächeln sehen, schier wie den lieben Vollmond über der Weltkugel, so schleichen sie nach und nach heran, werden zutraulich, sagen ihre Namen und verschwärzen sich wohl gar einander auf die Frage, ob sie brav seien. Da erzählt das Bübel etwa vom Geier, der eine Henne gestohlen, von seiner Schwester, die der Mutter ein Ei zerbrochen, und das Mädchen verräth, um sich an dem plaudernden Brüderchen zu rächen, daß dieser just gestern von der Mutter Eins auf den Rücken gekriegt, weil —

So heben sie schon von Kindheit auf an, fremde Sünden zu beichten.

Der Hausvater will leutselig mit dem Dürren ein Gespräch anknüpfen, er erzählt, wie er sein Lebtag auf diesem Berg heroben sitze, daß sein Großvater dieses Haus hab' erbaut und wie aber die Balken schon wieder recht arg wurmstichig seien, man sähe das gleich dort an der Wand. Und er weist gegen die Ecke am Tische, wo der reichgezierte Hausaltar ist, mit dem Crucifix, mit dem Wachsstock, mit der Bibel — auf daß es der Pater doch merken sollte, in welch' einem christlichen Hause er sich befinde.

Allein der Mann Gottes kümmert sich weniger um den Hausaltar als um den geschäftigen Schritt

der Bäuerin, den man im Ueberboden hört. Er weiß es, jetzt holt sie Weißbrot, Käse und Butter und steigt zuletzt gar in den Keller hinab um ein gutes Tröpfel.

Und wahrlich, er hat sich nicht getäuscht; bald kommt die Hausmutter, deckt den Tisch mit einem schneeweißen Tuch, bringt Weißbrot, Käse, Gugelhupf, und setzt noch einen großmächtigen grünen Krug dazu, der fast zu sorglich und vielsagend hingestellt wird, als daß darin gewöhnliches Brunnenwasser zu vermuthen wäre. Auch ist bei gewöhnlichem Brunnenwasser das Aeußere so eines Kruges stets feucht und betropft, während hier — — Es sind also alle Anzeichen da, daß — —

Inniger faltet der Eine die Hände, und der Dicke, obwohl ein wenig gegen den Tisch schielend, setzt erhöhten Eifers seine Unterhaltung mit den Kindern fort und überhört die Einladung zum Tische ganz und gar.

Trotzdem braucht es keine außerordentlichen Zwangsmittel, die ehrwürdigen Brüder zum gedeckten Tisch zu bewegen, und der angeborene Wissensdurst läßt dem Einen keine Ruhe, bis er sich überzeugt, inwieweit seine Vermuthungen bezüglich des Kruges begründet sind. Ein Falten der Hände nach dem Trunke, ein Emporheben des Blickes zu Gott beweist die Befriedigung seines Gemüthes.

Der Dicke hingegen ißt und trinkt, ohne scheinbar dabei an den Genuß zu denken; er beschäftigt sich immer in leutseligster Weise mit den Kindern, mit der Hausfrau, und sieht überall den Gottessegen, der in einem so gastlichen, freigebigen Hause ja unausbleiblich ist.

Indeß, die Hausfrau ist schon wieder davon und kommt erst nach einer Weile mit einer schön aufgeputzten Butter, mit einer geselchten Schinkenkeul', mit fein ausgekämmten Flachsbündlein, aber sie geht damit nicht zum Tisch, bescheidentlich stellt sie die Gegenstände neben die Zinnkübel hin und sagt ganz leise: „'s ist halt just nicht gar viel; wenn Hochwürden thäten zufrieden sein und uns wollten einschließen in die heilige Meſſ', und über's Jahr wollen wir schon schauen, daß wir wieder was haben."

Der Hausvater hat seine Brieftasche hervorgeholt und lugt mit einem Auge so hinein, und da d'rin ist eine Banknote, die gottswahrhaftig just so ausschaut, als wie wenn sie — nicht getauft wär'. Da muß Eins den papiernen Juden wohl gleich in die Hände des geistlichen Herrn abliefern, der kommt mit dem Zeug schon zurecht.

Jetzt thut der Dicke eine Ledermappe hervor, und da machen die Kinder schon lange Hälse und halten den Athem an.

„Lenerle, kennst die da," sagt der Pater zum Mädchen, und hält ihm ein buntgefärbtes Heiligen-

bildchen hin, „das ist die heilige Magdalena. Darfst mir aber ja nicht so werden, wie die da. Mußt Dich, wirst einmal größer, nicht verführen lassen von den bösen Buben!“

Das Kind blickt den Mann groß an. — „Aber von den guten Buben?“ fragt es endlich schüchtern. Da lacht der Pater gewaltig auf und schreit: „Wird schon die Rechte, die!“ Und das Mädchen wird über und über roth und weiß gar nicht warum.

Hierauf kriegt Jedes das Bildchen seines Namenspatrons und die Bäuerin extra ein hellfunkelndes Kreuzlein auf die Brust, und der Bauer einen echten Jerusalemer Rosenkranz, Alles hochgeweiht und Alles für das nichtig Stückel Fleisch und Butter.

Der kluge, alte Haushund aber sitzt vor dem Tisch auf den Hinterfüßen und zieht den Schweif ein und merkt auf die Vorgänge, die ihm nicht gefallen; es ist Geschmackssache, aber er, der Hund, muß sich aufrichtig gestehen, so ein nichtig Stückel Fleisch und Butter wäre ihm lieber wie alle Heiligenbilder und Rosenkränze im Himmel und auf Erden.

Und noch während sie unter der lehrreichen Erläuterung des Paters auf den Bildchen den Rost des heiligen Laurentius, das Rad der heiligen Katharina, den Kessel des heiligen Vitus und den Kelch der heiligen Barbara bewundern, schleicht der Haushund unter den Füßen hin gegen die Butter — gegen die Schinkenkeule — da thut in demselben

Moment der bisher stummgebliebene Magere einen Aufschrei und deutet gegen das Entsetzliche hin ... hat das Rabenaas wollen den schönen Schinken schnipfen!

Da merken die Pater wohl das Unersprießliche ihres Säumens und bringen die Gottesgabe sogleich in ihre Zinnbüchsen zur Sicherheit.

Der Bauer hängt den Rosenkranz an die Wand und denkt, nächsten Samstag wird er herabgebetet, daß schon all' des Teu — Teichgräber ist mein Vater gewesen!

Und die Bäuerin lugt allfort verstohlen auf ihr Kreuzlein; das muß ein werthvoll' Ding sein. Sie schiebt dem Pater, während er aufpackt, noch einige Eier zu; da weiß der gute, weinselige Mann Gottes seine Dankbarkeit nicht mehr anders auszudrücken, er legt seine Hand an das Kinn des Weibchens und läßt sie niedersinken zum Halse und so weit sie gern sinken mag. Und am Busen befestigt er ihr noch ein ganz besonderes „Breverl" mit der wahrhaftigen „Zellermutter".

Und so ziehen die Schmalz-Pater davon und weiter von Haus zu Haus, bis die Zinnkübel voll sind. Dann kehren sie heim ins Kloster, und während die gesammelten Gaben den kranken Pfleglingen zu Gute kommen, gedenken die Sammler noch lange der Wege, die sie in Weltfreude gewandelt.



Der Viehhändler.

Die Birkenbäuerin hantirt gar geschäftig um den Herd herum und bereitet für das Hausgesinde das Mittagsmahl. Der Bauer sitzt auf einem breiten Stein neben dem Herd, steckt dann und wann eine glühende Kohle in seine Pfeife, kaut an dem Stummel und brummt halblaut: „Mich klemmt's schon saggrisch!"

Mit diesem Ausdruck sagt er seinem Weibe, daß ihm das Geld ausgegangen sei und daß er sich in keiner geringen Verlegenheit befinde. Die Bäuerin versteht den Ausdruck gar wohl, ist er doch in dem kärglichen und klemmigen Anwesen ziemlich gang und gäbe.

„Du Narrisch, was thäten wir denn, wenn Du keinen Kreuzer Geld hättest?" entgegnet sie und stellt dabei die Sterzpfanne über das Feuer; „wir müssen ja wieder ein Weizenmehl haben und das Salz ist auch schon ausgangen."

„Leih' mir ein paar Groschen von Deinem Eiergeld, Nandl!" versetzt der Bauer leise.

„Ja, meinst ich hab' gar so einen Haufen? Kann die Eier nicht alle gleich auf den Markt tragen, muß zum Kochen auch was haben und Du ißt doch die Strauben (Eierspeise in Schmalz) gern. — Hast 'leicht gar nicht einmal ein Tabakgeld? — Nein, das ist wohl ein rechtschaffenes Kreuz mit den Mannleuten!"

„Das groß' Paar Ochsen thät' ich hergeben, wenn ein Kaufmann käm', sonst sind solche Leut' alleweil vor der Thür, aber just wenn man's gern haben möcht', find't keiner her."

Die Kuhmagd kommt in die Küche und beginnt hinter dem Herd aus gesottenen Kräutern, Kleien und Salz ein Getränke für die jungen Kalben zu bereiten. Der Bauer und die Bäuerin haben ihr Gespräch abgebrochen; es ist just nicht nothwendig, daß gleich das ganze Gesinde weiß, wo jetzt wieder der Schuh drückt.

Es wird zum Essen. Der Bauer deckt den Tisch, schneidet Brot auf, und die Bäuerin geht hinaus vor die Thür, steckt zwei Finger in den Mund und thut einen lauten Pfiff. Bald darauf kommen von Wald und Wiese die Knechte und Mägde herbei; Einige waschen sich die Hände, Andere nicht — und dann treten Alle in die Stube, summen das Tischgebet und setzen sich zum Essen.

Man beeilt sich gar nicht so sehr dabei, denn die Essenszeit ist die einzige freie Zeit des Tages für das Gesinde. Aber der Bauer schaut schon alleweil auf die Uhr und sagt wohl gar seufzend die elegischen Worte: „Ja, ja, die Zeit verschwind't wie der Wind!“ — Aber das Gesinde versteht so was nicht, es trägt seinen Löffel in dem gewohnt langsamen Lauf und der Stallbub' läßt seine „Suppenschaufel“ gar oft eine Weile in der Schüssel stecken oder im Mund.

Noch sitzen sie beisammen, als die Stubenthür aufgeht und ein Mann mit einem langen Stock in die Stube tritt. Der Mann trägt eine kurze, grünliche Jacke, rehfellene Pantalonhosen, unterhalb der Kniee aus Kuhleder, ferner einen braunen Brustfleck mit einem breiten, zierlich ausgenähten Gurte. Der hasenhaarene Hut sitzt fest auf dem Kopf mit dem rothen, wohlgenährten Gesichte.

So tritt er ein und sagt: „G'segn Gott das Mittagmahl!“

„Bedanken uns!“ entgegnet der Birkenbauer, „schau schau, der Michel! Hast Du Dich auch wieder einmal verrennt (verirrt) daher?“

„Muß doch ein wenig schau'n, was Ihr da heroben alleweil macht's in der Sonn'.“

„Sie scheint nicht rechtschaffen viel, heut'.“

„Halt ja! — Und ich hab' sagen wollen: Hast nicht ein schweres Paar Ochsen für mich, Birkenbauer?“

Der Birkenbauer entgegnet, daß er wohl ein Paar habe, welches dem Michel „anständig“ sein dürfte, daß er es aber nicht verkaufe. Der Bauer wird die Ochsen um jeden Preis geben, aber er weiß wohl, daß ihm eine derartige Sprödigkeit um einige Gulden mehr einbringt. Der Ochsenhändler Michel ist aber auch in seinem Fach so erfahren, daß er nicht gleich wieder davonläuft.

„Geh', Birkenbauer,“ sagt er, „magst mir sie nicht ein wenig zeigen?“

Und der Bauer führt den Michel in den Stall und zeigt ihm die Ochsen und diese gefallen dem Händler just nicht übel.

„Will Dir nicht sparsam sein, Birkenbauer, und ich gebe Dir Zwei für die Vieher und ich zahl' Dir's gleich auf der Stell'.“

Er giebt ihm Zwei! — Dieser Ausdruck „Zwei“ bedeutet in der Viehhändlersprache: Zweihundert Gulden.

Gott sei Dank! denkt sich der Bauer im Geheimen, jetzt krieg' ich doch rundweg ein gut Stück Geld! Ueberlaut aber sagte er stolz: „Nein, da wär' ich ein Narr, wenn ich diese Ochsen hergäb'; sind nicht feil!“

„Wenn ich mich aber gleich um zehn Gulden bessere?“

„Wird's nicht thun; ich hab' just meine Freud' an den Viehern, und auf's Geld steh' ich nicht an.

's ist mir halt doch lieber, wenn mir dieses saubere Paar Ochsen im Stall steht, als wenn mir diese paar lumpigen Gulden in der Truhe liegen!"

Der Michel läßt die Rinder langsam um die Krippe herumgehen, faßt an den Rippen des einen die Haut in die Faust und sagt, wie zum Ochsen redend: „Bist ein Eichtl weniger wie Dein Kamerad; dir ist die Haut noch zu viel an die Knochen gewachsen. Bist dein Hundert nicht einmal werth, du; und in mir fängt es schon an abzureden."

Diese letzte Bemerkung beginnt den Birkenbauer zu beunruhigen und er sagt sogleich: Fünfzig zu Zwei hätt' mir der Fleischhacker schon geben; find'st halt sonst kein solches Paarl in unserem Pfarrl!"

„Ich kenn's schon, daß ich mich verhau; aber daß wir zusammen doch wieder einmal einen Handel machen: Fünfzehn sollst haben zu Zwei!"

Der Bauer hat es schon bemerkt, daß der Michel die Ochsen nicht fahren läßt, er sagt somit kurz und bestimmt: „'s wird's nicht thun."

Auf das hin ergreift der Michel eine andere Finte, er zieht seine mächtige Uhr mit dem Schildkrötengehäuse hervor und bemerkt, daß die Zeit schon sehr vorgerückt sei. Er sehe nun wohl, daß er umsonst hergegangen sei, drückt aber die Hoffnung aus, daß er mit dem Birkenbauer doch ein andermal ein Geschäft machen werde. Dann wünscht er noch viel

Glück zu dem Viehstand und daß auch sonst Alles wohl und gesund bleibe.

Das sieht denn wirklich aus, als ob er gehen wollte.

Und er geht auch; aber er kehrt noch einmal um und ersucht den Bauer um ein Tabakfeuer. Dieser zieht Schwamm, Stein und Stahl aus der Tasche und schlägt Funken; dabei aber sagt er: „Bist ein saggrischer Jud', Michel!"

„Thust mir ungut, Birkenbauer, bin Dir gewiß nicht zu karg; hätt' die Vieher auch rechtschaffen gern gehabt."

„Hörst, Michel!" — der Bauer schafft stets mit Schwamm und Feuerstein — „sollst auch nicht sagen, daß ich ein Stein bin; gieb mir noch fünfe d'rauf und nachher treib' die Vieher in Gottes Namen fort!"

Da eilt in diesem Moment die Bäuerin herbei: „Ja, Alter, meine Falcherln (Falben) wirst mir doch nicht verkaufen? Das wär' aus der Weis' und das lass' ich nicht gelten!"

Da öffnet der Michel seine braune, bauchige Brieftasche, hält dem Bauer baar zweihundert und zwanzig Gulden hin und legt der Bäuerin noch einen blanken Silberzwanziger als „Leihkauf" auf die Hand, und — das ist ein großer Augenblick — die Bauernleut' fassen das Geld an und sind überwunden.

Aber die Ueberwundenen jauchzen im Innern; sie hatten die Ochsen kaum auf zweihundert Gulden geschätzt. Und der Ueberwinder, der Michel, jauchzt auch im Innern, denn er lebt bereits der Ueberzeugung, daß er bei dem Geschäfte seine Dreißig profitiren werde.

„Und für eine Handeljause bist uns auch noch nicht feil, Michel," versetzt der Bauer, „geh' mit in die Stuben, mein Weib wird Dir was kochen, und ich geb' derweil den Ochsen ein Schipperl Heu in die Krippe."

Wohl, der Michel bekommt seine Handeljause, aber die Ochsen kriegen nicht ihr Schipperl Heu; der schlaue Birkenbauer sucht sie noch im letzten Augenblicke zu benützen. Er spannt sie eilends ins Joch und führt noch ein paar Fuhren Garben vom Feld, und bis der Michel wieder in den Stall kommt, steht das gekaufte Paar auch wieder an der Krippe und der Michel bemerkt: „Sie haben sauber ausgefressen."

„Halt ja," sagt der Birkenbauer, „die Vieher fressen rechtschaffen gern; wirst sehen, wenn Du mit ihnen heimkommst, so fressen sie Dir wieder eine Krippen voll!"

Zuletzt, wie der Mann die Rinder mit einem Strick an den Hörnern zusammenfaßt und aus dem Stalle führt, kommt das Halterbüblein herbei. Das weint gar sehr, als es seine Lieblinge, die Falcherln,

davonziehen sieht. Aber der Michel weiß auch den Halter zu besänftigen; er reicht ihm eine Silbermünze

„Sieh', Kleiner, da hast was; kauf' Dir einmal ein paar Semmeln dafür!"

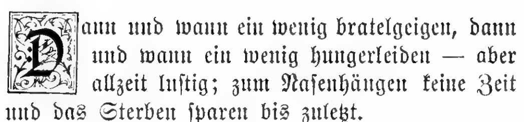
Und die Falcherln ziehen von hinnen und der Michel mit ihnen.

Und wie die Bäuerin am Abend wieder geschäftig am Herd hantirt und für das Hausgesinde das Nachtmahl bereitet, sitzt der Bauer wieder auf dem Stein neben dem Herd, steckt dann und wann eine glühende Kohle ins Pfeiflein, kaut an dem Stummel und lächelt vor sich hin: „Heut' hat's mir's einmal gern than, Alte, jetzt können wir uns wieder einmal rühren. Für die Ochsen kauf' ich jetzt ein Paar Kalbeln und in etlichen Jahren beim Verkauf profitiren wir wieder."





Der Bratelgeiger.



Dann und wann ein wenig bratelgeigen, dann und wann ein wenig hungerleiden — aber allzeit lustig; zum Nasenhängen keine Zeit und das Sterben sparen bis zuletzt.

Er ist seines Zeichens ein Schuhflicker, aber wenn ihn Jemand „Herr von Drahtzug" nennt, so läßt er's auch hingehen, ja, macht noch ein leutseliges Gesicht dazu. Er will überhaupt etwas höher hinaus, denn schuhflicken, das kann Jeder.

Und er hat's gar nicht nöthig, sein armselig Handwerk zu pflegen — „er konn a Musi"!

Zwei alte Baßgeigen, wie er sagt, sind sein Eigenthum; die eine lehnt hinter dem Ofen, die andere poltert draußen in der Küche und im Ziegenstall herum. Beide brummen, die erstere aber nur, wenn er sie streicht, die letztere auch, wenn er sie nicht streicht.

Wenn der Fritz auf dem Dreifuß sitzt, wenn er das starr verkrüppelte Beschuhe irgend einer Kuhmagd in den Schoß nimmt, Schweinslederflecken auf die wunden Stellen paßt und endlich pathetisch den Pechdraht zieht — so sind das trübe Stunden seines Lebens, und die Baßgeige hinter dem Ofen ist versunken in elegische Träume.

Aber man sollte es kaum glauben, in dem starrverkrüppelten Beschuhe der Kuhmagd stecken unterschiedliche Gedanken, tiefe Gedanken — Weltgedanken. — Es muß nun doch wohl bald die Faschingszeit kommen. Diese Schuhe sind in ihren Jugendtagen auch daheim gewesen auf dem glatten Tanzboden, diese Schuhe sind damals wohl geschmiert und kohlschwarz gewesen; diese Schuhe sind im sanften Kreislaufe umher gerutscht, oder auf den Spitzen gehüpft und haben sich mit anderen minniglich berührt; diese Schuhe, o, die Träume der Jugend kehren wieder! Der Fritz wirft die Arbeit in den Winkel und springt auf. Jetzt kommt ja wieder der Fasching, und der Schwanawirth, und der Hänslbauer, und der Wolfgruber halten Tänze ab; ja, da muß er sich bewerben um die Musik — er stürzt hin auf die Baßgeige hinter dem Ofen, streicht sie, daß es summt und singt. Hei, da kommt ja wieder die goldene Zeit!

Sein Weib eilt von der Küche herein: „Bist schon wieder verhext, Fritzl! Gleich setz' Dich auf

den Dreifuß. Haben eh' kein Brot mehr im Haus! Glaubst, Du laufst jetzt wieder davon und verlegst Dich auf's Bratelgeigen und ich werd' der Narr sein und daheim bleiben und Trübsal blasen? Ja, schleck' ein Salz, so wirst durstig!"

Der Fritz bleibt in Ruhe; endlich entgegnet er gelassen: „Weiberl, wenn Du jetzt fertig bist, so heb' ich an." Und er streicht in die Saiten und die Baßgeige brummt, und er singt dazu ein minniglich Liedchen:

„Ein Zwiebel hat sieben Häut',
Ein altes Weib hat neun:
Und wo der Teufel selbst nichts richt't,
Da schickt er seine Compagnie
Von alten, alten Weibern
Zum Stüblein herein!"

Jetzt ist's gut, daß er geht.

Und er geht hinaus aus seinem trauten Heim und fragt beim Schwanawirth, oder beim Hänslbauer, oder beim Wolfgruber an: „Ich bin überall, wie 's schlecht' Geld, und ich frag' Dich, hast was dagegen, wenn ich Dir zu Deinem Faschingstanz die Musik mach'? Ich thät' den Lappenpatzer auch noch mitbringen, der blast die Blechpfeifen, und den Waschelzapf, der spielt die Geigen, und den Gschwaderbuben, der kann das Waldhorn. Du, das giebt a Musi! nix Zweit's — umfallst!"

Und wenn nun der Ballgeber damit einverstanden ist, so beginnt in des Schuhflickers viel-

bewegtem Leben die Glanz- oder vielmehr die Klangperiode. Bald hat er drei Gesellen beisammen. Und dann kann man sie ziehen sehen durch das Thal, gekleidet in Wiesling (ein Gewebe aus Schafwolle und Garn). Wenn auch der Lappenpatzer ein Schneider, der Waschelzapf ein Weber, der Gschwaderbub' ein Strohdecker, der Fritz ein Schuhmacher, diese Wanderung ist kein Gang auf die „Ster", nein. das ist ein Künstlerwallen durch das Thal, und alle jungen Mädchenherzen hüpfen ihnen entgegen.

Mit diesem Durchzug der Musikanten ist nun das Zeichen gegeben zur allgemeinen Rüstung. Jedes Mädchen bestürmt seinen Burschen, der Bursche wieder seinen Dienstherrn um die Erlaubniß, an dem „Tanz" theilnehmen zu dürfen. Und der Dienstherr mag's erlauben oder nicht — die Nacht ist ihr Eigenthum, damit können sie machen, was sie wollen.

Und der Tag ist da — gewöhnlich ein Sonntag. Den ganzen Nachmittag schon kreischt die Blechpfeife, summt die Geige, schmettert das Waldhorn und brummt die Baßgeige des Capellmeisters, und es bestätigt sich glänzend das Sprichwort: Wer gern tanzt, dem ist leicht gegeigt, und wer gut schmiert, der fährt gut. Aber erst zur Dämmerung, wenn auf dem Tanzboden die zwei Kerzen angezündet werden, nahen die Leute schaarenweise, Paar an Paar. Die

Burschen sind gleich in Hemdärmeln, die Mädchen mit hochgeschürzten Röcken, wie's die Bequemlichkeit eben verlangt -- und nun bricht der rechte Jubel los.

Heute muß der fetteste Braten her und der beste Wein — warmer gewürzter Wein, und — „Dirndl, wenn Dir der Sinn steht nach Kaffee, oder Meth, oder Holländerthee, oder wenn Du willst von der Kuh das Hirn oder vom Ochsen die Niern, vom Kalb die Zungen oder vom Lamm die Lungen, ein ganzes Schwein, lebendig oder todt, es sei Dein!"

Lob sei dem Wirth — weiß ist seine Schürze, grün sein Kappel, roth seine Nase, blau sind seine Schwänke, farblos seine Witze. „Eßt, eßt meine lieben Gäst'!" schreit er, „mir ist leid, daß Ihr das eßt und jetzt sollt Ihr kosten meine Graßäst'!"

Und all' Tag ist nicht Kirchtag. Heut' lassen sie den Herrgott einen guten Mann sein, und Alles was Küche und Keller zu bieten vermag, Alles muß „in Abraham's Schnappsack spazieren".

Und zur Freude gesellt sich immerdar gern die Poesie. Wenn es sich heute findet das junge Volk, wenn es sich nähert das Paar: eine Liebeserklärung in Prosa braucht es nicht; die Lieder dazu sind längst schon fertig:

„Mein Herzerl is treu,
Wachst a Zweigerl dabei,
Brockst es oh, so g'hört's Dein,
Oba treu muaßt ma sein!"

Und die Entgegnung:

„So sei holt mei Schotz,
Oba sog'n deafft es nit,
Wann's d' Leut' a mol wiss'n,
Oft mog ih dih nit!“

Wo Bündnisse geschlossen, da können auch Bündnisse gelöst werden:

„Ei Du, mei Du,
Bist neama mei Du,
Hon an ondern Meidu,
Is ma liaba wia Du!“

Kommt dann und wann ein oder der andere Bursche in die Lage, seinen Nachbar um eine Gefälligkeit zu ersuchen:

„Geh' leih' ma dei Dirndl
Zan Umaflankirn,
Die Mein hot wos broch'n
Und konn sih nit rühn!“

Aus ökonomischen Rücksichten lautet der Bescheid häufig:

„Und 's Dirndlausleih'n
Däs thuat holt ka guat;
Ma kriagt's neama z'ruck
Wia ma 's ausleih'n thuat.“

Anderes und Anderes kommt dazwischen. Irgend ein alter Fuhrmann, oder ein Köhler oder Steinklopfer thaut auf, trollt sich mitten unter die Tanzenden hinein, hopst im Tact und dreht sich und klatscht mit den Händen auf seine aschgrauen

Lederhosen und schnalzt mit den Fingern, mit der Zunge, wirft jedem vorüberfliegenden Mädchen Kußhändchen zu, liebäugelt selbst mit den Musikanten und verkündet in übermüthiger Lust ein neues Evangelium:

> „Buama seid's lusti,
> Hiazt braucht's neama z' bet'n,
> D' Höll' is vasunk'n
> Und gonz vulla Lettn“ (Schlamm).

Die Geigen und die Pfeifen sind ohne Ruh und Rast und dem Fritzl blüht die Seligkeit im Gesicht. Nein wahrhaftig, so was erlebt er daheim beim Schuhflicken nicht! Hier hat er bei all' der bunten Heiterkeit, bei all' den Scherzspielen der Jungen, bei all' den kecken Schnacken der Alten freies Essen, freies Trinken und freies Mitlachen. Mehr noch als das, harte Groschenstücke, klingende Silberzwanziger hüpfen auf den „Spielleuttisch“ und tanzen dort noch eine Weile bei der tollen Musik, bis sie liegen bleiben.

Aber der Fritzl läßt nichts liegen als das glühende Eisen, er spielt ja ein Streichinstrument, er streicht ein.

Legen endlich die Musikanten ihre Instrumente auf kurze Zeit zur Seite, so wird den Gläsern auf den Boden geguckt und dabei die Leute gemustert.

Der mit den Pflugräderaugen! Die hat Holz bei der Hütten (hohen Busen)! Schau, Derselb' hat

Maulaffen feil! Die hat ihn auch auf dem Bandl! Die wär' recht zum Fensterglas, die Sonn' scheint ihr durch alle Rippen! Dort hat auch Einer die Katz' zum Schmer gestellt! — Aehnlich lauten die kritischen Bemerkungen der Musikanten, bis plötzlich ein Bursche aufbegehrt:

„Seid's mir saubere Musikanten! Hat sich's Pechmandel bei Euch eingestellt?"

Das ist ein herber Vorwurf, denn er drückt die Vermuthung aus, die Musikanten seien in Schlummer versunken. Unsere Vier greifen nun sogleich zu den Geigen und Pfeifen. Und nun geht es wieder fort, wie nach der Schnur, wie nach den Noten; es schlägt Mitternacht — pfeifen und tanzen; es kräht der Hahn — pfeifen und tanzen; es lugt der Morgenstern zum Fenster herein — pfeifen und tanzen. Schreit Einer: „Löschet die Kerzen, sie brennen dem Tag die Augen aus!" Aber immer noch pfeifen und tanzen. Vergebens röhren die Hausthiere in den Ställen und verlangen ihr Frühstück, vergebens schimpfen die Spatzen auf dem Dach. Es wäre kein Halt, doch da werden endlich die Pfeifen heiser, die letzte Geigensaite springt.

Die Leute wanken erschöpft ihren Häusern zu, für die Bratelgeiger beginnt erst der Feiertag und sie bekommen vom dankbaren Wirth die Reste „frisch gebraten" — den Ehrenbraten, der ihnen den Titel sichert.



Wilde Musikanten.

Typen und Gestalten.

Wovon das kommt, daß der Aelpler mehr natürlichen Kunstsinn und künstlerische Fähigkeit zeigt, als der Flachländer? Es liegt nicht allein darin, daß der Süddeutsche, der Alpenbewohner, ein regsameres Gemüthsleben führt als etwa der geistesgewandtere Norddeutsche gegen die Küsten der Ostsee hin, und daß im Süden der sinnfällige katholische Cultus bedeutenden Einfluß auf das künstlerische Empfinden der Bevölkerung hat. Gewiß sind das wesentliche Gründe; doch vergessen darf nicht werden, daß in den Alpen die Natur selbst Künstlerin ist. Wer baut die gewaltigen Berge auf und schmückt sie mit den Wundergebilden der Felsen und deckt sie mit Gletschern ein? Wer malt die Tafeln und Seen und das Feuer des Alpenglühens? Wer giebt das Rauschen des Windes im Tannenwald, das Brausen des Sturmes in den

Felsriffen, den klingenden Wiederhall in den Bergwänden?

Vor Allem die Musik hat in den Bergen ihre Heimstätte, sei es in dem Pastorale des Vogel- und Hirtengesanges, sei es in der Art der „Zukunftsmusik", die der krachende Donner im Gebirge und der schmetternde Lawinensturz treibt.

Es ist behauptet worden, der Urkeim des Volksliedes entstamme dem Klingen der entschälten Baumstämme, die der Holzknecht in die Tiefe schleudert, dem Schreien des Rehes und den gezogenen Lauten der Hausthiere. So weit gehen wir nicht, gewiß aber ist es, daß die kräftige Lunge des Aelplers, die leichte reine Bergluft, das leichtentfesselte Hallen und Schallen in Wäldern und Wänden dem Gesange förderlich ist. Das mächtig hinausgestoßene, eigenartig helle Jauchzen und Jodeln (dieses Lied ohne Worte) ist so specifisch alpin, daß es ohne Aelplersbrust und Bergeshöhe kaum denkbar erscheint.

Da giebt es im Gebirge Leute, die fortwährend singen. Sie steigen bergauf und springen thalab und singen. Bei der Arbeit, wenn solche nicht allzu hart ist, singen sie, in Feierabenden, im Wirthshaus, bei Spiel und Tanz singen sie; selbst auf heimlichen Liebeswegen, wo es am zweckmäßigsten wäre, auf stillen Socken zu schleichen und den Athem einzuhalten, singen sie ihre Vierzeiligen. Der einzige Weg in die Kirche geht ohne Sang, außer es wäre

ein geistliches Lied, wozu die alpinen Kehlen übrigens meist viel zu wenig Mollton haben. Wenn die Lust allzu übermüthig wird und mächtig, so springt plötzlich ein Juchschrei hervor, und

„Des Aelplers wortlos Jauchzen sagt oft mehr,
Als aller Weisen Lied und Lehr'."

Das Singen im Gebirge wird nicht gelernt, außer es wäre zu kirchlichen Zwecken. Der Aelpler wird schier singend geboren. Wer echten Volksgesang hören will, der lasse sich nicht bethören von den als Tiroler costümirten Bänkelsängern, sondern er trachte sich in einen „Heimgarten" einzuschmuggeln, wo das Dorf des Abends zur gemeinsamen Arbeit und Unterhaltung zusammenkommt. Uebrigens ist es schwer, die Leute in Gegenwart von Fremden zum Singen zu bringen, da schämen sie sich, besonders die Weiber, sie wären ja eben zu heiser, „als hätten sie Pelz im Hals", und es wäre ihnen der „Stimmstock umgefallen" und was dergleichen Redensarten mehr sind, mit denen sie sich zieren. Sind sie aber dem Fremden erst aus dem Gesichte, und wissen sie auch zehnmal, daß er sie hinter der Wand abhorcht, dann erheben sie ihre Stimmen und lassen's gar keck und scharf heraustrillern — die übermüthigsten, zweideutigsten Liedlein bisweilen, daß der Zuhörer oft gar nicht weiß, wie ihm geschieht.

Vor Allem ist es das Hirtenthum, welches dem Sange fröhnt und durch den Gesang sich mit der Heerde versteht; sowie es thatsächlich Kühe giebt, die ihre Milch verweigern, wenn die Melkerin bei ihrem Geschäfte nicht ein helles Jodeln losläßt.

In Kärnten und Steiermark haben es — dort besonders Thomas Koschat, hier Jakob Schmölzer — mit Glück unternommen, das Volkslied und den Volksgesang für geschulte Sänger und feinere Kreise zurechtzumachen, und, durch die Kunst ein wenig veredelt, sieht, oder vielmehr hört man erst, welch' große Kraft und Schönheit in den alten Weisen verborgen liegt.

Wenn wir noch einen Blick auf das wandernde Sängerthum unseres Volkes werfen, so meinen wir nicht etwa die Harfenisten und Jahrmarktsänger, wohl aber die Schaar der armen Kinder, die am Dreikönigstage von Haus zu Haus geht, um ihr Lied von den „drei Weisen mit ihrem Stern, sie essen und trinken, aber zahlen nit gern" gegen ein Stück Kuchen zu singen. Oder wir meinen auch das „Leichwachtsingen", wie die Leute sich in das Haus begeben, wo eine Leiche aufgebahrt ist, um an derselben Nachtwache zu halten und Todtenlieder zu singen. Oder wir meinen endlich die Wallfahrerschaar, die über Weg und Steg sich zur Ehre Gottes in die Kirchen und Wirthshäuser hinein singt, um sich in letzteren allemal wieder die Stimme und die

Frömmigkeit zu erfrischen. — Ist nicht Gelegenheit zum Singen und Jauchzen, so wird gepfiffen, oder, wie der Aelpler sagt, „gewischpelt“. Das „Zweipfeifen“, wobei zwei Männer mit kunstreichem Lippenspiel die lustigen Volksweisen pfeifen, ist in der That eines der originellsten, oft sogar anmuthigsten Concerte, die man hören kann.

Ich habe ein solches Pfeiferpaar gekannt; es waren zwei alte Bettelmänner, welche in meiner Heimatsgegend von Haus zu Haus gingen und für eine kleine Gabe Schelmen-, Hochzeits-, Kirchen- oder Todtenlieder pfiffen, je nachdem Zeit und Anlaß war.

Das war denn allemal eine Freude für uns Kinder, wenn es hieß, die Pfeiferbettler wären da, wir sollten Kreuzer zusammensuchen, sie würden uns was pfeifen. Und wie sie so vor der Hausthür standen, die weißbärtigen Greise, in zerflicktem Kleide und mit zerrissenem Leibe — der Eine hatte um eine Hand zu wenig, der Andere um ein Backenbein und um ein Auge, weil ihm einst eine italienische Kugel durch den Kopf gefahren war — und wie die traurigen Gestalten nun ihren Mund spitzten und mit begleitendem Mienenspiel die heitersten Weisen pfiffen, da schlich wohl das ganze Haus zusammen und horchte zu, und meine Mutter hatte nach einem solchen Zweipfeifen, es mochte noch so lustig gewesen sein, feuchte Augen.

Als endlich Einer von den Pfeiferbettlern gestorben war und sonder viel Glockengeläute in die Grube gelegt wurde, und als die paar Leute, die den Alten aus Christenliebe auf den Kirchhof begleitet, davongegangen waren, blieb der Andere noch kauern auf dem Erdhügel und pfiff dem Kameraden ein Grablied nach. Das mag auch von ihm so ziemlich das letzte Pfeifen gewesen sein, denn später ist er nicht mehr gehört worden.

Das ist allerdings der einzige mir bekannte Fall, daß sie sich öffentlich zeigten; sonst geschieht das Pfeifen stets nur gelegentlich, wo in der Bauernstube oder Holzknechthütte ein paar Männer zufällig beisammen sind. Den Weibern ist das Pfeifen verpönt und heißt's, es erscheine auf solchen Lockruf der Teufel. Der Grubensteff hat zwar einmal behauptet, in dieser Beziehung sei ein Männerpfiff noch viel gefährlicher, denn er habe bei der Kirchweih in Sanct Mirten nur ein einzigmal gepfiffen und auf der Stelle wären drei Weiber dagewesen.

Eine ganz andere Sache, als derlei Sänger- und Pfeifervolk ist der Kirchenmusikant. Das ist der Kunstmusiker des Dorfes, denn er hat die Musik gelernt. Der Schulmeister hat die ungelenken Finger des Knaben so lange mit dem Stäbchen gegerbt, bis sie die Geigensaiten, oder die Clarinettlöcher, oder die Trompetenklappen richtig begriffen. Der Schulmeister hat dem Jungen so lange das Ohr-

käppchen gedreht, bis diesem das Musikstück recht ins Gehör gegangen. Das sind die Künstlerleiden auf dem Dorfe.

Es ist kein Wunder, wenn im Angesichte solcher Thatsachen die Burschen nicht Musik lernen wollen und daß der Schulmeister allerlei Redekünste und Hinterliste aufbieten muß, um etliche Schüler dranzukriegen. „Das thät' ich schon," sagt er, „daß ich das Geigen und das Blasen lernen thät'! Der Mensch, der Musik kann, kommt alleweil gut durch die Welt. Schaut's an die Hasenauer Musikanten, verdienen sich bei der Tanzmusik an einem Tage mehr als Andere im Monat. Und was sie sich in den vier Faschingswochen mit Geigen und Pfeifen erwerben, das wollt' ich nicht hergeben um den ganzen Jahrlohn vom stärksten Bauernknecht. Ich nicht, ich, daß ich's hergeben wollt'! Ich schon, ich, daß ich Musik lernen thät' an Eurer Stell."

Etliche beißen an. Aus der Schule getreten, nutzen sie ihre Sonntagsfeierstunden zur Uebung und blasen oder geigen dem lieben Herrgott ein Loch in seine wunderschöne Welt. Und nach Jahren führt sie der Schulmeister, der auch Regenschori ist, auf den Kirchenchor, und wenn sich nachher die Gemeinde hell verwundert über das gottlos prächtige Hallen und Schallen da oben, so kann er wohl mit Stolz auf seine Bande zeigen: „Die hab' ich mir selber erschaffen!"

Wie nun aber die Musikanten nach dem Gottesdienst im Wirthshaus zur Lustbarkeit aufspielen wollen, da zieht der Regenschori andere Saiten auf und sagt: „Bratelgeigen, das leid' ich nicht! Ich hab' mich nicht mit Euch abgeplagt wie ein Zugvieh, daß Ihr Lumpenmusik machen sollt, sondern brave Kirchenmusikanten begehr' ich!"

„Das wollen wir ja sein, Herr Schulmeister," sagt vielleicht Einer. — „So!" ruft der Regenschori, „das wollt Ihr sein! Vormittags dem Herrgott aufspielen und Nachmittags dem Teufel!"

Das wäre auch in der That unschicklich, meint nun einer der Burschen, und so wolle er dem Herrgott lieber gar nicht aufspielen. Und fällt ab. Aber die anderen thun nicht so. Es ist des Herrn Pfarrers wegen, daß sie auf dem Kirchenchore spielen; es ist auch der Ehre wegen. Und einmal im Jahre, gewöhnlich zu Frohnleichnam, was für den Musikanten der musikalischen Procession wegen wohl der strengste Tag ist, fällt doch ein guter Trunk aus. Und wenn Einer der Musikanten heiratet, so spielen ihm und der Braut die Anderen Hochzeitsmärsche und Tänze auf, und wenn Einer von ihnen auf hoher Bahre in den Kirchhof getragen wird, so giebt ihm die Musik das Ehrengeleite, und am jüngsten Tage hält an seinem Grabe der Engel still und bläst ihm auf der Posaune ein Ständchen. „Wer solche Ehren verscherzen kann gegen schnödes Spiel-

leutgeld, der —! Man muß viel verschlucken, auf dieser Welt," sagt der Schulmeister und genießt ein Zuckerbemmchen gegen die Heiserkeit, denn er soll morgen beim Hochamt die Altstimme singen, weil sich die Pfarrersköchin unpaß melden ließ.

Von den „Künstlern" nun wieder zurück zu den Kunstliebhabern, zu den wilden Musikanten.

Wer kennt es nicht, das Ding, welches trotz seiner großen Einfachheit gleichsam alle Instrumente in sich vereinigt, so daß durch einen Hauch des Mundes alle Töne lebendig werden, von der hellen Hirtenpfeife an bis zu den tiefen, feierlichen Klängen der Orgel! Das Lied, das man hineinhaucht, schallt im vollen Chore eines wohlbesetzten Orchesters wieder zurück. Wer kennt die Mundharmonika nicht? Dieses Instrument spielt sich selbst, kein Wunder daher, daß es die meisten Liebhaber hat. Vierzig Kreuzer kostet eine solche Harmonika, die auf beiden Seiten spielbar achtundvierzig Kläppchen hat. Man bekommt sie auf allen Jahrmärkten, Hausirjuden tragen sie ins Haus und selbst der Dorfkrämer hat nebst seinen Baumwoll- und Specereiwaaren auch Mundharmoniken auf dem Lager. Kinder mit sieben Jahren haben in solchem Spielzeug ein Musikinstrument erhalten und sind virtuose Mundharmonisten. In dem einen Hosensack den Taschenveitel, in dem andern die Mundharmonika, so geht mancher Alpenbursche durch's Leben und braucht je nach

Bedarf Eins ums Andere. Mitunter, in Regentagen oder langen Winterabenden, verpflichtet er damit eine ganze Gesellschaft, denn es läßt sich bei seinem Instrument zur Noth auch tanzen, und ist der Reigen nur erst im Gang, so klemmt der Musikant die Harmonika zwischen die Lippen, stößt den Tact nur so hinein, nimmt eine Schöne um die Mitte und tanzt mit herum.

Und ist irgendwo Eine, die nicht Anwerth hat beim Tanz, die kauft sich selber eine „Maulwetzen", musicirt sich selber was vor und tanzt mit sich selber — hat solchergestalt keine Noth mit dem Liebsten und braucht kein Spielleutgeld zu zahlen.

Nebst der Mundharmonika ist auch die Ziehharmonika bekannt. Die ist nicht auf fremde Lungen angewiesen, sie hat ihre eigene aus Thierfell, wie der Dudelsack, und sie bläst sich selber, wenn sie nur auf- und zugeschoben wird. Trotzdem genießt sie die Neigung der Leute nicht in dem Maße, wie die kleine Mundharmonika.

Ein ganz Anderes und für das weibliche Geschlecht noch schier Gefährlicheres ist die Maultrommel und der Maultrommler.

Maultrommeln, das sind zwei kleine Brummeisen, schlüsselförmige Instrumentchen mit leicht erregsamen Stahlzünglein. Die beiden Eisen sind gleichtönig, doch wird an das Zungenhäklein des einen ein Wachsknötchen geklebt, was den Ton ent-

sprechend tiefer macht. Diese Eisen klemmt man zwischen die Zähne, eins am rechten, das andere am linken Kiefer, mit den Fingern schnellt man die Stahlzünglein, während man in dieselben eine Arie hineinhaucht. Die Arie surrt und säuselt nun ganz seltsamlich in den zitternden Zünglein und ist das eine überaus eigenartige Musik, mit der man freilich keinen Reigen in Bewegung setzt, doch aber — wenn der Maultrommler darnach ist — Weiberherzen erschüttern kann.

Wie Jerichos Mauern durch Blechinstrumente gefallen sind, so fällt vor dem Surren der Maultrommeln in stiller Samstagsnacht der Fensterschuber und was mitzusammenhängt, da werden die beiden Eisen rasch in den Sack gesteckt und das Spiel des „Maultrommelns“ wird wohl mit dem Munde, aber ohne Instrumente fortgesetzt, gehört somit nicht mehr eigentlich in das Bereich unserer Musikanten. —

Der bekannteste und verbreitetste der wilden Musikanten in den Alpen ist der Zitherspieler. Es ist eine echt steirische Type.

Die Harfe des alpinen Volksliedes ist die Zither, aber nicht jene vervollkommnete moderne Zither, mit der es herumziehende Künstler bisweilen zu einer bewunderungswürdigen Fertigkeit bringen. Solche Zithern wären für den gewöhnlichen Bauer schon deshalb unmöglich, weil eine derselben den ganzen Jahreslohn eines fleißigen Knechtes kosten würde,

nicht von der Zeit und Gelenkigkeit der Finger zu reden, die zur Erlernung des Zitherspieles erforderlich wären.

Mein Vater hatte drei Brüder und Jeder besaß eine Zither mit zwei Saiten, die sie sich selbst gezimmert hatten und auf denen sie an den Feiertagen ihr inneres Leben ganz leidlich offenbarten. Dieses innere Musikleben bestand aus einem halben Dutzend Steirertänze, oder, wie sie sie nannten, „Altweltischer", die den übrigen Hausbewohnern auch allemal scharf in die Füße fuhren. Mein Vater war ihnen aber in der Kunst weit überlegen, er spielte eine Zither mit drei Saiten und spielte auch Volkslieder und Jodler und mancherlei ungewöhnliche Weisen, aus denen wir nicht klug wurden. Und wenn wir ihn hernach fragten, was das gewesen sei, antwortete er: „Nichts." Es waren von ihm erdichtete Tonzusammensetzungen, wie sie ihm gerade in die Finger kamen und die er nach ihrem Verklingen selbst nicht mehr wußte.

Den Anschlagring, den der Zitherspieler an seinem rechten Daumen hat, kannten wir nicht, wir nahmen ein Stück Fischbein in die Hand und hieben und kratzten damit frisch auf die Saiten los. Demnach war der Ausdruck: „Zitherschlagen" ziemlich treffend. Mein Vater sah es nicht gern, wenn zum „Zitherschlagen" getanzt wurde, obwohl die scharfen, schrillen Töne das Gepolter der Berg-

schuhe leicht übertönten. Als wir später einmal einen Kunstzitherspieler hörten, wußten wir nicht, was das für eine fremdartige Musik sei, bis mein jüngerer Bruder das Instrument erguckt hatte und uns mit dem Bericht in Erstaunen setzte, das Zeug schaue schier aus wie eine Zither, nur daß es viel größer wäre und über und über gewichst, wie des Amtmanns Stiefel, und daß es gewiß etliche Dutzend Saiten hätte.

„Etliche Dutzend Saiten!" rief mein Vater, „nachher nicht, nachher ist's keine Zither, nachher ist's was Anderes."

Es giebt nun wohl manchen Aelpler, der seine Holzaxt weglegt, das Zitherspielen lernt, damit sein Brot verdient und ein heiteres Leben führt. Im Winter geht er in die Stadt, und vermag er's schon nicht, den Concertsaal zu erobern, so wirft er sich scharf in die steirische oder tirolische Tracht, auf dem Hut Gemsbart und Hahnenfedern, und spielt in den Wirthsschänken. Kommt der Sommer, so geht er wieder dem Gebirge zu, spielt in Touristenherbergen und Sommerfrischen, verdient sich viel Geld und kommt erst wieder bleibend in seinen Heimatsort zurück, wenn er in's — Armenhaus muß.

Viel Geld verdienen und Armenhaus! Das ist zumeist der Lebenslauf des Volksmusikanten. Was dazwischen liegt, ist unter Brüdern freilich auch eines Menschenlebens werth.

In Steiermark ist die Zither so volksthümlich, daß Mancher den Wunsch hegt, wie schon das Lied sagt:

„Wann ih einmal stirb,
Müassen mih d' Steirer trag'n
Und dabei zithernschlag'n.“

Meines Wissens ist dieser Wunsch nur einmal erfüllt worden, und zwar dem Waisen-Toni in Krieglach. Als der in seinem geschlossenen Tannensarge lag, fiel es einem seiner Kameraden ein: der Toni hätt's Zithernschlagen gern gehabt. Wollten ihm zu guterletzt eins aufspielen. — Er legte im Uebermuth die Zither auf den Sarg und spielte einen „Steirischen“. Ihr meint vielleicht, der Todte wäre d'raufhin lebendig geworden? Mit nichten. Die Anwesenden aber hielten sich die Ohren zu, er, der Spieler, möge um Gotteswillen aufhören die Todtentruhe sei keine Resonanz für's Zitherschlagen.

Ein der Zither verwandtes, aber wohl älteres Instrument ist das Hackbrett. Es ist das ein ziemlich breiter, flacher Resonanzkasten mit Metallsaiten, die mit zwei Hämmerchen geschlagen werden.

Das Hackbrettspiel wird in unseren Alpen auch kaum mehr gepflegt, und als ich vor einiger Zeit ersucht wurde, für ein steierisches Museum das Hackbrett aufzutreiben, fand ich auf vieles Suchen

ein einziges. Und wo? Auf einem Kohlgarten an den Zaunstock gehangen und etliche Holzbälklein daran, die der Wind beständig hin und her und an die Saiten schlug. Das Ding war als — Hasenschrecker benutzt.

Eines der wunderlichsten Instrumente, das wohl auch zur Gattung des Hackbrettes zu zählen ist, hat der Hammerl-Hans zu St. Michael gehabt.

Da lagen auf Strohriegeln etliche dreißig Holzwälzchen, jedes etwa einen Zoll dick und von verschiedener, stets genau bestimmter Länge; sie waren derart neben- und zwischeneinander gelegt, daß sie durch Hämmerchen wie die Saiten eines Hackbrettes gespielt werden konnten.

Sechsunddreißig Stäbchen, von dem kürzesten bis zum längsten, gaben sechsunddreißig Töne, die ganz kunstgerecht miteinander harmonirten. Und da gab's steierische Tänze und wienerische Walzer, Alpenjodler und Soldatenlieder — aber Alles von Holz.

Ein Anderes wieder ist das Spielen mit Hämmerchen auf einer Reihe von gleichgroßen, aber mit Wasser ungleich gefüllten Trinkgläsern, mit welchen ein sehr harmonisches Glockenspiel erzielt werden kann.

Unendlich ist das Reich der Töne. Und so lauschen wir den Schalmeien auf sonnigen Höhen, den Hirtenflöten und den Schwögelpfeifen und Allem,

was da in wogenden Tönen hervorquillt aus dem Menschenherzen, das sich vor glückseliger Lust oft kein Ende weiß. O, Preis und Lob Dem, der die goldenen Saiten gespannt hat über Berg und Thal, so daß die ganze Alpenwelt eine Riesenharfe ist, auf welcher männiglich Wesen das hohe Lied des Lebens spielt.





Die Wallfahrer.

Wären die Vergnügungsreisen nicht aufgekommen, ich ginge selber mit der Kreuzschaar nach Maria-Einsiedeln, oder auf den Schutzengelberg, oder nach Mariazell, oder zu einer anderen Wallfahrtskirche, wie sie gerade in den schönsten Gegenden der Alpen erbaut worden sind.

So mit lauter guten Bekannten hintrotten über Berg und Thal, über Felder und Auen, und durch die schönen schattigen Wälder manchmal ein Rosenkränzlein trillern, manchmal ein Liedchen singen, unterwegs keine Kirche übersehen, weil nebenan das Wirthshaus steht, mitunter eine hübsche Kellnerin in Ehren haben, weil sie ein Geschöpf Gottes ist, oder gar ein Wunderbildniß, an dem allerlei Mirakel geschehen können — bigott, ein solches Wallfahrten wäre mein Passion!

Und für eine solche Kirchfahrt thäte ich meine Kreuzer zusammensparen Jahr und Tag lang — nicht anders als wie es die Mechtildis gemacht.

Die Mechtildis, wer ist denn dies, wenn man fragen darf? Nun, ein recht braves, sauberes Mädel ist sie und auch noch zu haben. Heißt das, 's selb' kann ich nicht für gewiß sagen; wenn's wahr ist, was die Leut' reden — sie reden gar viel, wenn der Tag lang ist —, so wäscht die Mechtildis dem Kranzbauern-Michel die Hemden und die Strümpfe; ja freilich, dann ist sie schon verheißen.

Und wenn wir das brave, saubere Mädel schon nicht selber kriegen, so wollen wir doch zum Mindesten vom ihm erzählen — versteht sich lauter Gutes und Erfreuliches.

Die Mechtildis also hat eine unbändige Freude, als es der Kirchschlager Pfarrer auf der Kanzel verkündet: „Heuer zum Frauentag geht wieder die Kreuzschaar nach Zell; ich wünsche, daß sich meine Pfarrkinder daran recht zahlreich betheiligen. Für den Fahnenträger und den Herrn Caplan, der auch mitgeht, wird heute abgesammelt.“

Das ist in Ordnung. Und wer in der Seele das Bedürfniß fühlt, Gott zu Lieb' einen weiten Weg zu seinem herrlichen Tempel zu machen, dort Trost und Erquickung für das bedrängte Herz zu suchen — über Den macht sich kein gescheiter Mensch lustig. Wo aber unter dem Scheine der

Religiosität die weltliche Gesinnung ihr Spiel hat — dort darf man wohl auch in weltlicher Weise — wie es hier geschieht — davon sprechen.

Wir zweifeln nicht an dem kindlich frommen Gemüthe der Mechtildis — aber hier kommt ihr sicherlich von der argen Welt auch ein Fünklein dazu, denn als sie auf der Kanzel das Verkünden hört, da wird ihr ganz heiß in der Brust. Sie weiß, wer gehen wird und sie geht ja auch mit, und das hat sie sich bei ihrem Dienstherrn zu Neujahr ausbedungen: sie will schon brav und fleißig sein, aber nach Zell will sie gehen mit dem Kirchschlager „Kreuz". Und sie spart jetzt schon im achten Monat von ihrem Mund ab — denn 's ist über eine Tagreise nach Zell und der Rückweg ist auch nicht viel kürzer, und zwei Gulden braucht man, miteingerechnet das, was man unterwegs den Armen reicht und um was man bei den Zeller Krämern angeschmiert wird. Und erst das Ablaßopfer in der Kirche, dasselb' frißt Geld, dasselb'! Sollte aber das ersparte Geld nicht langen, in Gottesnamen, so verkauft sie dem Juden die Herbstschur ihres bluteigenen Schafes; zehnmal lieber geht sie den ganzen Winter ohne Strümpfe um, als sie bliebe zurück vom „Kreuz".

Und nun beginnt die Mechtildis herzinnig zu beten, daß sie sich bei der Wald- oder Feldarbeit doch nicht etwa einen Fuß breche, sondern daß sie kerngesund bleibe und insonderheit, daß die Kalbs-

lederschuhe halten bis zu den gebenedeiten Tagen der Zellfahrt.

Des Kranzbauern Michel läßt ihr sagen, seine Schuhe hätten noch gute Sohlen, und sollt's ihr um etliche Groschen nicht zusammengehen, so sollt' sie gerad' denken, sie hätt' einen guten Bekannten bei der Kreuzschaar.

Die Mechtildis kann ganze Nächt' lang nicht mehr schlafen, stets der seltsamen Dinge gedenkend, die da kommen werden. Beten und singen wird sie laut zum Himmel hinan, und auf steinigen Wegen und durch Wildnisse werden sie die Engel Gottes führen, und — der Michel.

Endlich kommt der Tag. Die junge Maid hüllt sich in die frischgeglätteten Wallfahrtskleider; sie ist schier verklärt und mitleidig lächelnd blickt sie nieder auf das alltägige Treiben im Hofe, wo die Knechte wirthen und die Hühner den Staub aufkratzen. Sie — die Mechtildis — ist nun der Erde entrückt und verkehrt nur mehr mit den Himmlischen und ihre Dienstfrau ist die Gnadenmutter zu Zell. Einen großen Laib Brot bindet sie sich noch auf den Rücken, das rothe Paraplui — Regenschirm hat sie keinen — zwängt sie sich unter die Achsel und jetzt —

„Behüt' Dich tausendschön Gott, Mechtildis!" sagt ihre Bäuerin, „richt' einen schönen Gruß aus bei der Zeller Mutter und bet' für uns auch was!"

Sie in ihrer Demuth verspricht es — verspricht Alles zu dieser Stunde; und noch befühlend, ob die zwei Gulden wohl gut in's Jöpplein genäht sind, geht sie still davon und der Pfarrkirche zu, wo sich die Schaar versammelt.

Weit im Thal kann man die Glocke hören, wenn sie nun ausziehen mit ihren Brotsäcken und Pilgerstäben und Rosenkränzen und mit der flatternden Fahne — der alte Vorbeter unter ihnen und der junge Caplan. Der Vorbeter hat vorher zwei Gläser Eierbier getrunken, denn das macht den Hals glatt und fördert die Inbrunst im Gebete.

Und so wallen sie hinaus aus der Gemarkung und hin über Berg und Thal im hellen Sonnenschein, und bedauern die Leute, die sie arbeiten sehen und bedauern die Herrenwägen, die zuweilen vorüberschnurren. Daß kein Mensch auf Erden so glücklich ist wie sie, davon sind sie überzeugt — und das muß uns freuen.

Gebetet und gesungen wird, was das Zeug hält. Gott Dank, daß er den Menschen den trefflichen Rosenkranz gegeben hat und die flinke Zunge zum Frommsein! — Das Auge mag sich weiden an den Dingen, die daheim nicht zu finden, und — „Gegrüßet seist Du Maria voll der Gnaden" — das ist doch auch curios, jetzt thun sie dort unten in den Matten erst das Kraut anbauen — „und Du bist gebenedeit unter den Weibern

und gebenedeit ist die“ — Füß’ brennen mir schon wie Feuer auf diesem gotteslästerlich argen Weg! Das ist schon gar über — „die Frucht Deines Leibes; heilige Maria, Mutter — gelt, Ihr schenkt mir ein Tröpfel saure Milch, man meint, die Seel’ schwitzt sich Eins heraus in dieser grauslichen Hitz’!“

Mancher möcht’ allweg einkehren, aber der Vorbeter sagt: „Geht’s, laßt’s Euch nit anfechten, die Wirthshäuser sind dem Teufel seine Kirchen!“ Hat er aber selber Durst, so findet er schon eine Schänke, die der Teufel nicht gebaut haben kann, weil auswendig an der Thüre der „süße Namen“ steht.

Besegne ihnen Gott den frischen Trunk! Wir eilen ihnen ein Stückel voraus, wollen gern einmal unter uns selber sein und was Gescheites miteinander reden.

Zell liegt tief im Gebirge. Die Wege sind für Den, der sie mit seinen Schritten messen muß, weit und, wie es im Ave heißt, gotteslästerlich arg! Mit spitzen Steinen gepflastert und mit Mühsal — und die Wallfahrer gehen gern barfuß, damit sie an Schuhen sparen und Sünden abbüßen. Mancher Pfad führt über wilde Höhen, völlig bis zu den Wänden durchaus böse Gegenden, wenn Nacht und Nebel, Wind und Wetter eintreten.

Da war es wohl nothwendig, daß sich aus der Hirtenklause, aus der Sennhütte ein Einkehrhaus,

eine Herberge gebildet hat, die nur im Winter verschneit und verödet liegt, im Sommer aber vom Treiben der Wallfahrer aus allen Gegenden durchrauscht wird.

So haben die Bauern auch ihre Touristenhotels. Kehren wir hier in ein solches ein und warten, bis das Kirchschlager „Kreuz" ankommt. — Ein stattliches frommes Haus von außen; aus Holz gebaut, mit hellen Fenstern, an den Wänden die Schützenscheiben mit den schwarzen Augen — 's ist auch ein Försterhaus. Dann das leuchtende Schindeldach und die Schornsteine, aus denen es immer raucht — denn Hunger hat Jeder, der hier ankommt. Hinter dem Hause an den felsigen Hügel gelehnt steht die Stallung; wohnt im Erdgeschoß das Geschlecht der Rinder und Schweine, in den Dachräumen ist begehrenswürdig Heu und Stroh — denn müde ist Jeder, der hier ankommt.

Droben am Dachfenster ist die Hochwacht. Dort luget der borstenhaarige Kopf Friedel's in die Welt hinaus, ob nicht irgendwo von einer Kreuzschaar was zu sehen oder zu hören.

Eine Weile ist's verzweifelt still, nichts zu sehen und zu hören, als die Häher und die Steinlerchen — die bringen aber kein Geld. Auch ist der Sang der Sennerin und das Jodeln des Kühbuben, das aus der Ferne klingt, nicht zu versilbern. Guckt denn der Friedel noch eine Weile — halt, hörst es

nicht, wie das Summen einer Hummel? Es ist das Schallen eines Wallfahrtsliedes. Dort unten aus der Schlucht taucht eine rothe Fahnenstange auf.

„Sie kommen!“ schreit der Friedel. Dieser Ruf kostet manchem Lämmlein, manchem hoffnungsvollen Ferkel das Leben. Selbst das harmlose Hühnervolk stiebt vor solchem Schrei, unheilvoller als der Pfiff eines Geiers, wild auseinander — denn ist etwa ein Prälatenwagen bei der Kreuzschaar, so gehen auch die Hühner nicht sicher.

Und siehe, nach einer halben Stunde schwankt die rothe Fahnenstange der Kirchschlager — die Fahne selbst tragen sie in einer Blechbüchse — über das Steinkar heran. Heller wird der Gesang, denn die Sänger sehen schon das Wirthshaus. Der junge Caplan, anzusehen schier wie der heilige Aloisius, ist umgeben von dem schönsten Kranze gottesfürchtiger Jungfrauen. Die Mechtildis jedoch geht etwas weiter hinterwärts — — 's ist ihr an diesem steilen Berge fast das Mieder zu fest gebunden — sie schnauft und sie hat in der rechten Hand das Paraplui und an der linken den Michel, daß es doch mag vorwärts gehen mit harten Kräften.

Mittlerweile ist es Abend geworden und von Kuppe zu Kuppe der Alpenhöhen heran kommen graue Nebel gezogen. Still aber rasch, in dichten Ballen wogen sie heran und hüllen die Niederung, hüllen das Wirthshaus ein, und siehe, die fromme

Wallfahrerschaar thront in den Wolken des Himmels.

Daß sie aber auch noch ihre Leiber bei sich haben, die Seelen aus Kirchschlag, das weist das Poltern, unter welchem sie mit ihren staubigen Schuhen und Stöcken, mit ihren Brotsäcken, mit der Fahnenbüchse und der Stange in die Herberge einziehen.

Wer aber wollte nicht einziehen durch eine Pforte, über welche der biblische Spruch steht: „Herr, bleib' bei uns, denn es will Abend werden!" und das um so lieber, wenn über derselben Pforte, aber an der inwendigen Seite, in einem Kranz von Knieholzzweigen die tröstliche Satzung prangt: „Auf der Alm, da giebt's ka Sünd'!"

Der auswendige Spruch ist bald erfüllt, so mag denn der inwendige erprobt werden. Vorläufig besetzen sie die Tische, thun ihre mitgebrachten Brote, Krapfen und Schinken aus den Bündeln und lassen sich Gläser dazu bringen, wohl gefüllt aus den Fässern mit dem Bronnen des Heiles. Gott Lob, daß sie recht essen und trinken, dies weist, daß sie gesund sind. Gesundsein und auf Gotteswegen wandeln — wer könnt' sich Schöneres denken! Leider, der gute Vorbeter ist so heiser, daß er kaum nach einem Gläschen Schnaps zu rufen vermag; und als er später zum Kartenspiel kommt, ist es mit seiner Stimme so arg, daß, wenn er ausrufen will: „Gestochen mit dem König Du verd —" ihm der ver-

dammte Schneider mitten in der Kehle stecken bleibt. Und wie — ich bitt' Euch — soll er morgen mit so einem Kerlchen im Halse wieder vorbeten! — Dem Fahnenträger ferner sind die Arme so steif geworden, daß er den Maßkrug nur mit Mühe an den Mund bringt, das Fingerhäkeln mit der Kellnerin aber nachgerade unmöglich scheinen will.

Von den Weibsleuten zieht sich ein guter Theil beizeiten zurück auf den Heuboden. Daselbst graben sie sich unter Gekicher und Geglucke Nester, lösen ihre Haarflechten auf und belegen die wunden Füße mit Unschlitt. — Ja, ihr Leute, 's ist Alles verweichlicht heutzutag', vor Zeiten haben sich fromme Wallfahrer Sand und Glasscherben in die Schuhe gethan, um unterwegs recht viele Sünden abzubüßen. — Ist denn das heutzutag' so sehr überflüssig? Ich glaube nicht! — Indeß, meinen sie, was die Sünden anbelangt, so wären sie morgen um die Abendzeit in Zell, und da gäbe es Beichtväter genug. Und manches Mägdlein bildet sich noch ein, es habe gar keine Sünden zu tragen — der Toni-Natzl-Sohn, oder wie er heißen mag, sei weit stärker, der wäre so gut und trage in seinem Bündel auch ihre Sünden, die vorjährigen und die vom Winterfasching her, und auch die vom heurigen Frühjahr.

In der Gaststube geht es bis spät in die Nacht hinein lebendig zu. Kerzendunst und Tabaksrauch

vermögen nicht, das Johlen und Lärmen zu ersticken, und die geistlichen Lieder sind zu weltlichen geworden, und die Kellnerin wahrhaftig ist ein hübsches Frauenbild — soll jünger sein, als jenes zu Zell.

Der Wirthssohn, der Friedel, huscht schalkhaften Gesichtes unter den Gästen umher, weiß unterhaltsam zu sein, weiß prächtige Ziffern zu zeichnen auf dem Tisch, macht mit einem Fahrer Zahlen, die tief in die Hunderte gehen, und noch allerlei possirliche Zierathen dazu. — Ein talentirt' Köpfel, der Friedel! — Hat was gelernt, der Friedel! — Auf hohen Bergen können die Zechzahlen nicht niedrig sein, das ist ganz in Ordnung.

Aber Manchem verschlägt Friedel's hochherzige Ziffer völlig die Rede, nur daß er noch murmelt: „Bigott, wir sind auf dem heiligen Kirchfahrtsweg; 's ist Zeit zum Schlafengehen!“

Der Herr Caplan ist schon früher verschwunden; auch seine Füße waren etwas wund, er mußte sie mit Unschlitt belegen. Die Meßnerstochter, die gelbhaarige Hanne, war so gut und hat ihm, eine neue Magdalena, die Füße gesalbt.

Wohl auch der Fahnenträger verläßt seine Stange, torkelt auf den Heuboden hinaus.

Ehselb' sie noch vollends die Augen schließen auf dem Heuboden, fällt es dem Vorbeter ein: „Du kreuzverwickelt, sind wir aber fromme Kirchfahrer!

Schauts da her! Jetzt haben wir heut' Abends auf das Avebeten vergessen! Sakra, jetzt heben wir aber gleich an!"

Und auf dem finsteren Heuboden beginnt es zu summen.

Noch eine Weile rauscht das Heu und das Stroh; — der Wirth hat sein Lebtag noch kein Stroh zu dreschen gebraucht, auf welchem Wallfahrer geschlafen — und endlich wird es still unter dem Dache, nur draußen braust der Wind in den Felsen.

Ich wollt', mir wären die lieblichen Träume der frommen Diener Gottes gegeben, daß ich sie zu weiterem Nutz und Frommen könnte in dies Büchlein thun. — Je nun, 's muß gut sein.

Des andern Morgens, noch ehe der Tag anbricht, kriechen unsere Kirchschlager aus ihren trautsamen Nestern hervor. Wieder ausgeruht und ernüchtert, kommt neuerdings der Geist der Frömmigkeit über sie. Hastig kleiden sie sich an; mag vielleicht Manche ihr Jöppel, ihr Schürzel in der Geschwindigkeit nicht finden oder unversehens in das Schühlein einer Nachbarin schlüfen — doch in guter Ordnung verlassen sie die Herberge.

Es geht über Stock und Stein, durch Finsterniß und Nebel, sie halten sich aber vorsichtig aneinander und gemächlich folgen sie dem Fahnenträger. Der hat ja gar die Fahne aus der Blechbüchse genommen und sie auf die Stange gehangen. Hat es wohl

gethan, damit die Leute in der Dunkelheit den Weiser besser gewahren, oder vielleicht hat er die Fahne schon entfaltet, weil heut' der Einzug in Zell sein wird? Ihr Lob- und Bußgesang schallt in den Berghängen, an welchen schon der Schimmer des Morgenrothes liegt.

Die Kreuzschaar trottet davon; im Wirthshause auf der Höh' aber geht der Friedel herum, sammelt die Knochen der gestern zu Gottes Ehre verzehrten Lämmer für neue Suppen, lockert im Stallboden das Heu und das Stroh für neue Schläfer und hat den ganzen Tag für sich etwas zu lachen.

Und die Wallfahrer? Die sind am selbigen Abend glücklich nach Zell gekommen. Mit der rothen Fahne und mit Musik sind sie eingezogen in die große weltberühmte Kirche: und hoch auf dem Thurm ist geläutet worden mit allen Glocken. Kommt auf achtzehn Gulden zu stehen, der Einzug; doch die Kirchschlager lassen sich's kosten, damit es bei den Zeller Bürgern heißt: Ja, die Kirchschlager, die *können* sich's kosten lassen!

Vor Allem nun — und das ist auch das Nöthigste! — suchen die Kirchschlager Leute die Beichtstühle auf. Alles schon besetzt, und sieht man wieder einmal, wie sündig diese Welt ist. Nun, da sie warten müssen, werfen sie sich auf die Knie und rutschen knieend dreimal um den Gnadenaltar, der mitten in der Kirche steht. Die Mechtildis wohl auch. —

Reiche Leute freilich, die können sich neue Schürzen und Unterröcke kaufen; unsere arme Magd aber rutscht aus Ersparungsrücksichten auf den bloßen Knieen. Die großen breiten Steine thun ihr gar nicht weh, wo aber so ein kleines, scharfes Sandkörnlein liegt, und sie kommt darauf, da möcht' sie schier zusammensinken vor Noth. Doch starkmüthig überwindet sie den Schmerz, nur die „Zeller Mutter" sieht ihr Weh', ihr sei es geopfert. — 's wär' gut, wenn's ein wenig schneller ginge, denn ihr auf den Fersen nach rutscht der Michel. Schier wollen der armen Magd beunruhigende Gedanken kommen, ob Ersparungsrücksichten hier doch wohl am Platz! Doch, ergeben, wie sie ist, überläßt sie Alles der Gebenedeiten.

Nach diesem Bußrutschen flüstert der Bursche zur Magd: „Ich denk', Mechtild, wir gehen erst morgen Früh zur Beicht'."

„Ich denk' auch, Michel."

Und nach solcher Eingangsandacht versammeln sie sich in ein Wirthshaus.

Wir aber hätten schier noch Lust, ein wenig in der Kirche zu bleiben, in welche durch die hohen Fenster das Abendroth strahlt, und in welcher vor dem Gnadenaltare ewig die stillen Kerzenflammen brennen.

Ein altes Weiblein kauert einsam davor und betet. Es betet von Herzen; es ist nicht gekommen,

um sich zu ergötzen; es ist gekommen, um Trost zu suchen in seiner harten Lage, da es von allen Menschen völlig verlassen ist. Und das Mütterlein, das Alles hat begraben, woran jemals ihr Herz gehangen, das keine Hoffnung mehr hat auf dieser Erde, als die auf ein baldig Ende und auf das Wiederfinden der Ihren dort im Himmelssaal — es wird getröstet und gestärkt vor diesem Bildnisse; denn nimmer gebrochen ist die Wundermacht — lebt nur der Glaube.

Darum wollen wir still und ohne Lächeln an der Beterin und der Angebeteten vorübergehen und dankbar preisen den Altvater, der Jedem, auch dem Aermsten im Geiste, von seiner allgestaltigen Gnade spendet.

Genießen ja doch auch unsere wackeren Kirchschlager im Wirthshause von solcher Gnade, da sie guter Dinge werden und Gott einen guten Mann sein lassen.

Der Caplan ist freundlich eingeladen, im Pfarrhofe zu übernachten; aber er sieht es wohl, er kann, darf seine Schäflein nicht verlassen in den unbekannten Räumen des Wirthshauses, um so weniger, da die Meisten erst morgen zur Beichte gehen.

Wir wollen Alles getrost dem Schutze des Himmels anheimstellen und freuen uns nur, daß unsere zwei Bekannten des andern Morgens ehestens Gelegenheit haben, an den Beichtstuhl zu kommen. — Der Michel kniet lange davor, und als er endlich

fertig ist, schleicht er ganz duckmäusig gegen die Altarnische hin, in welcher unter Glas und Rahmen ein „heiliger Leib“ ruht. Vor diesem heiligen Leibe soll er, wenn's gewissenhaft hergeht, seine Bußandacht verrichten.

Vor einem heiligen Leib, der blos aus Wachs ist, thut es doppelt weh, zu knieen. Bald, zum Glücke oder zum Unglücke, schleicht auch die Mechtild heran; nicht gar weit von dem Burschen kniet sie hin, blickt ihn aber nicht an, sondern thut ihr Bußgebet. Dann erheben sich Beide, weichen sich aus und kommen immer wieder zusammen, und endlich draußen in der Capelle, in welcher der heilige Brunnen fließt, der Brunnen des Lebens, der gut ist gegen schlechte Augen, gegen Lahmheit, gegen andere Gebrechen und sonderlich gegen den Durst — dort ist es, wo sich die beiden jungen Leutchen wieder begegnen, und wo der Michel das Wort flüstert: „Mechtild!“

Das erstemal weist sie ihm keine Antwort, sondern lugt gegen ihre Fußspitze hinab.

„Mechtild!“ sagt der Michel noch einmal.

„Was willst denn?“ haucht sie.

„Du bist ja ganz dasig; was hat er denn zu Dir gesagt?“

„Wer?“

„Na, der geistlich' Herr.“

„Was wird er denn auch gesagt haben?“ entgegnet sie fast unwirsch.

„Wird schon was gesagt haben,“ versetzt er.

„Was hat er denn zu Dir gesagt?“ ergreift jetzt sie die Frage.

„Zu mir?“ murmelt der Bursche, „was wird er denn gesagt haben!“

„Wird schon was gesagt haben,“ erwidert sie hierauf.

„G'rad still ist er nicht gewesen,“ giebt er bei. — Und das ist am heiligen Brunnen der Discurs.

Hierauf nimmt der Bursche den blechernen Schöpflöffel, der beim steinernen Becken an einem Kettchen hängt (weil es Wallfahrer giebt, die nicht allein das heilige Wasser, sondern auch den Schöpflöffel gern bei sich haben möchten), diesen Löffel nimmt der Michel in die Hand und schöpft und trinkt, daß alles Uebel von seinem Leibe solle gebannt sein. Dann reicht er dem Mädchen das volle Pfannchen: „Willst auch?“

„Kann mir schon selber schöpfen,“ ist die Antwort. Sie schöpft aber nicht.

„Bist harb auf mich?“ frägt der Bursche.

„Weißt, was mir der Beichtvater gesagt hat?“ frägt sie entgegen.

„Ja, was wird er Dir denn gesagt haben?“ frägt der Michel wieder zurück.

„Er hat gesagt,“ flüstert sie und plätschert mit dem Schöpflöffel, „der geistliche Herr hat gesagt, ich und Du — wir sollten uns meiden.“

„Das hat er zu mir auch gesagt,“ versetzt der Bursche.

„Gelt ja!“

„Was hätt' er denn sonst sagen sollen?“ meint der Michel, „das ist ja schon so der Brauch. Weißt, Mechtild, der Kirchschlager Pfarrer, der hat vor vierzehn Tagen so scharf gegen das Kartenspiel gepredigt; am selbigen Tag sitzt er beim Schwanenwirth und kartelt mit dem Kaufmann und mit dem Schulmeister bis zwölf in der Nacht. Hat ja Recht, wenn's ihn freut; aber predigen muß er, und predigt er gegen die Karten nicht, so predigt er gegen das Trinken oder gegen was Anderes, und überall kann er sich selber treffen. — Ja, Mädel, das muß der Mensch nicht so krumm nehmen.“

„Aber die Höll', Michel, die Höll'!“

„Die fürcht' ich nicht,“ sagt der Bursche trotzig — sagt es vor dem heiligen Brunnen in Zell.

„Bist denn Du ein Heid' geworden!“ ruft die Mechtild, „was gehst denn zur Beicht'?“

„Weil's der Brauch ist.“

„Ich aber sag' Dir, Michel, ich mag Dich nicht!“ begehrt das Mädchen auf, „wenn zwei ledige Leut' so miteinander gehen, so ist das eine Schlechtigkeit. Ein garstig Leben ist's und ein böses Beispiel!“

„Das, Mechtild,“ versetzt der Bursche langsam, „das lass' ich Dir gelten. Aber schlecht will ich nicht sein, 's selb' kannst mir glauben — und wenn ich's

überleg', 's ist wahr, unsere Bekanntschaft schickt sich nicht; müssen es anders machen."

Da wird das Mädel blaß vor Schreck.

„Ein End' haben muß die Liebschaft!" sagt der Michel, „aber Dich lass' ich nicht!"

„Was willst denn?" frägt sie ängstlich.

„Heiraten will ich Dich und gleich auf der Stell'! Sagst ja?"

Sie sagt nicht nein, und das kann ihm genug sein.

Und darauf, wenn ich schon Alles so haarklein erzählen will, trinken sie Wasser — trinken vom Brunnen des Lebens.

Und nach all' den verrichteten Andachten kehren die Kirchschlager wieder zurück in ihr Heim, und am Sonntag darauf verkündet der Pfarrer, der vor Wochen die Wallfahrt verkündet hat, folgende Nachricht:

„Es wollen sich verehelichen: Der Bräutigam Michel Partensteiner, katholisch, großjährig, bisher im Dienste beim Kranzbauer. — Die Braut: Mechtildis Klinger, katholisch, minderjährig, derzeit im Dienste auf der unteren Leuth. Diese Brautleute werden zur Aufdeckung eines allfälligen Ehehindernisses verkündet heut' das erstemal."

Ein Ehehinderniß ist nicht aufgedeckt worden; im Gegentheile hat der Vormund des Mädchens diesem eine kleine Erbschaft zugewiesen. Frisch geheiratet wird, und jetzt sag' mir noch Einer, daß das Wallfahren zu nichts nütze ist!



Der Betbruder.

An dem Schmied=im=Berg sollten wir uns ein Beispiel nehmen, wir Kinder der Welt. Nicht just, weil er die feinsten Hufeisen und die besten Nägel geschmiedet hat, sondern, weil er schließlich zu der Schlosserei gegangen ist, um sich die Pforten der Hölle zu versperren und mit allerlei Nachschlüsseln den Himmel aufzumachen.

Der Schmied=im=Berg Paul, der betet, fastet und beichtet, was das Zeug hält, er will nachgerade mit Sturm in den Himmel hinein. An dieser Welt ist ihm gar nichts gelegen, ihr auch nicht an ihm; sie läßt ihm kaum einen guten Faden am Rock und selbst die schlechten noch macht der Regen naß. Ja, weil er eben kein Dach hat. Im Sommer schläft er unter irgend einem Baum des Waldes, unter einem Korndeckel des Feldes, oder unter einem Heuschober der Wiese. Im Winter schleicht er in die Ställe der

Bauern und ruht beim lieben Vieh. Sein Besitzthum, die Schmiede-im-Berg — Gott hat sie selig, sie ist verwallfahrtet. Der Paul hat einmal in ihr gearbeitet, alte Leute können sich daran noch erinnern; der Paul hat prächtige Muskeln zum Hämmern besessen. Aber — man wird's nicht glauben wollen — das Fegefeuer hat er in seiner Schmiede gehabt. Verheiratet war er nicht; in der Esse hat er die armen Seelen winseln gehört. Gesehen hat er nie eine; aber ein Stöhnen und Aechzen und Weinen war das in der Glut, ein Seufzen und verschmachtendes Jammern — gar schauderlich zu vernehmen.

Huschte eines Tages die alte Haarklauber-Greg in die Schmiede, ein buckliges Weibel mit einem Kopf, so groß wie ein Melkzuber, weil er mit zahllosen Tüchern und Fetzen umwunden war; von ihrem Gesicht bekamen die Leute nie mehr zu sehen, als ein gelbes Zwiebelchen, das sie für die Nase hielten, und bisweilen ein scharf zuckendes Fünklein, welches man als das Auge erkannte. Die Greg litt — 's ist eben gar nicht zum Lachen — an der Gicht und deshalb trug sie stets den Wulst um das Haupt.

So war sie denn einst in die Schmiede gehuscht, um sich an der Esse die Finger zu wärmen.

„Du Paul,“ sagte sie plötzlich, „das Winseln da in Deinem Feuer!“

„Ja Du,“ antwortete der Schmied und trat auf den Hebel des Blasebalges, weil er selber die Dampf-

maschine war. „Ja Du, das ist mir auch schon aufgefallen. 's ist heut' nicht das erstemal, eine gute Weil' her, daß es schon so pfeift."

„Und Du stehst da?" rief die Greg entsetzt, „und Du hämmerst in den Tag hinein? Und Du gehst zu keinem Geistlichen?"

„Geistlichen? Bigott, ja warum denn?"

„Du Narr," schrie die Alte aus ihrer Vermummung, „und Dir fällt's wahrhaftig nicht ein, was da so winselt und schreit? Die armen Seelen sind es, Du Tropf! Deine verstorbenen Verwandten, Dein Vater und Deine Mutter!"

Jetzt glitt dem Schmied die Zange aus der Hand, mit der er just einen Eisenklumpen in das sprühende Feuer legen wollte. Er wurde — so weit es der Ruß seines Gesichtes zuließ — todtenblaß, er gedachte der Geschichten, die seine Ahne so oft von den armen Seelen erzählt hatte; gedachte der Angst seiner Mutter, die den Tod nur des darauffolgenden Fegefeuers wegen gar so sehr gefürchtet hatte; gedachte des jüngst verstorbenen Vaters, der ihm mehrmals schon im Traume erschienen war, mit aufgehobenen Händen, als ob er um etwas bitten wollte. Ja, um Erlösung flehte er sein Kind an, um Befreiung aus der schrecklichen Glut, die der gerechte Gott hat angefacht, um die läßlichen Sünden — die Todsünden führen ohnehin schnurgerade zur ewigen Hölle hinab — von den Menschenseelen wegzufegen.

„Jesus Maria!“ hauchte jetzt der Paul, „die armen Seelen!“

„Hörst Du's jetzt wieder?“ rief das aberwitzige Weib, „ich kenn' schier die Stimm', 's ist Deine Mutter, die hat manchem armen gichtkranken Weibel das Almosen versagt, hörst Du, jetzt setzt ihr der Schwarze die glühende Ofengabel in die Seite. Und Deine verstorbene Schwester, Du weißt es recht gut, wie sich die aufgeführt hat mit dem Urlauber-Hans, jetzt kocht sie in Schwefel und Pech —.“ Weiter konnte sie nicht keifen, der Schmied jagte sie zur Thüre hinaus.

Was war's nütze? Das Gespenst war doch bei ihm zurückgeblieben, es klagte in der Feuergrube, es spukte in seinem Herzen. Schließlich kam ihm das Grauen mit aller Gewalt, er floh aus der Schmiede, eilte dem Pfarrhofe zu.

Heut' ist der selbige Pfarrer schon todt; damals aber war er so frisch bei der Lunge, daß sie es im halben Dorfe hörten, wie er den zitternden Nagelschmied ausgelacht.

„Die armen Seelen!“ rief der geistliche Herr, „nur eine solche dürft' in Deiner Werkstatt sein, und das ist die Deinige.“

„Aber es winselt, Herr Hochwürden, es winselt so stark!“

„So wird der Blasebalg ein Loch haben.“

„Ich trau' nicht, ich trau' nicht! ich werd' mich nicht weit irren, wenn ich sage, meiner Eltern arme

Seelen verlangen eine Hilfe. Herr Hochwürden, ich zahl' dieweil drei Messen, 'leicht wird's darauf besser."

Klopfte der Pfarrer dem Manne auf die Achsel: „Paul, schlag' Dir das Zeugs aus dem Kopf und geh' wieder ruhig an Deine Arbeit. Um die Verstorbenen hast Du Dich nicht zu sorgen, die schließ' ich täglich in meine Mess' ein."

Der Paul ging kopfschüttelnd davon: „Ist mir das ein Geistlicher, hat zwölf Jahr studirt und weiß kein Mittel für arme Seelen. Wenn sein Einschließen in die Mess' was nutz ist, was winseln sie dann in meinem Feuer!"

Da er es aber in der Schmiede immer wieder so schauerlich stöhnen und pfeifen hörte, so oft er die Esse speiste — verließ er endlich die Werkstatt, ging zu allen Priestern der Nachbarspfarreien, klagte ihnen seine Noth und bat sie um Rath und Hilfe für seine Verwandten im Fegefeuer.

Aber der Eine sagte: „Lieber Freund, lass' das der Barmherzigkeit Gottes über und thu' Deine Pflicht, die Dir auf Erden ist auferlegt, auf daß Du dereinst im Frieden magst entschlafen." — Der Andere sagte: „Wollt' Dir gern helfen, Mann Gottes, aber Du und Deine Schmiede gehören nicht in meinen Sprengel." Und ein Dritter sagte: „Schmied, Ihr seid ein Halbnarr!"

Mit solchem Bescheid mußte der gute Mann wieder wandern. Der alten Greg — obwohl sie ein

frommes Weib, die allerhand Eingebungen hat — wollte er nicht glauben, hätte er die Sach' nicht mit eigenen Ohren gehört, die Erscheinungen in der Nacht nicht mit eigenen Augen gesehen, und sagte ihm nicht fort und fort eine innere Stimme: „Ja, Paul, sie sitzen im Fegefeuer und leiden unbeschreibliche Pein. Mußt ihnen helfen!“ —

Aber wie nur helfen? Die weltlichen Leut' verstehen nichts davon, und die geistlichen wollen nichts davon wissen. Die armen verlassenen Seelen leiden bittere Marter, und so Herren da wollen nicht einmal die Schmiede aussegnen, die Esse mit Weihwasser besprengen — leben viel lieber in Lust und Freuden!

Endlich, fast eine Tagereise von seiner Heimat fern, in einem Wallfahrtsorte, hat der Paul den Rechten gefunden. Es war ein blasser, demüthiger Mann, hielt die Hände stets über der Brust gefaltet, schlug die Augen gegen Himmel hinauf, wo Gott wohnt, oder senkte sie zur Erde hinab, allwo die Menschen dereinst in Staub zerfallen.

Dieser fromme Mann war dem Schmied-im-Berg angerathen worden und diesem erzählte er nun seine Angst, sein ganzes Anliegen, vom Tode der Ahne an bis zu dem grauenhaften Winseln in der Feuergrube.

„Der Herr ist langmüthig, aber gerecht,“ sagte der fromme Mann und hob sein Auge ergebungsvoll zur Höhe. „Unser Trost, guter Freund, ist die

heilige Messe. Ich zweifle nicht, daß Ihr deren so viele zum Wohle Eurer Angehörigen lesen lassen und denselben beiwohnen wollet, bis die Stimmen im Feuer und in Eurem Gewissen zur Ruhe gekommen sein werden."

Der Paul athmete auf, bat den frommen Mann inständig, eine Wochenmesse auf jeden Freitag zuzusagen und das Geld dafür in Empfang zu nehmen.

Der fromme Mann machte eine abwehrende Bewegung: nur nichts von Geld! 's ist irdischer Tand! . . . aber zwei Finger waren an seiner Linken, die nahmen die Banknoten langsam und gelassen zwischen sich, und zwar mit einer Fertigkeit und Sicherheit, jener gleich, mit welcher Paul's Zange sonst den glühenden Eisenklumpen aus dem Feuer hob.

Glückselig kehrte der Paul nach Hause zurück. Das Winseln in der Esse hatte um ein Bedeutendes nachgelassen, jedoch vollständig war es nicht behoben. Es fehlte noch allerlei und zu manchem Freitag wanderte der Schmied dem Wallfahrtsorte zu.

Ganz merkwürdig indeß; der Spuk war nicht in Paul's Esse allein, auch an seinen Nägeln merkten ihn die Leute. Die Nägel waren nicht mehr so glatt und zähe, wie einst; sie waren höckerig, sie waren spröde. Da kaufte man die Waare anderswo. Die Schmiede kam in fremde Hand und der neue Besitzer ließ den Blasebalg flicken, brannte bessere Kohlen — da waren die Seelen erlöst. Der Paul hatte

weidlich Zeit zum Wallfahrten und Messehören. Von Kirche zu Kirche sah man ihn wandern, mit bloßem Haupt, die Lederkappe stets in den Händen. Wo er ging und stand, er betete; jetzt wußte er auch, wie weit es zum Wallfahrtsort war, wo der fromme Mann lebte. Fünfzehn Rosenkränze war es weit, denn so viele vermochte er unterwegs abzubeten. Zuweilen sah man auch die alte Greg mit dem melkzubergroßen Kopf an seiner Seite humpeln. Sie führten erbauliche Gespräche über Himmel und Hölle; sie wichen den weltlichen Leuten aus, sie warnten einander vor — der Geistlichkeit. „Nur wenige Fromme sind darunter, die Anderen haben nur so den Schafspelz über. Die Bischöfe sind auch nichts mehr nutz, sie führen an den Fasttagen das Schweineschmalz ein. Der höllische Drach' ist losgelassen und verschlingt die Menschenseelen, wie der Bär die Ameisen. Man kann nicht genug wachen und beten.“ Aber der alten Greg waren auf die Länge Paul's Rosenkränze nicht recht, sie betete lieber Litaneien und sonstige Stoßseufzer und so trennten sich die Wege der Beiden immer wieder.

Die Umwandlung des Arbeiters in den Betbruder ist nun erzählt. Es war aber keine Ruh' beim Paul. Die bösen Träume hielten noch an, im schlummernden Gehirn das fortzuspinnen, was das wachende sann. Und das Beten und Wallfahrten war dem Paul endlich zur Gewohnheit geworden.

Noch heute als Bettelmann treibt er's. Den Hunger duldet er, weil er nichts zu essen hat; aber den Durst leidet er aus freier Wahl. Schmachtend wankt er an den frischesten Quellen vorüber und trinkt nicht. Das thut er Gott zu Liebe. In den Kirchen kniet er auf den schärfsten Steinen, ohne in den vorhandenen Bänken zu sitzen; thut es Gott zu Liebe. Aber Gott soll erkenntlich sein, soll es den armen Seelen zu Gute halten, und was die Hauptsache ist, einen handsamen Platz dem Paul im Himmel bereiten.

Die alte Haarklauber-Greg ist gestorben, hat sich aber vor ihrem Tode noch allerlei gute Werke ausbedungen, die der Paul für ihr Seelenheil verrichten soll. — Thut es ja gern. Beten und Büßen, das sind die guten Werke, welche ihm seine Rosenkranzbruderschaften vorschreiben.

Sein Haar ist gebleicht vor Gram, vor Alter und von der Sonne, da er ja so selten den Hut auf hat. Ein Trost ist in ihm. Er hat sein Lebtag keinen Ablaß versäumt, weder einen vollkommenen, noch einen unvollkommenen. Er hat alle Wallfahrtsorte, Missionen und Kirchweihen besucht; er hat alle Bittgänge und frommen Aufzüge mitgemacht, die zu erreichen ihm nur möglich waren. Er trägt Amulette und Bildchen aus allen Gnadenorten mit sich; seine Stirn ist mit Weihwasser aus allen Kesseln der ganzen Diöcese besprengt. Es steht kein

Beichtstuhl im Kreis, keine Bildsäule im Wald und auf der Heid', wovor er nicht gekniet wäre. Es giebt keinen Baum an den Straßen, an welchen er nicht seine frommen Gedanken gemacht, keine Hausthüre im Gau, an welcher er nicht gebettelt hätte.

Reicht man ihm ein Almosen, so sagt er: „Vergelt Euch's Gott in den Himmel hinauf und nimmer herab!" Der Himmel, der Himmel, der ist ihm das Höchste — natürlich. Wäre insoweit ja in der Ordnung, hätte nur die arme Menschenseele ihren Frieden, aber das Fegefeuer und die Hölle! Der Höllengedanke ist des Mannes böser Dämon bei Tag und Nacht, der ihm das Sonnenlicht und die Himmelshoffnung vergällt. Die Erde hat kein Leid, das ihm so tief zu Herzen ginge, als die Angst vor der ewigen Hölle. Ein Körper voll Elend, eine Seele voll Pein — so zittert dieses armen Mannes Leben dahin, und mit jedem Schritt dem Tode näher wächst die Angst; und die Religion, die Anderen als freundlicher Engel am Grabe steht, wird ihm in der Sterbestunde zum Schreckgespenst . . .

's ist eben ein Sonderling, der Paul, meint Ihr? Nein, es ist leider eine Type. In unserem schönen Lande wanken sie herum zu Hunderten. Sie säen nicht, sie ernten nicht, und das Land ernährt sie doch. Sie üben nichts Ersprießliches und lechzen doch nach himmlischem Lohn; sie begehen keine Unthat, und dennoch giebt es keinen Bösewicht im

weiten Reich, der das Hochgericht so fürchtete, als diese Armen den Heimgang zur Ruhe!

Wer hat das Fegefeuer in die harmlosen Herzen geschleudert? Wann endet eine solche Peinigung unserer Mitmenschen? Wer wird dieser armen Seelen Erlöser sein?



Der Pechölmann.

Ein wohlbestellter Bauernhof hat gar verschiedene Kammern.

Auf dem Dachboden eines jeden Bauernhauses finden wir unter vielen anderen Räumlichkeiten und Gegenständen auch einen finsteren Winkel, in welchem ein uralter Kasten steht. Der Kasten ist gemieden, den er steht nicht im besten Geruche. Selbst die Katze, sonst alle Räume des Hauses wohl durchforschend, besucht diesen Kasten nicht, weil seit Katzengedenken hier noch keine Maus gewahrt worden.

So bleibt der Winkel höchst einsam, nur daß die Spinnen hier einen unendlich zarten Schleier niederweben, als sei im Kasten das größte Heiligthum der Erde.

Da kommt eines Morgens die Kuhmagd in die Stube. Heute hat sie keinen Respect für das Bauern=

stübel, hastig öffnet sie die Thür und jammert: „Bauer, geh' gleich, aber gleich, ich weiß nicht was das ist, aber 's will mir die tragend' Kuh hinwerden; sie liegt und röhrt und schlägt mit den Füßen, daß es ein Graus ist; nein, das weiß ich mein Lebtag nicht!“

Was thut der Bauer? Der Bauer geht in die Lauben und über die Stiege auf den Dachboden und gegen den finsteren Winkel. Den zarten Schleier zerreißt er und öffnet den Kasten; nicht achtend den stechenden Geruch, nimmt er einen Tiegel heraus und eilt mit demselben in den Stall zu dem kranken Rind.

In dem Tiegel befindet sich eine glänzendschwarze, zähe Masse, wovon der Bauer nun mittelst eines Holzstäbchens der Kuh in das Maul streicht. Diese wird ruhiger, frißt nach einer Weile, erhebt sich endlich, frißt wieder Futter, und die Magd sagt: „Lob und Dank, weil's nur wieder besser ist, da bin ich wohl so viel froh; Du Bauer, das Pechöl, das ist halt doch rechtschaffen ein gutes Mittel!“

Was hier die Magd behauptet, ist eine alte Geschichte, das Pechöl ist rechtschaffen ein gutes Mittel. Nicht blos gegen Kolik, wohl auch gegen erhitzte Wunden, gegen Brand, ja gegen Gift — und das Pechöl ist, Alles in Allem, die Apotheke für den Viehstand.

Darum wird er auch gut und gastlich empfangen, der rußige, bärtige und pechige Mann, wenn er

kommt mit seinem Korb, in welchem ein paar ungeheure Thonplutzer stehen. Man riecht ihn schon von Weitem.

Der Pechölmann ist mitunter ein alter Haudegen, der es für gut findet, das kleine Geschäft mit dem nackten Betteln zu verbinden. Das trägt doch auch ein Fläschchen Schnaps, und wenn ihm irgendwo bei seinem Hausiren ein alter, zerhauter Kamerad begegnet, so sagt er: „Halloh, Bursche, komm' mit — Schnaps, Speck! — lassen's losgehen, komm' mit!"

Und seine Hütte wird oft zur Herberge alter, bettelnder Krieger, während draußen vor derselben der einfache Destillationsapparat, durch welchen aus Harz das Pechöl oder Terpentin gewonnen wird, lustig dampft.

Oft ist der Pechölmann auch ein alter, halberblindeter Handwerker, der noch im Walde sein mühselig' Fortkommen sucht.

Zum Meisten aber sind es Köhler und alte Holzleute, die sich durch das Sammeln von Harz und durch Erzeugen von Theer und Pechöl ihre Groschen zusammenlesen. Aber da hacken sie oft zu tief in die Stämme und es rieselt frisches Herzblut heraus, und die Bäume dürfen nicht ermordet werden. Darum muß so mancher Pecherer vor das Gericht. Und wenn er dort auch betheuert: „Herr Richter, 's wär' nicht geschehen, aber ich hab' ein krankes Weib!" so muß er trotzdem in den Arrest.

Freilich wohl ist das traurig, aber wenn das Weib gesund wäre, so ginge es auch selbst mit, die Stämme anzuhauen.

Es ist denn einmal so in dieser Welt; da kommt die Armuth und die Noth und würgt den Menschen: „Jetzt auf der Stell' thu' mir eine Ungerechtigkeit, ein Verbrechen, sonst bring' ich Dich um!“ Und — der Mensch thut die Ungerechtigkeit, das Verbrechen — dann kommen die Diener des Gerichtes und die anderen, vom Glücke Begünstigten, wenden sich verachtend von dem Gefallenen und sagen: „Pfui, der Bösewicht!“

Gar fein und glatt geht das nicht ab, wenn der Pechölbrenner in den Bauernhof kommt. Der Mann hat mit seinem viel beflickten, kleberigen, langen Lodenrock, mit seinen schwer besohlten Schweinslederstiefeln, mit seinem tief herabhängenden braunen Filzhut, mit seinem Stoppelbart, mit seinen eingefallenen Wangen, mit seinen kleinen stechenden Augen und mit allem Anderen, was an und um ihn ist — ein sonderbares Aussehen.

So tastet er nach der Klinke, öffnet langsam die Thür und in rauhen Tönen gurgelt er die Worte heraus:

„Kaft's Pechöl o, kaft's Pechöl o,
Da Pechölbrenna-Lipp is do!
Er pickt (klebt) dem Bau'rn in Beutl z'somm,
Daß ka Dugotn aussa konn;

Er geht in Stoll und hoalt (heilt) die Kua,
Und trogt da Bäurin Buda zua;
Aft schmiert er d' Menscher (Mädchen) ah noh on
Mit Pechöl, daß nix g'schechn konn!"

„Ist schon recht," sagt die Bäuerin, „geh' nur her, Lipp, rast' ab; zwei Seitl nimm ich, was willst denn haben dafür?"

„Goldene Schmalzkochbäurin Du!" entgegnet der Mann feierlich, „das muß ich Dir sagen, daß sie mich wieder vier Wochen eingesperrt gehabt haben. Wegen dem Pech ist's hergangen, hab' halt ein wenig zu tief in die Bäum' gehackt. Mein Tausendbäurin! die Bäum' hätten's gelitten, aber der Försterbub' hat geschrien. Was soll ich mich denn wehren, wenn ich nur ein klein' Hackl hab' und er seine Kugelpfeifen! Hab' mich forttreiben lassen. Schau, Du meine röserlschöne Bäurin, und weil ich so lang' gesessen bin im Pech, und weil ich mir vier Wochen nichts verdienen hab' können, so möcht' ich halt gern ein Zwanzigerl haben für's Krügel, Gelt, Bäurin, deswegen bist mir nicht bös'?"

Sie nimmt das Pechöl, zahlt es und zum Zeichen, daß sie nicht böse ist, setzt sie dem alten Mann ein Schmalzmus vor und sagt:

„Da geh' her Lipp, thu's wegessen und beiß' ein Brot dazu!"

Und der Pechölmann sieht das Gericht lange an, als wäre es eine Wundererscheinung. Blitz und

Holzäpfel! das ist ein Weltereigniß in seinem Leben, wenn er vor einem Schmalzmus steht!

Er zieht seinen Hut ab, er wischt die langen, struppigen Haare über die Stirne, er betet noch eher ein Vaterunser; dann zieht er seinen Holzlöffel aus der Hosentasche, setzt sich zum Herd, wo das Gericht steht und beginnt — gesegn's ihm Gott! — zu essen.

Dann stolpert er fort. Jetzt erst kriechen die Kleinen, welche sich beim Erscheinen des schwarzen Mannes geflüchtet hatten, aus ihrem Verstecke hervor und sehen dem Alten durch das Fenster nach, bis er fortgehumpelt ist.

So hausirt er herum in der Gegend; und wenn sein Pechölvorrath alle geworden, so wandert er wieder hinein in den tiefen Wald zu seinem Brennofen, zu seiner armseligen Hütte.

Wie die Hütte des Pechölbrenners aussieht? Sie hat vier Wände aus rauhen Waldbäumen, ein Dach aus Baumrinden und einen Fußboden aus Erde. In einem Winkel dieses sichersten aller Fußböden ist ein Bund Stroh und über demselben ein alter Pelz — das ist das Bett, auf dem schon Mancher die süßesten Freuden geträumt hat. In einem anderen Winkel der Hütte lehnen drei breite Steine, eine Höhlung bildend, aneinander — das ist der Ofen und der Herd, der eigene Herd! — Ein Schrank steht da, einige Töpfe stehen da und an der Wand hängt eine Axt und ein Rosenkranz.

Der Rosenkranz muß wohl sein, sonst thäte der Bewohner dieser Hütte verzagen. — Nur fleißig beten, Du alter Mann in Deiner armen Einsamkeit; das weißt Du nicht, was die Menschen treiben draußen in der großen Welt; sie haben dem Blitz die Kraft entrungen, sie haben Welten erstürmt, sie haben das menschliche Auge nachgebildet in seiner ganzen wunderbaren Schönheit, aber — sie haben den Rosenkranz zerrissen.

Horche nicht auf, alter Pechölmann, für Dich ist das nichts; hast nie einen Buchstaben verstanden — thätest den Verstand verlieren. Thu' fleißig beten, das Pech wird schon einmal ein Ende nehmen, und dann fliegst Du wie eine weiße Taube in das himmlische Paradeis!





Der Kohlenbrenner.

Ich bin einmal zur Herbstzeit im Hochgebirge drei Wochen lang bei einem Köhler eingeschneit gewesen. In den ersten Tagen wollte ich verkommen vor Langweile; ich hatte kein Buch und kaum einen Streifen Papier bei mir. Ich sah durch das halbverschneite Fensterlein der dunklen Hütte auf die Bäume hinaus, die ihre schneebeschwerten Aeste tief herabhängen ließen, und ich sah auf den Meiler und wie aus demselben grauer Rauch aufstieg. Ich wollte dem Köhler, einem großen, hageren Mann, im Schneeschaufeln und bei dem Kohlenschüren helfen, er aber sagte: „Geht's nur gott's weg da, Ihr versteht's nit und seid mir just im Weg!" Zu den Mahlzeiten kochte er Geißmilch und schüttete gesottene Bohnen dazu. Das mußte ich mit ihm essen.

Am dritten Tage fragte ich den Mann, ob er nicht Kleider auszubessern habe, ich verstände das

Zeug. Er sah mich an, dann brachte er mir alte, bereits mehrmals mit Wollenlappen überzogene Lodenkleider und rauhen Zwirn. Ich begann zu arbeiten. Ich that später auch andere Geschäfte in der Hütte und am Kohlenmeiler.

In der zweiten Woche waren die Wege schon wieder gangbar, aber ich vergaß auf das Fortgehen.

Der Mann hatte mich nicht daran erinnert; erst als sein Weib heimkam, welches die frühere Zeit bei einem entfernten Bauern im Tagwerk gewesen, sagte der Köhler zu mir: „Ich kann Euch nit helfen, jetzt müßt Ihr schon auf dem Hüttenboden oben schlafen."

Ich bedankte mich für das Dach, bat um Verzeihung, daß ich seine Gastfreundschaft so lange genossen hatte und nahm Abschied.

„Ja, gewiß wohl," sagte er, „werdet Euch bedanken auch noch so! Ich bin Euch's schuldig geworden, Ihr habt mir mein Gewand rechtschaffen zusammengeflickt."

Zur selben Zeit habe ich das Köhlerleben kennen gelernt.

Außer seiner rußigen Arbeit unterscheidet es sich nicht so sehr von dem Leben anderer armer Waldmenschen.

Der Kohlenbrenner ist sehr arbeitsam. Seine Meiler, wovon jeder einzelne mehrere Wochen lang kohlt, zwingen ihn auch, daß er immer auf der Hut sei, sonst schlägt wo ein böses Flämmlein aus, und

das brennt tief in den Geldbeutel hinein. So lange dichter, grauer Rauch über dem Meiler aufsteigt, geht's hin in der Ordnung; wo aber blaue, halb durchsichtige Wölkchen hervorkommen, da ist die helle Flamme schon nahe. Die helle Flamme, die in den Kohlen schlummert, muß aber warten bis zur Esse des Schmiedes, dort mag sie hervortreten und gewaltig sein.

Der Köhler hat darauf zu sehen.

Neben der Köhlerhütte ist gewöhnlich auch ein Gemüsegärtlein, aber die hohen Fichten wollen keine Sonnenstrahlen niederlassen; und wenn trotzdem noch wo ein zartes Pflänzchen hervorkommt, so kratzen es die paar Hühner aus, die des Köhlers Viehstand sind, und die ihm wohl das Beste liefern, was die Welt für Waldleute hat — die Eierspeise am Sonntag.

In alten Zeiten sollen die Köhler Hexerei getrieben und aus Kohlen Gold gemacht haben. Heute haben sie das Ding verlernt und können es — der tausend hinein! — halt nimmermehr finden. Die Eigenthümer des Waldes und der Kohlenstätten können es, sie verkaufen die Kohlen für schweres Gold — das ist ein einfaches Verfahren.

Die Kohlenbrenner sind eben nicht Eigenthümer der Stätten, sondern nur gedungene Arbeiter, wie die Holzhauer und die Kohlenführer.

Der Köhler ist nicht so schwarz als er aussieht, und die Gedanken, die er hat, sind nicht so finster

als der Rauch seiner Meiler und das Innere seiner Hütte. Er hat überhaupt nicht viel Zeit und Geschick zum Denken; wenn er irgend etwas hört und erfährt, so glaubt er's auf gerathewohl und ist's zufrieden.

Das ist der Köhlerglaube.

Sagen, Märchen, Fabeln, die er seiner Tage einmal erzählen gehört hat, ist er bereit mit seinem Leben zu verbürgen; er sagt davon nicht: das glaub' ich, sondern: das weiß ich! Man kann ihm widersprechen in seinem täglichen Geschäft, in seinen persönlichen Ansichten, er giebt es zu und läßt sich bestimmen; wer ihm aber bezüglich seiner Sagen, Märchen und Dinge des Aberglaubens in die Quere kommt, der hat's mit ihm verdorben allweg.

Sein Aberglauben ist indeß meist unschuldiger Art.

Ich erzähle hier eine lustige Geschichte, welche sich vor Jahren in den Sölkeralpen, sechs Stunden von Irdning im Ennsthal entfernt, zugetragen hat. Sie giebt ein köstliches Beispiel vom Köhlerglauben.

Eines Abends zur späten Stunde zog ein Mann durch den Wald.

Nebel hingen am Himmel, der Sturmwind rauschte in den Wipfeln und peitschte dem Manne eiskalte Regentropfen in das Gesicht.

Der Wanderer hatte in der Finsterniß den Weg verloren und stolperte über Wurzeln und Steine.

Jetzt stieß er auf eine breite zusammengerollte Baumrinde, wie sie auf dem Boden zahlreich umher.

lagen, und da kam ihm der Gedanke, zum Schutze gegen den schneidenden Wind und gegen den Regen eine solche Rinde um sich zu winden. Und bald stand der Mann mit der rauhen Kruste weidlich gepanzert da; ein wandelnder Baumstrunk.

Der Wanderer versuchte langsam über den Hang abwärts zu klettern. Der Sturm warf ihm einen abgerissenen Tannenwipfel vor die Füße. Jetzt fiel er, und das war ein wunderbares Geschick, denn er stand hier nicht mehr auf. Er fiel auf eine jener Holzriesen, welche aus glattgeschälten Baumstämmen über Hänge zur Weiterbeförderung der Holzklötze angelegt sind, und hier begann er zu rutschen, konnte sich nicht halten und glitt abwärts. Die Holzriesen sind steil und lang und münden gewöhnlich in einen jähen Abgrund, über welchen die Blöcke lustig hinausfliegen und in die Tiefe zur Kohlstätte stürzen. — Das ist jetzt Dein Schicksal, konnte der Mann noch denken, während es weiter ging. Plötzlich fühlte er keinen Grund mehr unter sich, jetzt — jetzt lag er auf einem Haufen von Moos und Reisern.

Er stand auf und war höchlich verwundert, daß er aufstand.

Da war ein Männlein neben ihm, das schlug die Hände über den Kopf zusammen und eilte von dannen.

Der Wandersmann stand auf einer Kohlstatt, neben ihm waren zwei große Meiler, über welchen

weißer Rauch emporstieg. Etwas abseits lag die Hütte.

Unser Wandersmann nahte der Hütte und klopfte an.

Ein leises Gemurmel tönte ihm entgegen. Er trat ein und stand nun in einer niederen Stube, welche von der Flamme eines Kienspanes matt beleuchtet war. —

Auf dem Herde lag ein Häuflein glühender Kohlen und neben dem Herd, an der Bretterwand, war ein Strohlager, bei welchem mehrere Leute standen. Auf dem Stroh lag ein Weib und dieses hielt ein neugebornes Kind empor. Die Leute gewahrten den Fremden, der in seiner sonderbaren Bekleidung mitten in der Stube stand. „Heilige Maria, da ist er!" riefen sie aus. Nur ein Männlein mit wüstem, grauem Haar und Bart stand ruhig da, sah den Fremden an und sprach: „Gelobt sei Jesu Christ!"

Dann nahm es das nackte Kind aus den Armen des Weibes, hielt es ihm zagend vor und sagte: „Küsse mein Kleines!" Da trat der Wandersmann einen Schritt zurück: „Was, zum Donnerwetter, spukt denn hier!"

„'s ist mein einzig Kind," sprach der Köhler mit bittender Stimme, „küsse es dreimal!"

„Zur Eisernen, zur Silbernen und zur Goldenen!" fügte das Weib, welches im Bette lag, leise bei und faltete die Hände.

„Alle Kreuz! Ist das ein Narrenthurm? Was wollt Ihr denn?" schrie der Wandersmann und zersprengte sein Panzerkleid, daß es auf den Lehmboden fiel.

Das Männlein prallte zurück.

„Komm' da herein, daß ich Euch bitte: Leute, gebt mir ein Obdach für diese vermaledeite Wetternacht, ich lohn' es Euch schon — und Ihr werft mir gleich die Nachkommenschaft an den Hals!"

„Bitten schön um Verzeihung, Herr," entgegnete der Köhler, „weil Ihr auf einmal so dagestanden seid, so haben wir halt gemeint, Ihr seid es."

„Der Gutsbesitzer von Adlergrub bin ich, und will hinüber in mein Haus, verlier' Euch in diesem höllfinsteren Nebel den Weg, wirft mich der Teufel über die ganze Holzriese in diesen Hexensabbath herein. Laßt mich da auf der Bank ein wenig liegen, Leute, morgen mit dem ersten Hahnenruf geh' ich weiter."

„Haben keinen Hahn, Herr," sprach das alte Männlein, „aber ich weck' Euch schon. Habt Ihr Hunger?"

Hierauf setzten die Köhlerleute dem Manne gesottene Geißmilch mit Schwarzbrot vor: „Wir haben ein Brot, das Jedem schmeckt, weil es Keiner ißt, der nicht Hunger hat."

Später rückte der Kohlenbrenner nahe zum Fremden, faßte ihn an der Hand: „Gelt, Herr, Ihr seid

nicht bös', daß wir so dumm gegen Euch than haben, als Ihr gekommen seid. Schaut's, wir haben Euch halt" — jetzt zündete er sein Pfeifchen an, drückte den Deckel zu und fuhr fort: „Schaut's, wir haben Euch halt für den ewigen Juden gehalten. Ihr werdet wohl wissen —"

„Erzählt mir, wenn Ihr wollt."

Der Köhler sprach einige Worte mit der Wöchnerin, verordnete dann die übrigen Hüttenbewohner, welche aus Speikern und Wurzelgräberinnen bestanden, zu Bette auf den Dachboden, stellte den Kienspanleuchter zurecht, that noch etwas an seiner kurzen Pfeife, und begann:

„Der ewige Jud' — das ist derselbe, der dem Herrn Jesus das Kreuztragen versagt hat. Jetzt muß er zur Strafe dafür ewig wandern, und darum geht er noch immer herum in der Welt, und seine Kleider sind wie eine Baumrinde, und seine Arme sind wie die dürren Aeste, und sein Haar und Bart ist wie Moos. Und da habt Ihr halt so ausgeschaut. Aber der ewige Jude hat ein Gutes. Wie dort in Jerusalem der kreuztragende Jesus vorüber gewesen ist, da ist unsere liebe Frau nachgekommen, und sie hat gesagt: Jude, weil Du mein Kind gesehen hast, so sollst Du eine Gnade haben. Wenn Du ein neugebornes Kindlein küssest, so wird es Hochzeit halten; und wenn Du es zweimal küssest, so wird es die silberne Hochzeit erleben; und wenn Du es dreimal

küssest, so wird das die goldene bedeuten. Und immer, so lang' der Schlaf des Kindes währt, wirst Du Ruhe finden. — Seht, so hat unsere liebe Frau gesagt und deswegen haben wir heut' das mit unserem Kinde gethan. Ja, und da will ich Euch noch was erzählen. Diese Hütte da, in der wir jetzt zusammensitzen — aber eßt doch Eure Suppe aus, ist Euch der Holzlöffel nicht recht, gelt? Diese Hütte hat mein Urgroßvater aufgezimmert. Der Wald da oben ist seither nicht ausgegangen und so ist auch unsere Kohlstatt nicht abgekommen. Mein Urgroßvater ist sehr alt geworden; hab' ihn selbst noch recht gut gekannt — ist ein kleines Männlein gewesen. Als er mit der Urgroßmutter draußen in Donnersbach die goldene Hochzeit gehabt hat, da bin ich schon ein Bub gewesen, so groß wie der Spanleuchter da. Weiß es noch wie wenn's gestern gewesen wär', wie ich und mein Vater und mein Großvater das Brautpaar auf einem Karren zur Kirche zogen haben. Die Urgroßmutter ist gleich nach der goldenen Hochzeit gestorben, sonst hätten sie gar noch die diamantene halten können, denn der Urgroßvater hat noch lang' nach gelebt. Aber einmal, es ist am Ostersonntag in der Früh und wir sind schon Alle im Feiertagsgewand und sitzen gerade bei der Suppe. Just wo Ihr da, sitzt der Urgroßvater — legt er Euch auf einmal den Löffel weg und lehnt sich an den Winkel. Sagt mein Großvater: Schau

sagt er, der Vater hat heut' auch nicht ausgeschlafen. — Dann schaut er und schaut und rüttelt eine Weil' an dem Urgroßvater, und sagt dann kleinlaut zu uns: Kinder, jetzt ist er todt! — Thut essen, Herr gesegne es Euch Gott! — Ja, und daß ich weiter erzähl', meinen Urgroßvater hat der ewige Jud' geküßt, als er ein neugebornes Kind gewesen. Die alten Leut' haben's oft erzählt. Haben just heut' beim Nachtmahl davon gesprochen, und wie mein Weib wahrnimmt, daß ihre Stunde kommt, da sag' ich: Alte, unsere ersten Kinder haben sie hinausgetragen ins Grab; 's wär' ein Glück, wenn heut' der ewige Jud' käme wie zum Urgroßvater. Schaut, und wie der Augenblick gekommen ist, da seid Ihr hereingetreten. — Nichts für ungut!"

Da stand der Gutsbesitzer auf, rieb seinen grauen Schnurrbart und rief: „Bin kein alt' Weib, aber der Teufel hol' mich, wenn das nicht was bedeutet. Habt Ihr schon einen Pathen für's Mädel?"

Nicht immer hat der Köhlerglaube so erfreuliche Folgen.





Der Ameisler.

Wer in den Wald geht, er kommt selten leer zurück. Zerrt er schon keinen Baumstamm hinter sich her, so hat er doch ein frisches Stöcklein in der Hand; schleppt er schon keine Reisigfuhr, so trägt er doch ein grünes Zweiglein am Hute; hat er schon keinen Korb mit Wildobst bei sich, so doch ein Sträußlein duftiger Beeren; und trägt er schon kein erlegtes Wildpret, so krabbeln doch an seinem Leib Käfer und Ameisen auf und nieder.

Freilich nimmt der Mensch — der famose Erfinder des Wörtleins „Gerechtigkeit" — Alles mit Gewalt und ohne etwas dafür zu geben. Ich wüßte auch nicht, was der Wald von ihm brauchen könnte, als etwa Ruhe, die der Mensch eben nicht giebt. Die Holzschläger, die Reisigschneidler, die Streukrauer, die Pechschaber, all' diese und andere seiner „Freunde"

sind ihm gefährlicher als sein Todfeind, der Borkenkäfer.

Doch der Waldparasiten giebt es auch noch andere, die ihn mittelbar schädigen, da sie ihm seine Beschützer verderben. Einst war der Bär und der Wolf des Waldes Beschützer, heute sind es weit unscheinbarere und harmlosere Wesen, die im Kleinen unermüdlich und allüberall arbeiten, um den Wald von den schädlichen Insecten zu befreien. Freilich hat der Wald nur ganz zufällig davon Vortheil, denn sie thun es aus Eigennutz, sowie auch sie selbst wieder dem Eigennutze Anderer, Stärkerer, zum Opfer fallen.

Da kannst Du im Walde einen sonderbaren Mann begegnen. Seinem zerfahrenen Gewande nach könnte es ein Bettelmann sein, er trägt auch einen großen Sack auf dem Rücken; aber über diesem Bündel und an all' seinen Gliedern, von der beflickten Beschuhung bis zum verwitterten Hut, laufen in aller Hast zahllose Ameisen auf und nieder, hin und her, in Schreck und Angst, und wissen sich keinen Rath in der fremden, wandelnden Gegend, in die sie gerathen.

Der Mann ist ein Ameisler. Er geht aus, um die Puppen der Ameisen, die Ameiseneier, zu sammeln, die er in Markt und Stadt als Futter für gefangene Vögel verkauft. Er sammelt auch die Harzkörner aus den Ameisenhaufen, um solche als den in

der Bauernschaft beliebten Waldrauch, der in den Häusern besonders bei Krankheiten als Räucherungsmittel dient, oder gar als Weihrauch zu den bekannten kirchlichen Zwecken zu verwerthen.

Da geht der Ameisler in den Nadelwald auf die Suche. Vor dem Wildschützen erschrikt er nicht, aber dem Förster weicht er aus. Endlich findet er einen Ameisenhaufen, der ist zumeist an einen halbvermoderten Baumstock hingebaut und in Form eines bisweilen meterhohen Kegels aufgeschichtet aus dürren Zweiglein und Splitterchen, aus den abgefallenen braunen Nadeln der Bäume. Er ist über und über lebendig und die unzähligen schwarzen oder braunen Thierlein rieseln beständig durcheinander hin und wieder, zu den tausend kleinen Stollen und Schachten aus und ein, jedes eine Last auf sich oder eine solche suchend; andere wieder Ordnung haltend, daß überall die gemächliche Emsigkeit herrsche und nirgends gestört werde. Die Einen tragen ihre Puppen in's Freie, daß sie von der Sonne erwärmt werden; die Anderen fangen Blattläuse ein oder Goldkäfer, die sie als ihre Melkkühe zu verwerthen wissen. Die Puppen jedoch nähren sie mit eigenem Safte. Der Verrichtungen sind tausenderlei. Manche Haufen haben auch ihre eigenen Wegmacher, welche auf den begangensten Straßen die dürren Baumnadeln und Holzstückchen klein beißen. Trotzdem sind die Wege und Stege just nicht die glattesten

und die bequemsten; eines der Thiere steigt über das andere und wird dann selber wieder niedergetreten, aber das macht nichts. Vom Haufen hinweg über Baumwurzeln oder unter Heidekraut laufen sie zu Tausenden und kehren mit Baumateriale, mit Harzkörnern, mit erbeuteten Käfern und Würmlein mühevoll aber guten Muthes zurück. Die innere Ordnung und den mustergiltigen Haushalt der Ameisen können wir zufällig Vorübergehende kaum ahnen. Aber wie ein kunstvolles Uhrwerk geht das fort den ganzen Tag, und nur wenn der Abend naht oder bei Regen oder Gewitterschwüle ziehen sie sich in ihre Stadt zurück, zum häuslichen Herde, wo sie sorgfältig die Puppen bergen. Blos Einzelne steigen langsam an der Oberfläche um, wie Wächter auf den Wällen.

Ueber diese Gemeinde kommt plötzlich das Unglück.

Kaum der Mann in die Nähe kommt — sie riechen ihn, bevor sie ihn sehen —, gerathen die Ameisen in eine größere Hast, sie laufen wirr durcheinander, überstürzen sich, purzeln eine über die andere hin, ergreifen Nadeln, Körner, um sie wieder fallen zu lassen. Anstatt sich in die Löcher zu verkriechen, eilt Alles aus denselben hervor, so daß die Oberfläche des Haufens ganz schwarz wird und ein wildes Drängen und Wogen entsteht, wobei die wenigen Besonnenen die große Masse nicht mehr zu beruhigen vermögen.

Der Ameisler reibt seine Hände noch mit Terpentin oder einem anderen Oel ein, damit sie gegen die Ameisensäure gestählt sind; dann erfaßt er seine Schaufel und reißt den seit Jahren mit unsäglichem Fleiße kunstvoll aufgeführten Bau auseinander. Die Thierchen spritzen noch wehrhaft ihre scharfen Säfte gegen den Feind; aber nun, in dem Greuel und Schreck der Zerstörung, wo Diese unter den Trümmern begraben sind, Andere dem grellen Tage bloßgelegt, Andere verstümmelt, erdrückt -- denken sie an nichts mehr, als an ihre Kinder, die Puppen! Jede stürzt sich auf eine Puppe, um sie zu retten, zu verbergen; in den Trümmern der Stadt, das wissen sie, sind sie nicht sicher, also fort, hinaus ins Freie, in den Wald. Aber der Ameisler sputet sich, denn auch er will die Puppen, und bevor diese verschleppt sind, thut er seinen Leinwandsack auf und stopft und kraut und scharrt den ganzen Ameisenhaufen mit Allem, was d'rum und d'ran ist, in den Sack. Der Haufen war gut bevölkert gewesen, wohl an fünfundzwanzigtausend Puppen mag er in sich geborgen haben — ein hoffnungsvolles Geschlecht, und jetzt im Sacke des Räubers!

Dieser bindet ihn zu, wirft ihn auf die Achsel, und indem er über und über voll von Ameisen ist, eilt er mit der Brut weiter durch Wald und Schlucht, um neuen Fang zu thun. Und findet er wieder einen Haufen, so macht er's wie mit dem

ersten und die Ameisen, große und kleine, schwarze und braune, sammt ihren Puppen, sammt dem Nadelgefilze ihres Baues, sammt ihren Harzkörnern und Vorrathskammern kommen zusammen in den Sack, bis er voll ist.

Wir beschreiben den Jammer der Gefangenschaft nicht. Wir können vergleichsweise nur sagen: Wie wäre den Menschen zu Muthe, wenn sie mitsammt ihrer Stadt und Allem, was d'rin ist, in einen großen Sack gesteckt würden! Die Ameisen sind weit unseliger dran, sie bleiben lebendig! Allvergebens ist ihr Kämpfen um die Freiheit, in der Verzweiflung, Wuth, fassen sie sich gegenseitig an, wie es bei großem Unglück ja auch die Menschen machen und einander die Schuld geben. Die kleine rothe Ameise ist die wildeste; sobald sie einsieht, all' ihr Mühen um die Freiheit wäre umsonst, fällt sie die Genossinnen an und erwürgt sie mit ihren Zangen. Eine gräßliche Meuterei entwickelt sich zwischen den verschiedenen Gattungen von Ameisen; in ihrer Raserei morden sie sich hin ohne Plan und Zweck, ein Beweis, daß auch das Thier in seinem Wahnsinn so thierisch werden kann als der Mensch.

Der Ameisler sucht nun einen geschützten, sonnigen Anger. Dort breitet er auf dem Rasen ein großes, weißes Tuch aus; am Saume des Tuches ringsum legt er grünes Laubwerk, über das er dann den Rand des Tuches zurückschlägt. Nun öffnet er

den Sack und schüttet den ganzen Inhalt desselben mitten auf das Tuch. Einstweilen hat hernach der Ameisler nichts zu thun, er kann sich in den Schatten des nahen Waldsaumes hinlegen, Brot und Speck aus dem Schnappsack holen, auch Moschbeerbranntwein, wenn er welchen mit hat, mag sich hernach eine Pfeife anzünden und guten Muthes sein; die Ameisen sind von ihrer ärgsten Qual erlöst. Diese nehmen ihre Freiheit wahr, aber auch die Gefahr, die sie noch immer bedroht; sie eilen, laufen, rennen, um sich zu orientiren; sie kommen an den Rand, wo das grüne Blattwerk ist, das heimelt sie an, doch nicht an ihre eigene Rettung denken sie, rasch kehren sie zurück, jede zu einer Puppe, um sie aus dem Trümmerwerk ins Grüne zu tragen. Da sucht nicht erst Jede lang nach dem eigenen Kinde, sie nimmt das nächste; die große Ameise die Puppe der kleinen, während die kleine schwer an jener der großen schleppt. Da ist alle Feindseligkeit vergessen und die Mörderin sucht das Ei der Gemordeten zu retten.

Der Ameisler schaut aus seinem Schatten dem Treiben und „Auslaufen" der Ameisen zu. Sichtlich wachsen die Häuflein der Puppen, die sie unermüdlich aus dem Wuste schleppen und am Rande abladen, wo das hingelegte Blätterwerk ist, so daß die Thiere glauben, dort schon fängt das freie Land an, während sie die Eier doch noch auf dem Gebiete des

Feindes ablegen. Sie haben mit ihrem Rettungsversuch nur wieder für den Ameisler eine mühsame Arbeit verrichtet, haben ihm die Puppen vom Wust gesondert und in Häuflein gesammelt. Jetzt steht der Ameisler auf, nimmt sein blechernes Becherlein und füllt es immer wieder mit den aufgehäuften, gelblichweißen Puppen, um sie in den dazu bereiteten Behälter zu thun.

Viele Ameisler, die das Geschäft im Großen betreiben, pflegen die Säcke an sicheren Orten aufzubewahren, bis sie eine größere Anzahl beisammen haben, schütten sie dann mitsammen auf das Tuch und gewinnen beim „Auslaufen“ an einem Tage oft an dreißig Maß Puppen.

Finden endlich die Ameisen im Wirrsal des zerstörten Haufens keine Puppe mehr, so laufen sie davon; laufen über das Tuch hinaus auf den Rasen und fort. Von all' ihrer Habe besitzen sie jetzt nichts mehr. Arm bis aufs Blut, thun sie sich zusammen und gründen wieder kleine Familien, und diese thun sich zusammen zu einer Gemeinde, zu einem kleinen Staat und beginnen allsogleich den Bau eines neuen Haufens. Gottlob, wenn der Winter noch fern ist, so können sie noch einmal fertig werden. Und Gottlob, wenn er nahe ist, dann haben sie Feierabend und vergessen im Winterschlafe der Drangsal, die sie heimgesucht hatte, bis nach leid- und freudloser Ruhe in der Maiensonne ihr Leben wieder erwacht.

Hat der Ameisler die Eier untergebracht, so macht er sich an den todten Wust, der auf dem Tuche zurückgeblieben ist; aus diesem weiß er die wohlriechenden Harzkörner zu ziehen und kehrt sonach mit doppelter Beute in sein Dorf zurück, um im nächsten Jahre die Gegend wieder abzugehen, was etwa die Ameisen neuerdings beisammen hätten.

Ich habe solchem Treiben, besonders dem „Auslaufen", oft zugeschaut, weil die Meinung geht, daß der erquickende Wohlduft, der sich beim Ausschütten der Säcke verbreitet, kräftigend für die Brust wirken soll. Zwar hat mir die Rohheit nicht immer wohlgethan, mit welcher der Mensch die fleißigen Thierlein beraubt; doch, Du lieber Gott! wohin käme man mit solcher Weichmuth auf dieser Welt, wo es der Mensch mit dem Menschen nicht besser treibt, wenn er die Macht hat! Hingegen wohl hat's mir gethan, das Hinauseilen der befreiten Wesen in die sonnige Welt zu betrachten und ihren Muth, mit dem sie neuerdings arbeitsfroh ans Werk gehen, nimmer verzagend, so lange der himmlische Tag ist über den Wäldern.

Wohl ist in vielen Gegenden unseres Landes das Ameiseln verboten. Man hat den Nutzen, den diese Thierchen für die Waldcultur bieten, schätzen gelernt. Wenn der Forstmann sonst besorgt gewesen war um seine Bäume, da die Ameisen den Stamm auf- und niederrieselten, so freut er sich jetzt dar-

über, denn er weiß, daß die Ameisen nach den Larven anderer Insecten Jagd machen, die dem Baume gefährlicher sind als sie. Die Ameisen sind Fleischfresser, während dem Walde nur die pflanzenfressenden Thiere gefährlich werden, und um so gefährlicher, je kleiner sie sind, je weniger sie von den Menschen verfolgt und ausgerottet werden können.

Doch, was nützt das Verbot! Wie die Gemsen und Hirschen ihre Wilderer haben, so haben sie auch die Ameisen. Es sind Jahre, da man stundenlang in unseren Fichtenwäldern wandern kann, ohne einen Ameisenhaufen zu finden, umsomehr Raupennester anderer Insecten, Mücken und Käfer aller Art.

Der Ameisler betreibt nebst dem Sammeln von Ameiseneiern und Waldrauch gewöhnlich auch andere Dinge: er sammelt Wurzeln und Kräuter, die er in den Apotheken absetzt; versteht sich auf das Bereiten von Branntwein aus Wachholderbeeren oder anderen Waldfrüchten, den er gut verwerthet; graſt von allen Schlägen und Waldblößen die Erdbeeren, die er an lecker-lüsterne Sommerfrischler verkauft; geht bisweilen sogar im „Pechern" um und weiß überall zu ernten, ohne gesäet zu haben, ja ohne Grund und Boden zu besitzen. —

Waldbesitzer haben mitunter der lieben Ordnung wegen all' ihre Waldfrüchte schon im Vorhinein an zumeist fremde städtische Unternehmer verpachtet, sie haben mit gewissem Vorbehalt des Waldes Heil-

kräuter verpachtet, und die Ameisen, das Harz und die Pilze, die Erd-, Heidel-, Him- und Brombeeren. Die Pächter haben ihre Polizei aufgestellt und das arme Weib mit ihren Kindern darf in solchen Gegenden nicht mehr in den Wald gehen, um Beeren und Schwämme zu sammeln.

Wir meinen, man müsse dem Pecher und dem Ameisler strenge auf die Finger sehen, aber im Walde das Eigenthumsrecht allzuscharf auszunützen, das gefällt uns nicht. Einen ganz kleinen Vorbehalt hat sich Gott doch gemacht, als er diese Güter vertheilte: Daß ich im Waldschatten den Kindern und Armen ein Tischlein decke, das bleibt mein eigener Wille.





Der Wurzelgraber.

Der junge, lebensfreudige Bursche thut es nicht. Es ist gewöhnlich ein verabschiedeter Soldat, ein vacirender Holzhauer, ein abgedankter Köhler, ein alter Bauernknecht, der endlich einmal selbstständig werden will. Da oben ist er frei, da oben führt er sein eigenes Haus und das Wurzelgraben kann ihm — meint er — Niemand wehren; er gräbt in den heilsamen Wurzeln und Kräutern ja Menschenleben und Menschengesundheit aus!

Ueber den Winter freilich, da muß er sich unten im Thale in ein Bauernhaus verkriechen zum Winterschlaf — und ein wenig Korbflechten, Besenbinden und ein wenig Schuhflicken, das kann er ja, und dafür giebt ihm der Bauer gern das Dach und die Nahrung. Bis zu den Weihnachten und darüber hinaus ist der Wurzelgraber auch recht leutselig und erzählt Geschichten von dem Sommerleben in den

Wäldern und Felsenhöhlen, und was das für Tage waren, als noch der Teufel in seine Hütte kam und ihm die Wurzeln schaben, die Kräuter trocknen half und mit ihm ein Pfeiflein rauchte.

„'s ist völlig nicht zu glauben," meinen Alle, der Wurzelgraber indeß neigt vielbedeutend seinen alten Kopf und macht gedehnt: „Ja, meine Leut'! — Und man sollt's nicht meinen, wie ich mit dem Teufel bekannt worden bin; just zum Lachen hab' ich nichts gehabt! Zu allererst, wie er kommt mit seinen zwei Gamshörndeln und mit seiner Radiwurzen hinten, bin ich fest; hast ja deinen Stutzen mit der geweihten Johanniskugel bei dir, denk' ich, und damit jagst du neunhundertneunundneunzig solche Hörndlbuben zum Teufel. Aber durchgesetzt hat er's! Wie er so auf einmal neben mir steht und mich anglotzt wie nicht gescheit, schrei ich: Was willst denn? Ei, gar nichts, giebt er d'rauf Red, ein' vergrabenen Schatz hab' ich Dir zeigen wollen. — Brauch' Deinen Schatz nicht! sag' ich ihm und setz' mein' Stutzen an und, wie ich schon wild bin, setz' ich ihm das Rohr ins breite Maul und schrei: Probir' einmal die Tabakspfeifen da! — und druck' los. Was thut der gute Herr Teufel? Schön langsam spuckt er die Kugel aus und sagt recht gemüthlich: Hast ein' saggrisch starken Tabak, Wurzelgraber, der thät' Einem mit der Zeit wohl gar ein wenig die Lungel angreifen! — Kreuz und Hanselbank! Da heb' ich mich an zu fürchten,

und wie ich den heiligen Nagel Christi nicht bei mir hab', so bin ich hin, wie des Juden Seel'! Wie aber der Schwarze den Nagel gesehen hat, da mag er sich denkt haben: Schau, der Wurzelgraber ist gescheiter wie ich, mag ihm nicht an. D'rauf ist er abgefahren."

Solche Geschichten weiß der Wurzelgraber, und die Zuhörer entgegnen: „Sein mag's just schon, aber 's ist völlig nicht zu glauben."

Kommt aber der Frühling in die Nähe, so erzählt der Wurzelgraber nicht mehr; er wird schweigsamer und geht einsam umher und sehnt sich fort vom Hof und von den Menschen und spürt nach, ob nicht schon bald der Schnee schmilzt in der Wildniß.

Viele Tage lang schäumt der trübe, hochgeschwollene Gießbach durch das Thal, und wenn längst hier schon die Wiesen grünen und die gelben Dotterblumen blühen, braust noch immer der mächtige Gießbach.

Endlich sticht aus der röthlich grauen Erde der Felder in bräunlichen Keimen das Korn hervor; die Lärchen blühen in rothen Zäpfchen, die Schwalben sind da — und der Gießbach wird kleiner und kleiner und zuletzt fließt nur mehr das gewohnte klare Wässerlein durch das zerrissene Bett.

Und nun ist der Wurzelgraber fertig zum Auswärts. Er ist eine rauhe, knorrige Gestalt von unten bis oben. Die Sohlen der Bundschuhe sind dicht mit

Eisenhaken beschlagen; über den Wollenstrümpfen schaut das braune, sehnige Kniegelenk hervor; die Hirschlederhose schließt sich eng an die Oberschenkel und die kräftigen Lenden, und der abgetragene Lodenrock liegt nachlässig über die eine Achsel geworfen. Das grobe Hemd ist am Halse locker durch ein Tuch zusammengehalten; über der breiten Brust spannt sich der Hosenträger — sonst hat er weder Weste noch Brustfleck. Das hagere Gesicht hat der Mann hübsch glatt rasirt, aber die Haare, die schon ein wenig grau werden wollen, hängen wüst unter dem Hute hervor; der Hut selbst ist hoch und rund, mit einer grünen Schnur und mit tief herabhängenden Krämpen.

Auch hat sich der Wurzelgraber bereits die Holztrage mit dem Nöthigen, ein paar Haken zum Graben, einen Wetterüberwurf aus Loden, ein wenig Mehl, Schmalz, Salz, Essig u. s. w. umgehangen. In der knochigen Hand hält er sein „Griesbeil“; den anderen Arm hat er unter dem Rocke verborgen.

So steigt der Mann nun nieder aus seiner Dachkammer, tritt in die Küche, um sich am Herd noch ein Pfeiflein anzuzünden, dann sagt er zur Hausfrau: „So, Bäuerin, jetzt bin ich's. Jetzt haben wir bald Pfingsten; bis nach Michelli hinaus werd' ich wohl einmal dahersteigen; und wenn ich zu Allerheiligen noch nicht da bin, Bäurin, so bet' ein Vaterunser für mich! Für die Einwohnung im

Winter sag' ich: Vergelt's Gott! Red't mir nichts Schlechtes nach! Und jetzt thät' ich Dich noch rechtschaffen gern um was bitten, Bäurin; gelt, ein Flaschl Weihwasser giebst mir wohl mit?"

Das thut sie von Herzen gern und schenkt ihm auch noch einen Laib Brot. Darauf stolpert er über die Thürschwelle und geht langsam über die Felder, durch das Thal, durch Engen und Schluchten, durch Geschläge und Wald und aufwärts, immer aufwärts, in die Alpenwildniß und gegen die Felswände.

Nun erst zieht er seinen unter dem Rock verborgenen Arm hervor, er hat an demselben ein zerlegtes Doppelgewehr, denn manche Rehe und Gemsen steigen da umher, die all' ihr Lebtag keinen Waidmann gesehen.

Dann findet der Wurzelgraber wohl eine verlassene Holzhauerhütte oder eine schirmende Felsenkluft, in der er sich häuslich niederlassen kann; oder er baut sich selbst ein Wohnhaus aus Baumrinden und Aesten und Moos, und wenn das Alles fertig ist, so geht er an seine Arbeit.

Er steigt alle Schluchten und Hänge und Höhen ab; er gräbt Wurzeln; er kennt sie alle, er weiß von allen, wo sie wachsen, wie sie zu bekommen, wozu sie taugen. Da bringt er Hirsch-, Wolfs-, Süßwurzeln, er bringt Beinwurzeln, Brechwurzeln, Enzian u. s. w. Er sammelt aber auch Arnica,

Speik, isländisches Moos; er sammelt Schwämme; er schabt das Pech von Fichtenstämmen; er zapft den wohlriechenden Saft von Tannen- und Lärchbäumen; er holt die Harzkörner aus den Ameishaufen, er erklimmt alle Felskanten und sucht Edelweiß. Alles ist ihm recht, Alles weiß er zu brauchen.

Nicht allzuoft trifft er mit einem Jäger, mit einem Halter, mit einer Sennerin zusammen; er lebt allein bei den Thieren und Pflanzen und Steinen. Gegen unwirthliche Witterung, die um die Felszacken tost, oder die in Nebel oft tagelang im Gebirge braut, findet der Wurzelgraber genugsam Schutz in seiner sorglich gewahrten Wohnung oder in seinem Lodenüberwurf. Seine Nahrung besteht, außer wenigen Pflanzen und Mehlspeisen, hauptsächlich aus Wildpret, das er am offenen Feuer nahrhaft zu bereiten und gut zu würzen versteht.

Und verlernt der Mann nicht das Sprechen und das Denken? Nein. Er spricht mit den Thieren der Wildniß, mit seinen Wurzeln, mit allem Möglichen.

„Ja, mein lieber Speik," sagt er, wenn er die genannte Wurzel aus dem Boden häkelt, „bin schon da um Dich, fass' Dich in die Butten und schick' Dich in's Türkenland hinein. Die dortigen Weiberleut, die hupfen im Bad gern herum und Du mußt ihnen das Wasser einbalsamiren. Wirst

einmal gucken, mein lieber Speik, im Türkenland drinnen!"

Oder er spricht zur Arnicablume: „Vor Dir sollt' man wohl alleweil den Hut abnehmen, Du bist der best' Arzt auf der buckligen Welt und der lieb' Herrgott hat in seiner ganzen Apothek' kein besseres Kräutel, als Dich!"

Oder er sagt zum Edelweiß: „Du bist nicht so schön wie das Veigerl (Veilchen) und Du riechst nicht so gut wie das Nelkerl, und doch haben sie Dich lieber, wie dieselben Blümlein allzwei. Das macht's, weil Du aufgewachsen bist auf der Höh', und weil der schon eine kleine Kurasch haben muß, der Dich hinabbringt in's Thal. Brauchst Dir selber nicht so viel einzubilden, Edelweiß!"

Nicht selten kommt der Wurzelgraber in's Grübeln. Er denkt viel nach über Religion, aber er verliert den rechten Faden, weil er fern lebt von Kirchen und Menschen. Er kommt tief und tiefer in den Aberglauben hinein, denn dazu geben ihm manche Märchen und Sagen, die er aus seiner Kindheit kennt, und dazu giebt ihm seine großartige, unerforschte Umgebung Anhaltspunkte. — Gott hat den Wald wachsen lassen, der Teufel aber das Dorngesträuche. Unter dem Dorngesträuche liegen unzählbare Schätze, und ein Kranz von rothen Dornröslein verdorrt auf dem Haupt der Jungfrau, bleibt aber frisch auf der Stirne der Gefallenen. Die

Quelle, aus der man nach Sonnenuntergang trinkt, wäscht das gute Gewissen von der Seele; wenn aber ein Flüchtling nach Sonnenuntergang Quellwasser mit flacher Hand über sein Haupt schüttet, so mögen ihn die Feinde nicht mehr verfolgen. — Eine einzige Wurzel giebt es im Wald, die der Wurzelgraber nicht kennt, die Irrwurzel; wer unversehens auf so eine steigt, der verirrt sich im Wald und findet den rechten Weg nicht mehr. —

Zahllos sind dergleichen Sagen im Gebirgsvolke und in dem Einsiedler fassen sie erst recht Wurzel und erfüllen ihn mit kindischer Furcht, oder mit thörichter Hoffnung. Und der Teufel, der Teufel, das ist immer das Schreckbild solch' armer Seelen. Sie leben wild, wie das Thier, sie begehen Diebstahl an Wald und Wild, sie höhnen Sitte und Gesetz, aber sie beten unablässig um übernatürliche Kraft und Macht, sie rufen den Teufel an und beschwören ihn ängstlich, daß er sie nicht hole.

Bei allen Waldmenschen indeß ist es nicht so arg, aber Weihwasser bedarf Jedermann und der Wurzelgraber ganz besonders.

Ei, wie ging's dem Wurzel-Toni, als er um sein Weihwasser kam?

Er kochte sich Erdäpfel, schnitt sie in Spalten und goß Essig daran; der Essig war schier abgestanden und der Toni goß den ganzen Rest an, und die Erdäpfel kamen ihm immer noch zu wenig ge-

säuert vor. Darauf, wie er sich zum Schlafen legen will, besprengt er sich sorgfältig mit Weihwasser. Das unterließ er nie, denn der böse Feind weckte ihn zur Nachtzeit ohnehin immer und that ihm gar sonderbare Dinge an — aber was ist denn das heute für ein Weihwasser, das beißt ja gottlos in den Augen? Freilich riecht er's jetzt, freilich bemerkt er's, freilich haut er die Flasche an die Wand, daß die Scherben spritzen, und flucht über des Teufels Anfechtung; — der Toni hat sich mit Holzapfelessig besprengt und das heilige Weihwasser hat er zu den Erdäpfeln genossen! — Er schloß in derselben Nacht kein Auge, und kaum der Tag graute, verließ er die Hütte, eilte hinab zur nächsten Kohlstatt, fragte den Köhler, wie's ihm denn allweg gehe und stahl ihm derweil das Weihwasser sammt dem Gefäß von der Wand weg.

Während er mit gespanntem Hahn auf ein Rehlein wartet, oder während er sich das Beinkleid flickt, betet er den Rosenkranz ab. Trotz all' und all' dem gäbe er keine Haselnuß für seine Seele, wenn er nicht noch ein hochgeweihtes Amulet an der Brust trüge; er meint, alle Bäume erschlügen ihn mit ihren Aesten und alle Wurzeln führten ihn in die Irre und würden zu Schlangen, und alle Blätter zu giftigen Zungen, und alle Felsen stürzten über ihn zusammen, wenn er das Amulet nicht hätte! Viele dieser Waldbewohner haben nämlich als unfehlbaren

Schutz gegen den Bösen eine merkwürdige Reliquie, nämlich einen der drei Nägel Christi.

Einen solchen Nagel zeigte mir einst ein Pecherer und erklärte, daß von den drei Nägeln Christi den ersten der Patriarch in Jerusalem, den zweiten der Papst in Rom, den dritten aber er, der Pecherer, besäße. Alle übrigen Nägel Christi seien falsch. Wer nun den rechten Nagel hat, dem kann in Sturm und Brand, zu Wasser und zu Land wohl auch nichts geschehen.

Je mehr sich aber der Wurzelgraber vor dem Ungeheuerlichen der Phantasie entsetzt, desto gleichgiltiger und empfindungsloser wird er gegen die wirklichen Mächte und Vorgänge der Natur. — Wenn's ihm nicht aufgesetzt ist, durch den Sturm vernichtet zu werden, so wird er durch den Sturm nicht vernichtet; und wenn's ihm nicht aufgesetzt ist, vom Blitze erschlagen zu werden, so wird er vom Blitze nicht erschlagen. Und ist's ihm aufgesetzt schon von seiner Geburt aus, so mag er sich wahren, wie er kann, und verkriechen wohin er will, es vernichtet ihn der Sturm, es erschlägt ihn der Blitz!

In dieser Gleichgiltigkeit wird der Mann auch fähig zur ruhigen Beobachtung der Witterungsverhältnisse; er gewinnt dadurch an Einsicht, und ein alter Wurzelgraber ist ein gar verläßlicher Wetterprophet.

Obzwar das hier Gesagte mehr oder weniger allen Gebirgsbewohnern eigen ist, so drückt es sich doch insbesondere deutlich an den halb verwilderten Waldmenschen aus.

Und verhärtet und verfinstert nicht etwa nach und nach das Gemüth dieser Menschen so sehr, daß sie endlich gar nicht mehr fähig sind zum gesellschaftlichen Verkehr? Nein. Der Wurzelmann bewahrt über all' das Düstere und Unheimliche seines inneren Lebens hinaus eine gewisse schalkhafte Gemüthlichkeit, die sich nach und nach wieder zu Menschen sehnt. Der Wurzelgraber berechnet gar gut, auf welche Weise er seine gesammelten und bereiteten Gegenstände am vortheilhaftesten an Mann bringt und er besitzt eine gewisse überzeugende Rednergabe, um zu beweisen, daß seine Wurzeln und Kräuter und Harze die besten von allen.

Auch sinnt er in seiner Einsamkeit manches Schelmenstücklein aus, mit dem er im Spätherbst die Leute unten im Thale überraschen will. Da werden wohl wieder ein paar Begegnungen mit dem Teufel — vor denen er sich übrigens in allem Ernste fürchtet — und einige Hexenstückchen zum Besten gegeben, so etwas verschafft Respect für den ganzen Winter.

So vergeht der Sommer im Hochgebirge mit seinen mannigfachen Herrlichkeiten, von denen aber dem stumpfen Naturmenschen nicht Eine auffällt. Wer hätte ihm denn gesagt, daß die Natur schön ist?

Endlich werden die Tage kürzer und kürzer, die Kräuter sind nach und nach alle verblüht und es naht die trübe Zeit. Keinen Glockenton und keinen Juchschrei hört man mehr auf den Almen weit und breit; lange ist der Himmel noch blau und die Waldwipfel und die Felsen stehen reiner und klarer da als je. Aber kein Vogelsang mehr, nur dann und wann ein Gekrächze des Habichts, des Steinadlers — und endlich kommt Nebel und Regenwetter und Schneegestöber.

Nun ist's Zeit.

Der Mann schafft seine Naturproducte in das Thal, und endlich bindet er seine Habseligkeiten auf die Holztrage und wandert selbst abwärts durch die Wildniß und auswärts durch Schluchten und Engen in das Thal und gegen sein Dorf.

Die Leute erkennen ihn kaum; seine Kleider haben so sehr gelitten, Haar und Bart sind wüst und struppig; sein Gesicht ist noch hagerer und gebräunter, seine Augen sind noch tiefer und stechender als je.

„Jetzt bin ich da," sagt er kurz, „und jetzt müßt Ihr mich über den Winter schon wieder unter Euer Dach thun, ich flick' Euch die Körbe und die Schuhe; und wenn Ihr Besen zu binden habt — recht gern!"

Und wenn dann die Dorfkirchweih kommt, ist er schon wieder frisch rasirt und trägt bessere Kleider,

und dann geht er ins Wirthshaus und pflegt sein Pfeiflein und gönnt sich seinen Krug und erzählt die Abenteuer seines Waldlebens.

So geht es Jahr für Jahr und so erwirbt er sich seinen Unterhalt.

Mancher kommt von seinen Hochwäldern auch zurück schon mitten im Sommer, und zwar mit gebundenen Händen und begleitet von ein paar handfesten Forstgehilfen, die ihn beim Wildern erwischten. Er geht der dunklen Zelle zu. Der Wurzelgraber schüttelt in einemfort den Kopf und murmelt zu sich: „Schau, schau, bist halt richtig auf eine Irrwurzen getreten!“

Wieder ein Anderer kommt von seinen Hochwäldern gar nicht zurück; Schneestürme wogen und wühlen im Gebirge — und wenn Allerseelen kommt, läutet man auch für ihn die Glocken.





Die Sennin.

Vom October bis zum Juni stehen die hölzernen Hütten leer und im Winter schleicht der Rabe hin über die schneebedeckten Dächer und lugt wohl ein wenig zum Rauchfang hinab; aber öde ist es unten und die Menschen haben alle Nahrung verzehrt, eh' sie fortgezogen.

Die Menschen haben sich verkrochen in die Niederung, leben in den festen Gehöften und geselligen Dörfern und verkehren mit aller Welt, wie sie da unten sich ausbreitet zwischen den Bergen.

Wenn aber der Frühsommer kommt und die Hochmatten ergrünen, so öffnen sich unten die Thore, die Marställe der Gehöfte, und bekränzt und mit klingenden Schellen, hüpfend und blökend ziehen die Heerden den sonnigen Höhen zu.

Und hinter den Heerden wandeln die Sennerin und der Almbub, ihre Bedürfnisse für den Sommer

auf dem Rücken tragend und die Rinder leitend bis hinauf zu den Almhütten, wo sie Welt und Menschen vergessen, vier Monate lang dahinleben in einfachster Weise, fast wie im Urzustande. Ihr ganzes Bestreben hat sich darauf zu richten, daß sie dem Dienstherrn unten möglichst viel Käse und Butter gewinnen. Die Heerde und der Stall und der Klee und das fette Blättergras, das sind Hauptsachen, nach etwas Anderem hat die Sennerin, hat der Almbub nicht zu fragen.

Die Sennerin — in Steiermark Schwaigerin oder Brenntlerin genannt — schafft mit Kübeln und Behältern, bereitet das Stallfutter, besorgt das Melken. Der Almbub ist Hüter der Heerde, treibt diese auf Weiden, abgemähte Wiesen und Haidegelände und führt sie Abends wieder in den Stall.

Beide essen die gekochte Milch und den Sterz aus einem Topfe am Herde, dann zünden sie — wenn es finster geworden — den Kienspan an: sie bessert die schadhaften Stellen seiner Lodenkleider aus, die halten müssen bis zum Heimfahren; er nimmt dafür ihre, auf dem rauhen Alpenboden wundgewordenen Schuhe zwischen die Knie und zieht nach beiden Seiten den bepechten Draht aus und schmaucht eine Pfeife dabei und erzählt Wilderergeschichten oder brummt ein Liedchen.

Die Sennerin und der Almbub — ob sie noch jung sind?

Ewig jung sind die alten Liedchen, die er brummt, die sie singt. Die Leutchen mögen denken oder sagen wollen was immer, sie brauchen keine mageren Worte dafür, die sie erst unbeholfen zusammenstellen müßten, sie haben für Alles ihre Lieder und Liedchen. — Draußen zieht die kalte Abendluft von den bleichen Gletschern herüber durch die Mondnacht, oder es liegt Nebel über den nächtlichen Firnen, oder es hebt sich in den Schluchten und Riffen der Hochschroffen ein brausender Gewittersturm und läßt seine Blitze lohen und schmettern über der verlassenen Hütte — sie schieben den Holzriegel vor die Thür und beten wohl auch ein Vaterunser; das ist ja genug. Dann sagt sie zu ihm: „Buberl, steig hinauf in Dein Heu!“ Und er lehnt eine Holzleiter an die Wand und klettert durch eine Oeffnung hinan zum Dachboden und zieht seine Schuhe und seine Jacke aus und legt sich in's duftende Heu. Sie thut desgleichen und legt sich in ihr Bett. Und draußen im Stalle schellt oder brüllt Eines oder das Andere in der Heerde.

Die Sennerin und der Almbub dürften kaum unter zwanzig Jahren sein?

Gar nicht. Sie ist eine starke Vierzigerin, die's ihr Lebtag verstanden, mit den Kühen und mit der Butterbereitung umzugehen; sie ist jeden Sommer heroben auf der Alm, seit sie eine Vierzigerin ist. Junge Weibsleute, das versteht der Bauer wohl,

passen nicht auf die Alm, diese wären hier oben gar allerlei Einflüssen der Witterung ausgesetzt und kämen nicht mehr so hinab, wie sie heraufgezogen.

Und der Almbub — ei Gott — der weiß es selbst kaum, ist er in den Dreißigern oder Vierzigern; er weiß nur, daß er schon eine bedeutende Weile auf dieser Welt ist. Es thäte bei ihm nicht noth, daß er den Kopf so gründlich durch einen dicken Blähhals gestützt hätte, außer den Namen der Rinder und den Erinnerungen an manches treffliche Schmalzmus, so er auf der Alm genossen, ist nicht viel darin. Beim Vieh, da geht's, die Rinder sind dem guten Almbuben sehr zugethan, als ob er einer der Ihren wär'.

Das im Allgemeinen die Poesie der Sennhütten, die so oft mißverstanden wird. Nicht jenes lockere Schlaraffenleben herrscht auf den Höhen, wie es ein: „Auf der Alm, da giebt's ka Sünd'!“ wohl vermuthen lassen könnte. Da giebt es viel Arbeit und Beschwerden durch den lieben langen Tag, und viel Ermüdung am Abend. Feiertage und Ausnahmen kommen nicht viele vor.

Indeß giebt es doch auch Sennhütten, in welchen die Jugend spielt. Die Jugend und die Romantik.

Dort im Almhäusel auf dem Holzblock sitzt das Moidei und legt die Hände auf die Knie, daß sie ein Eichtel rasten mögen nach des Tages Last, und

läßt sich die Haare flechten von der Burga. Die Moidei ist jung, aber die Burga ist noch jünger, daher schickt sich's, daß das Moidei zuerst sitzt, dann kommt die Andere d'ran.

Andere Weiberleut flechten sich die Locken des Morgens, wenn sie aufgestanden sind — unsere Senninnen halten es zwar auch so, nur am Samstag machen sie ihren Putz, wenn es Abend wird, 's ist so der Brauch, 's ist von wegen der Besuche. Die Almhütten haben nämlich eine ganz andere Zeit für die Visiten, als die Salons der Stadthäuser. — Fürs Erste frisch gewaschen; alsdann ein ungeflickt Röckel anlegen, hernach die Haar' auskämmen und ein paar Tröpfl Kölnerwasser d'raufstäuben und endlich flechten. Ist Eine allein, so nimmt sie die Haarsträhne zwischen die Zähne und thut sich's auch so. Sind ihrer Mehrere, so hilft Eine der Anderen.

Wie dem Moidei der Haarkranz ums Haupt gewunden ist, sagt die Burga: „So, Alte, jetzt heb' Dich weg. Will ich Frau sein und Du Stubenmädel."

Ihre langen Locken sind schwer und weich wie Seiden und gülden wie Sonnenschein. Wer sie am Sonntag sieht, die Burga! Da weiß sie sich herzurichten, wie die feinste Großbauerntochter. Schön sein, das ist ihre größte Freude auf der Welt. Einem Burschen, der ihr feine Tracht und Leibeszier kauft, möchte sie Alles geben, das heißt, was sie

nicht zur eigenen Frische und Schönheit selber braucht. Die Eitelkeit ist auch ein Schutzengel.

So sitzt sie auf dem kropfigen Holzblock und spitzt die Ohren, ob das Moidei ihr Haar nicht ein wenig loben werde. Weil das nicht geschieht, so sagt sie endlich zum Moidei: „Du hast aber recht schöne Haar jetzt.“

„Die Deinigen wären mir schon noch lieber,“ antwortet die Flechterin. Da ist die Burga zufrieden.

„Seit wann steckst denn Du keinen Rosmarinstamm mehr ins Haar?“ frägt die Burga.

„Gefallt mir nimmer, so ein Besen,“ antwortet das Moidei. Daß ich's erkläre: Der Rosmarinstamm bedeutet in manchen Alpengegenden die Würde der Jungfrau.

„Ich weiß schon,“ sagt die Burga, „der gefallt Dir nimmer, seit der Mirtel-Knecht ist gewesen in Deinem Vater seinem Haus.“

„Möcht' schon wissen, was Dich das angeht,“ versetzt das Moidei scharf.

„So, wirst gar falsch (verletzt) sein desweg,“ ruft die Burga überlaut. „Einen Spaß muß man auch haben. Und ist's wahr, so fallt desweg der Himmel nit ein. Ich thät' selber Einen nehmen, wenn mich Einer möcht.“

„Wann Du mit dem Erstbesten zufrieden bist, wirst nit lang allein bleiben,“ sagt das Moidei.

„Geh' gift' (ärgere) Dich nicht und sing' Eins, 's ist ja heiliger Samstagabend," sagt die Burga.

„Gscheiter ist's schon," sagt die Andere und hierauf heben sie an — die Aeltere tief, die Jüngere hoch — zu singen:

„Es wollt' ein Sünder reisen
Wohl in die Römerstadt,
Drei Sünden wollt' er beichten,
Die er begangen hat.

Der Papst wird voller Zoren,
Und schaut den Sünder an,
Ewig bist Du verloren,
Ich Dir nicht helfen kann.

Er nimmt ein dürres Stabel,
Und steckt es in die Erd';
Eh' wird das Stabel grünen,
Eh' Du wirst selig wer'n."

Sie setzen ab. „Du," sagt die Burga leise, „los' (horche) einmal, mir ist gewesen, als hätt' ich einen Schritt gehört da draußen vor der Thür."

„Mir ist auch einmal so gewesen," antwortet das Moidei. Im selbigen Augenblick ist ein zwiefacher Aufschrei. Stockfinster ist's den Dirnlein plötzlich, fremde Hände halten ihnen die Augen zu.

Sie fassen sich aber bald. Gutbekannte Leute, die Einen auf solche Weise blenden.

„Wer ist's?" ruft eine Stimme hinter dem Rücken des Moidei.

„Der Etscher Wastl!“ sagt dieses.

„Himmelweit fehlgesprungen.“

„Wer ist's?“ frägt eine verstellte Stimme hinter dem Rücken der Burga.

„Wer wird's denn sein!“ sagt die Burga, „wenn's der Hirlacher Mirtel nicht ist, so ist's ein Anderer.“

Kein übles Rathen, Burga, ein Anderer ist's nicht. Wie Dir jetzt die Augen wieder frei sind, siehst Du die Bescherung. Die Sennhütte ist voll von Männern. Und was für Männer!

Der Kernthaler Franz, der Holzer aus dem Pusterwald, der Rößl Toni, der Kohlenführer des Bachgruber, der Salzburger Hans auch, der fort in der Gegend umschleicht und keinen Herrn hat; den sie nirgends gern mitthun lassen, weil er tückisch sein soll und zum Verschergen (Verrathen) aufgelegt. Und da ist der Hirlacher Mirtel, ein abgedankter Jagdgehilfe, ein verträglicher, unterhaltsamer Kerl, thut gern wildern und scherzen im Wald und bei den Weibsleuten.

Der Mirtel ist bisher zu dem Moidei gestanden, zwar nicht so öffentlich, daß der Pfarrer außer im Beichtstuhl davon hätte reden können.

Heute aber knirscht das Moidei. Was hat der Mirtel der Burga die Augen zuzuhalten? Der hat das Moidei zu verblenden und sonst Keine!

Kecke Bursche sind es aber auf und auf. Festgespannte, abgeschlissene Bockledерhosen tragen sie,

dicke Häute, die nur etwa an den Nähten ein wenig auseinanderklaffen, schier gesprengt von den strammen Gestalten. Die Knie sind nackt und rauh wie Föhrenrinden. Buntgestrickte Wadenstutzen, Bundschuhe, mäusegrau und hart wie Holz, aber mit scharfen Hakennägeln beschlagen. Jeder einen Ledergurt mit Messingschnalle voran über dem Prachtstück der verzierten Bockhauthose. Die Joppen aus grobem Tuch sind hinten so kurz, daß über dem Gurte die „Rupfenpfaid" herausschaut. In der Hosentasche ein Messerbesteck, am Rücken einen strammgereidelten Tabaksbeutel mit dem zierlich gewundenen Pfeifenstierer.

Der Mirtel hat eine mächtige Waidtasche umgehangen, an welcher die Haare und Klauen jenes Thieres noch hängen, das diese Tasche einst als bluteigene Haut getragen hat. Ueber der Brust den kameelhaarenen Hosenträger, das zerfaserte Halstuch, auf dem Filz die kecken Hahnen- und Geierfedern. Nur der Kernthaler Franz trägt auf seinem Hut einen Strauß von Almrausch (Alpenrose) und wildem Thymian. In der Stirne wilde Locken, im Gesicht buschige Schnurrbärte und schneeweiße Zähne darunter — da habt ihr die Kerle, wie sie leiben und leben.

An die Wand hatten sie leise ihre Gewehre hingelehnt, stopfen jetzt ihre Pinzgauer Pfeifen und holen aus der Glut mit zierlichen Zänglein Tabaks-

feuer. Setzen sich dann zum Tisch; der Mirtel stemmt sich an den Holzblock, wo vorhin die Burga gesessen, faßt das Mädchen am Mieder und sagt: „Heut' hilft Dir kein Gott und kein Heiliger, heut' mußt uns in der Hütten behalten."

„Ja gewiß auch noch!" fügt der Rößl Toni bei, „'s ist kein Spaß, wir können heut' nicht mehr hinab. Die Rabenklausen unten ist mit Jägern besetzt."

„Uih Jesseles!" ruft die Burga, „werd't's doch nit wieder auf das Gamsschießen aus sein!"

„Kannst Dir's denken, daß wir die Kugelstutzen nicht zum Zähnestochern brauchen," lacht der Kernthaler Franz.

„Der Jäger sind heute Stuck ein Zehn," berichtet der Mirtel, „aber sie spannen (ahnen) was und meinen, wir wären auf der Speikleitalm drüben, weil wir dort etliche Handpöller mit Zunder gerichtet haben, daß sie jetzt vor einer Viertelstund' erst losgegangen sind. Da bei Dir sind wir sicher Burga, und können morgen auf den Dreispitzkofel hinauf."

Die Burga setzt ihnen frische Milch vor, bleibt dann in ihrer schönen heiteren Gestalt bei ihnen, stemmt den Arm in die Seite und sagt lachend zu den Gästen, sie sollten sich's schmecken lassen.

Die Männer lassen aber die Pfeifen nicht aus- und die Löffel nicht angehen. Der Mirtel stemmt

seinen Arm aufs Knie und frägt etwan ein wenig schalkhaft: „Na, und was ist's mit der Liegerstatt?"

Antwortet die Sennin singend:

„Das is a schlechter Schütz,
Der sih auf a Gamsel wagt,
Und in der ersten Hütt'
Um a Liegerstatt fragt."

„Weißt," sagt hierauf der Rößl Toni:

„So geht's auf der Alm,
Denkt ka Dirn auf die Kalm,
Und ka Schütz auf die Jagd,
Wann sie d' Liab amal plagt."

D'rauf die Burga:

„Wia höher die Alm,
Um so frischer das Kraut;
A jed's Dirndl is a Narr,
Des an Jager z' viel traut."

„Schau," sagt der Kernthaler Franzl, und nestelt mit der Pfeifenspitze seinen Schnurrbart auf, „sein thut das so:

Die Sennerin auf der Alm,
Thuat ein Juchschrei, ein halb'n,
Und den andern der Bua,
Wann er hinkimmt dazua."

Alsdann wieder der Mirtel:

„Und Sennerin auf der Alm,
Schau, was thuast mit ein halb'n,
Sei froh wenn Aner kimmt,
Daß d' an ganzen z'sambringst."

Eine Freude ist's, wie sie lustig sind beisammen.

Abseits am Herd ist das Moidei. Es wäscht just den Käsbeutel aus und zerkratzt ihn mit den Fingern. Wenn sie jetzt die Burga so unter den Fingern hätte! Diese Schmeichelkatz! Der Mirtel hat sie — das Moidei — heute noch nicht ein einzigmal angeschaut.

Hinter dem Tisch in der Ecke lehnt der Salzburger Hans — ein blasser Bursch mit schütterem Bartanflug. Er raucht nicht und singt nicht, hat die Hände in den Hosentaschen stecken und schaut finster d'rein. Er ist weit hergekommen aus der Krimmel herauf — just der Gemsen wegen nicht. Er hat gemeint, er würde heute allein hier der Hahn im Korb sein. Jetzt ist er ungeschickterweis' unterwegs mit den alten Bekannten zusammengekommen und ist er halt nicht der Hahn im Korb. Er hat noch kein einzig Wort gesprochen mit der Burga, und die Anderen haben schon so oft gekräht. Indeß — wenn alle Stricke reißen — so ist das Moidei noch da.

Das Moidei sieht aber immer nur den Mirtel und die Burga; alle Glieder zittern ihr vor Wuth, und schon gar als der Bursche folgendes Liedlein singt:

„Ich kenn' immer a Dirndl,
Hat a Strickl beim Bett,
Daß 's die Buab'n kann derhalten,
Sunst bleib'n s' ihr ja net.“

Und wenn sie heut' zusammenverbleiben, diese Leut', denkt sich das Moidei, so zünden wir ihnen das Haus über dem Kopf an. Heilige Maria Schnee, behüte uns von allen Anfechtungen! — Sie weiß aber noch ein anderes Mittel. Und wenn er nur erst zu Mittersill im Arrest sitzt, der Mirtel, nachher hat er gute Weil' zum Nachdenken über vergangene Zeiten — wird ihm das Moidei wohl einfallen.

Und eine Weile später, als sie das Spanlicht anzünden, schaut die Burga um sich und ruft: „Jegerl, wer hat uns denn das Moidei gestohlen?"

„Kunnt mir's net denken, wer die Dummheit hätt' gemacht," entgegnet der Mirtel.

„Mirtel," sagt jetzt der Kernthaler Franz, „zwischen Dir und dem Moidei ist's nit mehr so, wie voreh."

„Die Mannerleut' sind schon so," versetzt die Burga, „Anfangs da betteln sie und betteln Einer Leib und Seel ab. Haben sie's, nachher — aus ist's und gar ist's!"

„Schau, Burga, Du kennst Dich aus!" sagt der Rößl Toni und blinzelt auf das Dirndl. „Noch so jung und dennoch kein heuriger Has' mehr!"

„Von mir selber kunnt ich's nit wissen," sagt das Dirndl. „Um so öfter hab' ich's von meinen Kameradinnen gehört. Ich hab' Eine gehabt von Lienz herauf, hab' Eine gehabt vom Pusterthal, hab' Eine gehabt von der Sprugger Gegend und Eine vom Zillerthal — haben Alle das gleiche

Lied gesungen. Die Buben sind auf der ganzen Welt nichts nutz."

„So was soll Eins doch eher probiren, als man darüber redet."

„Daß sie nichts nutz sind, hab' ich gesagt; daß ich Keinen mag, hab' ich nicht gesagt."

Der Hirlacher Mirtel klopft seinen Pfeifensattel auf der Tischecke aus und murmelt: „Ich denk' Mannerleut', wir machen uns auf die Füß' und gehen um ein Häusel weiter." Seit der Anspielung wegen dem Moidle ist er verdrießlich. Auch sind ihm heute zu viel Leute da. Einer irrt den Andern. Der Mirtel hebt sich auf, nimmt seinen Stutzen: „Jetzt gute Nacht, wer dableibt!" Und geht davon.

Der Kernthaler denkt: Heut' ist's einmal verfahren! Kneipt die Sennin noch ein wenig an der Wange, dann nimmt auch er den Stutzen.

Der Rößl Toni bleibt noch ein wenig kerzengerad' vor ihr stehen und lispelt ihr zu: „Ueber das, was Du voreh gesagt hast, reden wir noch miteinander. Behüt' Dich Gott, dieweilen!"

So geht die lustige Gesellschaft auseinander. Die Burga hantirt am Herd und trillert:

„Büabel, Du schmierst Dih an,
Wannst glaubst, Du hast mih schon."

In der Hütte ist es still und dunkel geworden. Ein einziger Kugelstutzen lehnt noch an der Wand

und auch ein einziges Mannsbild — der Salzburger Hans.

„Na, thust Du nit mit Deinen Kameraden davon?“ ermahnt ihn das Dirnlein.

„Ah na.“

„Warum denn nit?“

„Weil's mich nit g'freut. Weißt, Dirndl, mir gefallts bei Dir besser.“ Er tritt auf sie zu. Das Moidei kommt nicht zum Vorschein, draußen im Stall schellt ein Rind, sonst Alles in der Ruh'. Die Burga bläst in die Glut, um den Leuchtspan anzublasen. Ihr Angesicht ist roth wie ein Röslein am Dornstrauch.

Der Bursche singt mit fast tonloser Stimme:

„Jetzt sein mir allein,
Die Nacht ist stockfinster . . .“

Der Sang erstickt in leidenschaftlicher Erregung. „Ein Bussel!“ stöhnt er.

„Wenn Du deswegen bist dageblieben,“ sagt das Dirndl, „so hast es nit gescheit angestellt. Vor aller Leut' hätt' ich Dir schon eins gegeben, wenn's Dich selig macht. Aber wo wir allein sind, da geb' ich kein's her!“

„Du!“ stöhnt der Bursche und packt sie um den Leib.

„So! Gewalt brauchen!“ ruft das Mägdlein und erfaßt einen glosenden Baumast: „Da hast

Eins!" und schlägt ihm den Ast über die Achsel, daß die Funken sprühen.

Er fällt wüthend über die Burga her, einen Hilferuf stößt sie aus und taumelt. Da springt die Thür auf und die Jäger stürmen herein mit vorgestreckten Gewehren.

„Die Wildschützen, wo sind sie?"

„Da ist Einer," schreit die Burga.

„Ich!" schnaubt der Salzburger.

„Wem gehört dieses Gewehr? fragt Einer der Jäger.

Aus ist's. Der Bursche entkommt ihnen nicht. Von einem Futterkorb schneiden sie das Tragband los und binden ihm damit die Hände kreuzweis übereinander. So führen sie ihn davon und hinab in die Thäler und zur Sünderkammer von Mittersill.

Das Moidei ist über diesen Vorgang gar überrascht. Sie hat die Jäger gerufen, um sich an ihrem treulosen Hirlacher Mirtel zu rächen. Jetzt haben sie den Unrechten; der Vogel ist ausgeflogen und schäkert vielleicht in anderen Hütten um; weiß Gott, die Alm ist weit.

Die Burga ist von diesen Ereignissen so sehr ergriffen, daß sie ein heiliges Fürnehmen thut. Sie gelobt sich alsbald einen festen Liebhaber anzuschaffen, damit das lose Mannesgezücht wisse, wem sie zugehört.

Recht hat sie, und ist's in dieser Sache allemal am besten, man läßt sich mit dem Liebhaber von der Kanzel herab verkünden, damit die Lotter, wenn sie mit dem Weibel anbandeln wollen, in vorhinein wissen, von wem sie geprügelt werden.





Der Wildschütz.



er Aelpler, den steten Kampf mit den Naturgewalten gewohnt und nur geringe Bedürfnisse hegend, der zumeist seine eigene Polizei ist, das Unrecht am liebsten mit der Faust straft, das Recht gern mit der Faust sucht, der keinen Sinn hat für die Glorie des Landes, noch viel weniger für die Vergrößerung des Reiches, der gar Vieles, was aus Steuer und Staat hervorgeht, als die Vermehrung der Unterrichtsanstalten, Eisenbahnen und auch die stete Vergrößerung des Heeres, für ein Unglück zu halten gewohnt ist, verzichtet auf die Staatshilfe, die also für ihn selten von großer Bedeutung sein kann, und so vermag das, was er vom Staate gleichwohl empfängt, niemals das aufzuwiegen, was er giebt, geben muß.

Und aus diesem Mißverhältnisse, das zum Theile heute noch besteht, entspringt vielfach eine gewisse

Verbitterung gegen Alles, was „Welt" heißt, gegen den Bürger, gegen den Stadtherrn, der, wie der Bauer meint, nicht arbeitet. Wer bei dem Landmann nicht mit der Axt, dem Pflug, dem Dreschflegel, der Mistgabel, dem Handwerkszeug hantirt, der ist ein Müßiggänger. Daher der ewige stille Haß gegen die Besitzenden, gegen den Reichthum, daher der häufige, wenn zumeist auch nur im Scherz gebrauchte Ausdruck vom „Herrnabschlagen". In den dunklen Gründen des Volkscharakters, unter der trägen Asche seines schwerfälligen, unbehilflichen Wesens glimmt ein Fünklein — der Keim des Communismus, dem jedoch die im Landvolke so überaus tief eingewurzelte Altständigkeit die Wage hält.

Das Bauernthum muß halt zufrieden sein mit dem, was man ihm vorgemerkt hat; es knurrt wohl, aber es liegt an der Kette trotz alledem.

Das Volk der Alpen hat eine Menschengattung in sich erhalten, die das communistische Princip recht praktisch durchzuführen weiß — die Wilderer. „Gott hat die Thiere des Waldes für Alle erschaffen!" lautet ihr erster Grundsatz, der freilich schon durch den zweiten gefährdet wird: „Nicht für die Reichen, sondern für die Armen ist das Wild gewachsen." Zum Glücke wird dieses Princip nicht auch etwa auf den Wald, auf das Feld, auf das Metall in der Erde Schoß u. s. w. ausgedehnt, denn dazu reicht weder der Gedanke, noch weniger die Macht

unserer alpinen Communisten. Die armen Teufel begnügen sich mit dem Wilde, das sie trotz aller Verbote todtschießen, um sich damit entweder den Hunger oder die Jagdlust zu stillen.

Vor dreißig, vierzig Jahren noch waren die Wilderer in manchen Gegenden ein wirklich gefürchtetes Element. Es waren größtentheils arbeitslose und arbeitsscheue Gesellen, Soldatenflüchtlinge, verfolgte Raufbolde, die, weil sie aus dem Kreise der Menschen verbannt, in die tiefen Wälder, in das Gefelse und in die hohen Regionen des Gezirmes geflohen waren, wo sie sich elende Schlupfwinkel suchten und sich durch Wildern ernährten. Da brachten sie oft jahrelang zu in den feuchten Höhlen und halbverfallenen Almhütten, nichts von der weiten Welt verlangend, als das Bischen Pulver, das sie sich oft mit bewunderungswürdiger Schlauheit zu verschaffen gewußt. In den Rottenmannertauern lebte ein „Wurzner", der einem der herrschaftlichen Jäger sechzehn Jahre lang das Pulver abgeschwätzt hatte, weil er so unsäglich „an der Magengicht leide, für die ihm frisches Schießpulver das einzige Labsal böte". Die Magengicht, das war aber der Hunger, den das Pulver, allerdings mittelbar, durch den Rehbraten zu curiren vermochte.

In der Küche des Wilderers herrschte oft mehr als spartanische Einfachheit. Häufig war nicht ein=

mal Feuer zur Hand. Als Nachtlampe hat in mancher Höhle ein verstopftes Glasfläschchen mit Glühwürmern gedient. Das Wild wurde mit Steinen mürbe geschlagen und roh verzehrt. War aber Feuer, so stand wieder nicht immer der Topf bereit und oft genug geschah es, daß das Hirschfleisch zerkleinert in der Hirschhaut gekocht wurde, die, zu einem Sacke geformt, mit Wasser gefüllt, dem unter ihr lodernden Feuer leicht zu trotzen vermochte. Die Suppe wurde aus gesottenem Heu gewonnen, die, wäre sie mit Zucker und Rum zubereitet gewesen, vielleicht ein mehr als gewöhnliches Surrogat für unseren Holländerthee abgegeben haben möchte. Als Tabak wurden selbstverständlich dürre Buchen-, Ahornblätter u. s. w. benützt — und so hat Gott diese seine Wildvögel ganz gewissenhaft ernährt.

Die Wilderer — über die ganzen Alpen und weiter hin verbreitet — kannten nur Einen Herrn: die mit ihren Gewalten und Schrecknissen sie zähmende Natur; kannten nur Einen Freund: ihren Kugelstutzen, den sie mit vollster Sicherheit zu handhaben wußten; kannten nur Einen Feind: den Jäger. Begegnete der Wilderer dem Jäger, so gab er sich, war eine Flucht unmöglich, die Wahl, den Mann rasch niederzuschießen, oder selbst auf die Kugel zu warten. Der dritte Ausweg, das Gewehr wegzuwerfen und sich gefangen zu geben, wurde meistens verschmäht. Das Leben im Kerker wäre zehnmal

bequemer, und jedenfalls sorgenloser und sicherer gewesen, als die elende Existenz in den Wildnissen, aber — „Freiherren“ wollten sie sein und bleiben um jeden Preis, und „Freiheit oder Tod“! — diesen Menschen ist das Wort nicht Phrase gewesen. Sommer und Winter, in Sturm und Schnee harrten sie aus; keine Mühsal war ihnen zu groß, kein Unternehmen zu waghalsig, wo es sich um ihre Freiheit handelte. Von den Seinen im fernen Thale sehnlichst erwartet, gesucht, betrauert, irrte mancher Bursche in den hohen Wüsten, trug oft sogar eine Kugel im Bein, die ihm der Jäger zum Andenken zugesendet.

Er war der Geächtete; seine Kleidung bestand aus ungegerbten Thierfellen, sein Haus aus Felsklüften und Nebel, sein Gemüth aus Bitterniß, sein Leben aus Elend.

Der Jäger war auch nicht zu beneiden. Wenn er des Morgens seine Waidtasche mit Brot, Speck und Schnaps füllte, um in den Wald zur Hahnenbalz zu gehen, oder zum Eintreiben von Hirschen und Rehen, oder ins Hochgebirge emporzusteigen, um die Rudel oder Gemsen auszuspähen zu bewachen, so wußte er, er ziehe in Feindesland. Manch' einem verbissenen Wildschützen verlangte es heiß nach dem Hirschen zu zielen, aber der „Jäger hat ihn schon einmal ins Unglück gebracht“ — das vergißt er nimmer und für den ist die Kugel schon

gegossen. Zur Illustration ein Beispiel aus dem Jäger- und Wildschützenleben.

Josef, der Forstgehilfe, geht „auf den Hahn“.

Mitternacht ist vorüber, Frühlingsnacht, über die Alpen zieht eisig kalte Luft. Man sieht im Schimmer einzelner Sterne nichts als die matten Umrisse des Hochgebirges, und hört nichts als das Rauschen des tief unten strömenden Wildbaches. Noch schlägt der Auerhahn nicht, noch bricht auch der Tag nicht an; der Jäger nimmt einen Schluck aus der Waidflasche, zieht den Ueberrock fester hängt das Gewehr um und wandelt einen wohlbekannten Fußsteig über seichten, aber gefrorenen Schnee aufwärts.

Er geht „auf den Hahn“, nicht um zu schießen, das steht dem Gutsbesitzer zu, der zu einer großen Hahnenjagd auch bereits Gäste aus der Stadt geladen hat; Josef hat zu bewachen und geht eigentlich heute auf Wildschützen aus. Wohl schläft der Hahn noch, aber der Wildschütze ist schon wach und sicher auch irgendwo auf der Lauer; davon kann der Jäger überzeugt sein. Josef passirt eben die Stelle, wo man vor zwei Jahren seinen erschlagenen Kameraden, den Jäger Simon, gefunden. Der hatte einen Schuß in der Brust und die Splitter seines Gewehres lagen um ihn herum und steckten, theilweise im zerschmetterten Schädel des Unglücklichen. Josef stößt hier den Stock fester in den

Boden und geht weiter. Erst ein paar hundert Schritte davon bleibt er stehen und horcht. Unten in der Schlucht ist es wie das Klopfen eines Ladstockes im Rohr. Josef beschließt, hier zu warten. Jetzt rauscht es über ihm in den Fichten und ganz nahe bei ihm meldet sich der Hahn. Das währt nun eine halbe Stunde, bis der Wildschütz heraufkommt, denn er kann sich nur während des Pfalzens nahen und muß in der Zwischenzeit stillstehen. Währenddem bricht der Tag an, es wird lichter und Josef verbirgt sich hinter einem Baum. Der Hahn pfalzt lustig weiter, der Jäger horcht nur den Schritten, die ihm immer näher kommen — er hört sie — hastig eilt ein großer stämmiger Mann den Steig herauf und zieht die Büchse von der Achsel. In diesem Augenblick schweigt der Hahn. Josef kann dem Wilderer in das Gesicht sehen — er erkennt ihn, es ist der Köhler Hans. Der Hahn pfalzt wieder: nun findet es der Jäger an der Zeit, hervorzutreten, er steht vor dem Wildschützen, sagt kurz und fest: „Guten Morgen, Hans!"

Der ist etwas überrascht, faßt sich aber im Augenblick und erwiedert ebenso kurz und trotzig: „Guten Morgen!"

„Du wirst nicht recht sein da, Hans," meint der Jäger, „was willst denn hier thun?"

„Den Hahn werde ich mir schießen," entgegnet der Andere und will langsam weiter.

„Wirst mir aber Deine Büchse geben müssen!“

In dem Augenblick schweigt der Hahn und fliegt ab.

Der Wilderer hat seinen Stock zum Schlage gefaßt. Schon will der Jäger an das Gewehr greifen, da fühlt er sich angepackt; er ist wüthend — eine glückliche Wendung, ein fester Griff und niedersaust sein Kolben auf des Wilderers Rücken und Glieder, daß dieser das Gewehr ächzend fallen läßt und zu Boden taumelt.

Da liegt er und windet sich und das Blut fließt auf die Steine.

Josef starrt finster auf sein Opfer. „Hast jetzt genug, Hans!“

Keine Antwort.

— Ist er denn so schuldig, daß man ihn zu Grunde richten darf? — so frägt es in ihm. — — Vielleicht hat den Mann die Noth getrieben, er hat Kinder zu versorgen. — „Steh' auf, Hans, es wird so arg nicht sein!“ sagt der Jäger. Er bedauert seinen Gegner: er kennt die Leidenschaft des Wilderns auch! War er doch selbst einer der berüchtigtesten Wilddiebe, bis ihn der Gutsverwalter nach aller fruchtlosen Strafe zum Forstgehilfen gemacht.

„Mach' keine blöden Possen, Hans, und geh' — sieh', da hast meine Hand, ich helfe Dir auf die Beine.“

„Nein, Josef, das wird wohl genug sein, Du hast mir viel gethan!“ preßte der Wilderer heraus

und tappt wie ein Halbblinder nach der dargereichten Hand: „Das geht Alles so herum jetzt — ach, das ist arg — Du hast mir den Kopf eingeschlagen.“

Der Jäger richtet ihn auf und läßt ihn wieder niedersitzen, daß er das Haupt an einen Rasen lehnen kann.

„Der Hahn ist schon fort, gelt?“ frägt der Hans, aber seine Stimme bebt.

Josef antwortet nicht, er trocknet das an der Hand hervorströmende Blut und legt Feuerschwamm in die Wunde.

„Ja, daß Du so gut bist, Josef, und einen Schluck Branntwein, gelt, den giebst Du mir auch?“

Der Jäger reicht dem Wilderer seine Flasche, dann verbindet er ihm die Wunde und fragt: „Ist Dir nun besser, Hans?“

„Viel besser,“ murmelt dieser. Seine Brust wogt hoch — seine Mundwinkel zucken.

Josef netzt die Schläfe des Verwundeten mit Branntwein. Hierauf richtet sich dieser langsam auf. „Aber gar so schlagen, Josef!“ sagt er traurig und erfaßt des Jägers Hand: „Das ist wohl beinahe zu viel gewesen, und Du kannst mir glauben, wir kommen auf der Hahnenpfalz nicht mehr zusammen.“

„Lass' das gut sein und geh' jetzt heim; wir haben nicht anders gekonnt und wollen das Heutige vergessen. Nur die Büchse, die mußt Du mir lassen, Hans, es ist meine Pflicht.“

„Nein, Jäger, das mußt Du mir nicht anthun, schau, und wenn ich Dirs abkaufen muß, ohne den Stutzen da —“

Er greift langsam nach dem Gewehr, sein Arm ist auch matt — „Du weißt ja, wie das ist, Josef — ich könnte nicht leben; es ist ein Erbstück und immer meine Freude gewesen — so habe ich Dir — mit diesem Gewehre auch — den Jäger Simon niedergeschossen ....“ In diesem Moment kracht es und mit einem matten Schrei sinkt Josef zur Erde.

„Ihr Hunde!“ krächzt der Hans, der nach dem Jäger geschossen, in wilder Lache auf. — Da knallt ein zweiter Schuß, aber oben im Dickicht — diesmal thut Hans den Aufschrei und macht einen hohen Sprung — stürzt dann zu Boden. — Jetzt braucht er die Ohnmacht nicht zu heucheln — ein dichter Blutstrom quillt aus seinem Schenkel.

Aus dem Dickicht eilt nun ein Mann in Holzhauerkleidung auf den Jäger zu und reißt sein Halstuch zum Verband entzwei. Dem armen Josef ist nicht mehr zu helfen — mitten aus dem Herzen springt der Strahl. —

Das ein Bildchen aus dem Jäger- und Schützenleben.

Die Wilderer von Profession, gleichwohl alle ein und dasselbe Ziel verfolgend, lebten nie zusammen, sie sonderten sich, und häufig traute Einer dem Andern nicht. Wo aber Einer von ihnen in Gefahr

war, wo es galt, dem Jäger Eins zu versetzen, da waren sie einig. Häufig gingen sie mit geschwärzten Gesichtern um; ein andermal wieder trugen sie Zirmbüsche vor sich her, um den Jäger zu täuschen, der wohl für huschende Menschengestalten ein Auge hatte, aber nicht für wandelnde Sträucher. Sie wußten den spähenden Wildhüter durch Schüsse irre zu führen, die, im Gestein durch einen Zündfaden gerichtet, gerade auf einer entgegengesetzten Seite losgingen, als die war, wo die Diebe auf ihre Beute harrten. Die Zeichen, womit sie sich einander bei nahender Gefahr verständigten, waren höchst mannigfaltig und geheimnißvoll; ein Elsterruf, ein Steinchen im Brunnentrog, ein Strohhalm an einem bestimmten Baum, das waren Zeichen und eine den Eingeweihten deutbare Schrift.

Wildschützengeschichten zu Hunderten werden im Gebirgsvolke erzählt, von den unterhaltsamsten Schlauheiten des Jägerprellens an bis zu grausamen Blutthaten. Und immer hat der Wilderer die Lacher auf seiner Seite, oder sein Verbrechen wird im Munde des Volkes gar zur Heldenthat gemacht. Dem ehrsamsten Bauer kam es noch vor Kurzem nicht bei, daß der Wilddieb auch ein Dieb sei; der Schuß ging nur gegen die reichen Leute und nicht gegen Gott. Als aber das Jagdrecht freigegeben wurde, so daß jeder größere Grundbesitzer Herr des Reviers war, da stand die Sache plötzlich anders

und der Wilderer hatte nun nicht allein mehr den Herrschaftsjäger, sondern auch einen großen Theil der Bevölkerung gegen sich. Da wurde mancher Strolch aus seinem Verstecke getrieben; und manch' Anderer mußte noch höher in die Alpenwildniß hinauf; dort, wo kein grüner Halm mehr wächst, im Eise konnte er — der die Satzungen der Gesellschaft nicht zu achten verstand — seine Heimstatt aufrichten.

Da war ein wilder Bursche bekannt, der hatte das Unglück, bei einem Sturze das Gewehr zu zertrümmern. Wie nun schießen, wie sich nähren? An verendeten Gemsen, die angeschossen, aber nicht zur Stelle erlegt worden waren, mußte er, den Raben gleich, sein Mahl suchen. An stillen sicheren Tagen stieg er nieder zu den Almweiden und sog den Kühen die Milch aus den Eutern.

Da war in Kärnten ein alter Mann, der hatte dreißig Jahre lang einsam im Hochgebirge gelebt, gehungert und gefroren. Als man ihn ins Thal brachte, war er noch gesund, konnte aber auf dem ebenen Boden kaum gehen; die Luft, sagte er, sei so schwer, daß sie ihn zu Boden drücke. Auch mit dem Wasser war er nicht zufrieden, und im Winter stillte er seinen Durst mit Schnee. Bald darauf starb er — in seinem 75. Lebensjahre —, klagend, daß ihn die Leute, die ihn vom Hochgebirge gezerrt, in ein frühes Grab gebracht hätten.

Des Sonderbaren aus dem Wildschützenleben wäre viel zu berichten. Der Aberglaube spielt bei diesen Leuten — wie bei Allen, deren Feld für geistige Nahrung so eng gezogen ist — eine große Rolle. Da spinnen sich in dem öden, düsteren Hirnkasten des Aelplers, und besonders des Wildschützen, Ideen von einem „venetianischen Pulver", das ohne zu knallen losgeht und daher für Wilddiebe eine so gute Sache ist. Da giebt es „schwarze Kugeln", die nur vom Teufel selber zu bekommen sind. Sechs solcher Kugeln treffen allemal das, was der Schütz anzielt, die siebente aber trägt der Teufel hin, wohin es ihm beliebt. Da giebt es „Suchkugeln", die mit unendlicher Mühe und Sorgfalt gezaubert werden müssen. Wer Suchkugeln machen will, der muß fürs Erste — 's ist eine seltsame Bedingung — unschuldig sein. Eine dreistämmige Speikwurzel muß da sein, die in der Osternacht, wenn aber Neumond, gegraben worden ist. Ein Goldstück muß da sein, das noch in keines Juden Hand gewesen. Auf diese Dinge darf kein Sonnen-, Mond- und Sternenlicht fallen — das Licht schadet jedweder Hexerei —, sie müssen in eine hohle Nuß gethan und die Nuß muß mit Ziegenbockhaar verbunden werden, das verbindet die Kräfte ineinander. Die Nuß wirft man ins kochende Blei, aus welchem nun unter Anwendung der Zauberformel, die als Hauptsache nicht verrathen werden darf,

die Kugeln gegossen werden können. Diese Suchkugeln suchen jedes Ziel, und sei es wo immer, das sich der Schütze beim Losdrücken des Schusses denkt. Und — daß ich's dann nur gestehe — diese Suchkugeln sind auch die Ursache, weshalb ich keinen der mir bekannten persönlichen Wildschützen verrathe, ausgenommen, ich schlösse mich sorgfältig in meine Studierstube ein; wer aber bürgt mir dafür, daß zum Schornstein herab und zum Ofenloch heraus nicht plötzlich eine Kugel gesaust kommt gegen meine Westentasche? In derselben Lage ist der Bergbauer, der einen Wilddieb wohl anzugeben wüßte, sich aber aus Furcht vor dessen Rache nicht getraut, es zu thun. So haben derlei Dinge für den Wilderer praktischen Werth.

Als das Salzburgerland noch unter bischöflichem Regimente lag, wurden ertappte Wildschützen unsäglich grausam bestraft. Da sargte man z. B. den Unglücklichen in ein Faß und übergab ihn so der reißenden Salzach. Oder man schmiedete ihn auf den Rücken eines Hirsches, und das freigelassene Thier schoß mit solcher Last dem Walddickichte zu, schnaubte durch das Gestämme hin, rieb sich an Bäumen und Steinen, wälzte sich auf dem Boden, konnte nicht ruhen, bis es den Mann stückweise von seinem Körper geschüttelt hatte. — Es half Alles nichts, die so dem Tode Geweihten verfluchten unter gräßlichen Klagen alles Gewilde und alle Bischöfe

der Erde; und die Nochnichterwischten gossen in ihren Höhlen stets frische Kugeln.

Heute sehen wir zwar die unheimlichen Gesellen — vor wenigen Jahrzehnten noch die Romantik und der Schrecken mancher Gegenden — mehr und mehr aussterben. Ein Grund dafür ist eben die Verallgemeinerung des Jagdrechtes. Ein weiterer Grund ist die Humanität im neuen Militärwesen, die wohl Niemanden veranlassen kann, sich dem Soldatenleben durch die Flucht zu entziehen und danach in den Wildnissen der Alpen ein Raubthier zu werden. Endlich hat das Gebirge heute viel bessere Wege als damals, die Touristenströme verbinden die Wildniß mit der Welt und das Gerichtswesen verfügt über längere Arme als einst und weiß, wie der gewitzigte Hirt ein verlorenes Schaf, den fehlenden Staatsbürger leicht zu finden.

So kann heute die Wilderei kaum mehr als Profession betrieben werden. Wohl aber wildert man aus Noth, wenn der Erwerb zu gering und Weib und Kind hungern müssen, oder aus Liebhaberei, aus Leidenschaft. Schützen giebt es genug. Wer sieht es dem reputirlichen Bauersmann an, der, weil Besitzer von Haus und Hof, tagsüber ein großes Gesinde beherrscht und in strenger Sittsamkeit hält, der als Ehrenmann gilt bei der Nachbarschaft und weiter hinaus, weil er wohlvermögend ist — wer sieht es ihm im Sonnenlicht an, daß er

zur Nachtzeit, wenn sein Haus schläft, mit dem Kugelstutzen in den Wald schleicht, bei Mondenschein nach Hasen und Rehen spähend? Und der fleißige Holzhauer, und der gute gemüthliche Kohlenbrenner, der Halter und der Bergknappe, die im Schweiße des Angesichtes ihr Brot verdienen, wer ahnt es, daß sie heimlich wildern? Freilich, ein guter Nebenerwerb ist so ein geschossener Vierzehn- oder Sechzehnender, wenn es gelingt, ihn zu verschwärzen; noch mehr werth aber ist Manchem das Vergnügen. — Dort — lug', dort zwischen den Büschen —! Mit dem Gewehrkolben langsam zur Wange — Finger an den gespannten Hahn — den Rehbock, der sich harmlos leckt oder im Grase schnuppert, fest auf die Mücke gefaßt — jetzt — jetzt — Blitz und Knall und Rauchwirbel ist eins — das Thier macht einen Sprung zur Höhe und stürzt. — Das ist die Lust, wie sie der Kaiser nicht größer haben kann. (Der Kaiser geht ja auch mit der Büchs', will er sich einen guten Tag anthun!) Und morgen, wenn der heimliche Schütze wieder in seinen geselligen Kreisen ist, wird toll über die verdammte Wilderei geschimpft.

Für Jene, welche sonst durch die Noth zur Wilderei gedrängt worden, hat besonders der unvergeßliche Erzherzog Johann in seinen Revieren eine nachahmenswerthe Einrichtung getroffen. In der Hochschwabgruppe wird nach den abgehaltenen Jagden

das erlegte Wild stückweise zu einem unglaublich billigen Preise an die arme Bevölkerung abgetreten.

Die Jagdlust ist sowohl in wirthschaftlicher, als auch in moralischer Beziehung ein arger Schaden im Volke, aber auszurotten ist diese Leidenschaft bei den Aelplern nie und nimmer; sie fällt erst mit dem letzten Stück Wild. Mit dem Einsperren oder einem anderen Abstrafen ist nichts bezweckt; ist die Sühne vorbei, wird wieder gewildert, nur etwas vorsichtiger als früher. Jagdbesitzer behelfen sich auf eine andere Weise. Sie vergessen vielleicht nicht, den bekannten leidenschaftlichsten Wilderer mehrmals des Jahres zu ihren Jagden einzuladen, da haben sie, wenn es ihnen darum zu thun, einen guten Schützen mehr und einen gefährlichen Dieb weniger. Noch besser aber ist es, der Wilderer wird zum Jäger gemacht; denn so Einer ist dann — wenn er sich selbst auch zuweilen einen unzeitigen Schuß gönnt — anderen Dieben gegenüber der verläßlichste Hüter des Wildes; denn er kennt all' die Schliche und Schlauheiten der wilden Schützen und weiß diese abzupassen und zu fassen.

All' die Diebe in Bauernhöfen und Waldhütten, in Wildklausen, und selbst in Bürgershäusern, Alle können aber nicht zu Jäger gemacht werden, und so wird fröhlich fortgewildert und das Erlegte bei heimlichem Mahle verzehrt oder davon geschmuggelt. Wenn sie reden könnten, die Hirsche, Rehe und

Hasen auf unseren Wildpretmärkten, sie müßten die lustigsten Stücklein zu erzählen wissen von den verwegenen Burschen und schlauen, alten Kumpanen, denen sie wohl so und so oftmals entkommen waren, aber auch erzählen, wie endlich die böse „Suchkugel" richtig das Ziel gefunden, das sich der Schütze beim Losdrücken gedacht.





Der Schaufelbub.

In den stillen Hochthälern der Alpen giebt es Gemeinden, die so klein und gesund sind, daß ein Todtengräber dort nicht leben könnte. Darum ist oft gar keiner im Orte. Die Leute behelfen sich schon selbst. Das Sterben können sie allerdings nicht ganz lassen, aber wenn ein Fall eintritt, so werden ein paar Bauernbursche aufgeboten, daß sie im Kirchhofe ein Grab ausschaufeln.

Eigen ist's freilich, wenn so ein Junge von zwanzig Jahren voll Lebenslust und Uebermuth plötzlich vor einem vermoderten Sarge steht. Nur ein wenig berührt sein Spaten die Bretter, und sie fallen auseinander. Lange starrt er hin; — was ist das hier vor seinem Auge?

— Und hört ma wo zithernschlog'n,
So loßt's oan ka Rost, ka Rua;
's Geblüat hebt zan tonz'n on,
— — Und gach kimmt da Schaufelbua!

Er wendet sich wohl weg, ein kaltes Schauern geht durch sein blühendes Leben; — aber die Gebeine müssen heraus; sechs Schuh tief muß die Grube sein, so verlangt's der neue Gast — und Einer verdrängt den Andern — unten wie oben.

Wo aber eine Gemeinde so groß ist, daß zum Beispiel ein Arzt in ihr fortkommt, da kann wohl auch ein ordenlicher „Schaufelbub" leben.

Und wahrhaftig, er führt ein gutes Gewerbe.

Er hat Haus und Hof und zahlt keine Steuern; er bekommt Brot, wenn Andere verhungern, und das, woran er arbeitet, wird desto größer, je mehr er davon wegnimmt.

Nun? — Für das Beinhaus und den Friedhof verlangt der Staat keine Steuern; wenn Jemand verhungert, so bekommt der Todtengräber ein Geschäft, und das Grab wird desto größer, je mehr Erde er davon wegnimmt.

Der Todtengräber ist heute unser Mann. Es ist selten, daß man ihm bei Lebzeiten einen Besuch macht.

Es ist Spätherbst; vielleicht zu Allerseelen.

Der kleine Kirchhof liegt abseits vom Dorfe an einem schattigen Waldabhang. Er ist mit einem moosigen Bretterzaun umgeben wie die Kohlgärten, und da drin stehen einige braune und rothe Holz- und Blechkreuze. Viele sind schon halb umgesunken und sind moderig und rostig, wie die unten, über

denen das welke Gras steht. Ein gelbes Ahornblatt, längst schon seinem Zweig entführt, raschelt über den Boden dahin und hüpft und tanzt, als wär's in den Tagen der Maien — und es ist doch todt . . .

Mitten auf dem Gottesacker steht ein hohes Kreuzbild mit einem Blechdache; über die Brust des Gekreuzigten hat die Sonne des Hochsommers einen klaffenden Riß gezogen, und das ist wohl, meint die alte Lori, jetzt dringen die Gebete für die armen Seelen im Fegefeuer um so sicherer in sein Herz!

Unweit von diesem Kreuze ist ein offenes Grab. Der Schaufelbub hat es schon lange bereitet, und es sieht auch recht einladend aus, aber die Leute im Dorfe hängen so leidenschaftlich an diesen frostigen Nachsommerstrahlen und an den Herbstnebeln, daß unten in der traulich dunklen Grube schier die Schwämme wachsen. Für das Kind ist das Grab zu groß, der Greis meint, für ihn sei es zu tief, und der junge Bursche läuft in allen Weiten herum und weiß es gar nicht, daß ein Grab offen steht.

Am Rande des Gartens gegen das Dorf zu ist das gemauerte Todtengräberhäuschen — an den Fenstern stehen Blumentöpfe — da drinnen blüht der Frühling!

Ei freilich hat der Alte ein Töchterlein, aber das ist ganz aus der Art gerathen, es will nichts

wissen von den Todten, immer nur von den Lebendigen. Darum hatte ihm der Vater schon einmal gesagt: „Kind, Du machst mir viel Kummer, Du wirst es noch so weit bringen, daß einmal so ein Lebendiger kommt und Dich holt!“

Der Alte ist ganz für die Todten. „Von diesen muß Unsereins ja leben!“ meint er. Aber er hat doch noch andere Einkunftsquellen; er handelt freilich dann und wann mit Knochen, die ganz wunderbare Eigenschaften besitzen; er macht in Sargnägeln, die für die Eingeweihten unschätzbaren Werth haben; außerdem sammelt er im Sommer Kräuter und bereitet Getränke für kranke Pferde.

Die Kleidung unterscheidet ihn nicht von den anderen Dorfbewohnern; an Sonntagen, wenn die Gemeinde vor der Kirche versammelt ist, würde man ihn gar nicht herausfinden, wenn er nicht vereinzelt in irgend einem Winkel stünde und etwa Muthmaßungen anstellte, wer sich nun wohl zuerst in seine Grube legen könnte.

Der Mann wird verkannt; er hat nur einen einzigen Freund in der Gemeinde, und zwar den „Kirchenwaschel“.

Außerdem steht der Schaufelbub auch in Verkehr mit Geistern; abgesehen von denen beim Kirchenwirth, die ihm nicht selten gefährlich werden, hat er in gewissen Nächten Erscheinungen. In seiner Schlafstube hängen die Stricke, mit denen die Särge

ins Grab gelassen werden. Wenn nun Jemand in der Gemeinde stirbt, so fangen die Stricke an der Wand an zu rasseln und sich zu schlingeln: wenn das geschieht, so braucht der Schaufelbub nicht erst die Todesanzeige abzuwarten, sondern beginnt gleich an dem Grabe zu arbeiten.

Besonders früher soll es sehr oft zugetroffen haben; seitdem aber so viele Mittel gegen die Ratten aufgetaucht sind — der Zusammenhang ist noch nicht klar — aber die Stricke bleiben seitdem ruhig.

Ist nun ein Todesfall eingetreten, so hat der Schaufelbub außer der Bereitung des Grabes noch gar Manches zu thun. Zuerst geht er von Haus zu Haus und sagt: „Nein, ich bin nur da von wegen dem, weil wir morgen den N. hineinschieben, und er läßt bitten um die christliche Lieb', daß Ihr wolltet mit in die Kirche und auf den Freithof gehen, und da thät' ich Euch eine Kerze geben und die zündet an zum ewigen Licht, und dem Verstorbenen sei die ewige Ruh'!"

Am Begräbnißtag selbst hat er das Hinabgleitenlassen des Sarges zu besorgen. Nach der kirchlichen Ceremonie kniet er hin vor das große Kreuz und betet laut und sehr kräftig um Ruhe für die arme Seele. Während des Gebetes flüstert er wohl gar einem Nebenstehenden zu: „Ist der Verstorbene reich gewesen?" Und wird dieses bejaht,

so beginnt er mit noch größerem Eifer zu beten und es bricht ihm schier die Stimme.

Hierauf kommen die Angehörigen des Todten und bedanken sich des kräftigen Gebetes wegen und laden den Schaufelbuben ein, mit ins Wirthshaus zu kommen.

Dieser scharrt noch nothdürftig das Grab zu und eilt dann ins Wirthshaus. Dort wird ihm viel zugetrunken und auch er selbst trinkt sich viel zu. Bei dem Todtenmahl ist er der Erste und der Wichtigste! Eine Zeit während desselben bleibt er auch noch Todtengräber, aber endlich legt er den Nimbus ab, er sinkt vielleicht hernieder zum gewöhnlichen Menschen und zuletzt an demselben vorüber und unter den Tisch. —

Trotzdem das Geschäft des Schaufelbuben ein sehr ruhiges ist, so giebt es in demselben doch viele Unannehmlichkeiten; den Menschen ist einmal nichts recht zu machen, nicht einmal das Grab.

Dieser will in der Nähe des großen Kreuzes liegen, damit er die Gebete, welche am großen Kreuze für die Verstorbenen gesprochen werden, möglichst aus erster Hand erhält; ein Anderer will neben dem oder dem Verwandten oder Bekannten ruhen, damit er ihn am Auferstehungstage nicht erst zu suchen brauche. Ein Dritter möchte einen ganz ungestörten Platz, wo später nicht mehr gegraben würde.

„Da legen sie Einen heut' hinein," sagte einmal der alte Krautwascher, „und wünschen ihm die ewige Ruh', und in ein paar Jahren drauf' thut's ihnen schon wieder leid um den Platz, sie graben auf, reißen Einen heraus mit Haut und Haar und verstreuen die Knochen, einen da-, einen dorthin, und zuletzt kriegt sie der Beindrechsler oder der Phosphorbrenner — ja, das ist dann eine Kunst am jüngsten Tag, wenn auf einmal die Posaune bläst: Allo marsch, auf! und meine Arme sind Spitzen an Pfeifenröhren und meine Beine sind lauter Zündhölzelköpfe und meine Hirnschale hat so ein Studiosus in der Stadt zum Cigarrenaschentiegel! Wo nun schnell Alles nehmen und nicht stehlen? — Eine Kunst, sag' ich, ein solches Auferstehen!"

Der Pfarrer hörte das vom Krautwascher und wollte ihn dieser Rede wegen mit vollem Recht von der Kirche ausschließen, aber da sagten die Anderen: „Du sackerische G'schicht, das wird eh völlig so sein, wie der Krautwascher sagt, wenn man so gäh wach wird in der Gruben und man findet sich gar nicht an, das muß eine verdangelte Schererei sein, nicht einmal suchen kann man, weil man keine Füße und keine Augen hat!"

Der Pfarrer sann. Sie Alle aus der Kirche schließen? — dann wäre er allein drin gewesen.

Und auch der Todtengräber will etwas Apartes, denn auch er, der Anderen eine Grube gräbt, fällt

endlich selbst hinein. Seine eigene Ruhestatt hat er am liebsten mitten im Kirchhof. Er muß einst am jüngsten Tage ja zuerst auferstehen — sagt man — und den Schutzengeln die Plätze zeigen, wo die Schutzbefohlenen liegen. Dann gehen sie Alle zusammen über Ungarn und Serbien und die Türkei — in das Thal Josaphat.

Da wir nun die Bekanntschaft einmal gemacht haben, so gestattet uns der Schaufelbub wohl den Eintritt in den Gottesacker, um einige Blätter jenes Buches zu lesen, welches das dichtende Volk geschrieben hat. Das Volk schreibt seine Gedichte auf Hausthüren und Balken, auf Votivbilder und Martertafeln, auf Lebzelten und Schußscheiben, auf Tanzböden und Grabkreuze.

Wir wollen hier nur ein tiefernstes und lustiges Capitel aufschlagen: „Das Grabkreuz.“ — Das Volk, das naive, gesunde da oben im Gebirge, hat es noch nicht zu jener Ueberfeinerung des Gemüthes gebracht, die auf Grabhügeln nur in lauter, wilder Klage weint; auch noch nicht zu jener moderblassen Philosophie des Materialismus, die Alles für verloren wähnt, was den Sinnen entrückt ist. Das Volk glaubt und hofft und wird bisweilen fast übermüthig dabei und setzt dem Todtenkopfe so gern einmal die Narrenkappe auf.

„Das Sterben ist bitter,
Das Gestorbensein süß!“

steht zu lesen auf einer Grabtafel zu Steyr; und ein Anderes:

„Das hart' Sterben,
Das ich so lang hab' gefürcht,
Is vorbei.
Ich bin von allem Uebel frei
Und leb' bei der heiligen Dreifaltigkeit
Von nun an bis in Ewigkeit!"

zeigt, daß es wohl gerechtfertigt ist, wenn manche Leute noch heute ihre Todtenfeste mit Essen, Trinken und verschiedenem Schabernack feiern wie ein freudiges Ereigniß.

Beliebt ist folgender Vers:

„Ich lieg' hier im Rosengarten
Und thu' auf meine Eltern (Kinder) warten."

Oder:

„Liebe Kinder, thut nicht weinen,
Daß wir schon gestorben sein.
Wir sind nur vorausgegangen,
Um bei Gott euch zu empfangen."

Ernster ist Folgendes:

„Was ihr seid, bin ich gewesen,
Was ich bin, das müßt ihr werden,
Alle Blümlein wohl verwesen,
Und du wirst zu Staub und Erden."

Grabschriften, ähnlich dieser letzteren, haben zumeist Priester zu Verfassern; sie sind stets düsteren Inhaltes, sprechen von der Eitelkeit des irdischen Lebens und haben eine moralisirende Pointe. Von

solchen sind die naiven Dichtungen des Volkes leicht zu unterscheiden.

Wenn wir auf einem Grabmal in Gröbming (Ennsthal) die Worte lesen:

„Hier ruhet Kaydan Strobl, gewesen der
Hammelschmiedin ihrer Schwester ein Kind.“

oder:

„Willst mich mit Füßen tretten
So must auch ein Vaterunser bethen
für die Agatha Weissenbeckin,
gebohren im 24ger Jar,
Und 1857 lag sie auf der Bahr.“

so werden wir hierin an der echten Volksthümlichkeit keinen Augenblick zweifeln können.

Im Wagrein ruft ein gutes Kind seiner Mutter folgendermaßen nach:

„Du Theire hast nun ausgeliten,
Und sangst so früh in's Grab.
Der Schöpfer lies sich nicht erbiten
Der dir ein beseres Leben gab.
Nun ligst du in der külen Erde,
Lieb gute Mutter du.
Bis wir dir einst folgen werden
Hinüber in die Himmelsruh.“

Auf demselben Kirchhofe ist auch Folgendes zu lesen:

„Gatten, Kinder, Lebet wohl,
Lebet, wie man leben soll,
Mit Schmerzen bin ich aus Eiern Augen verschwunden,
Und kehret öfter bei meinem Grabe zu.
O! wünschet mir die ewige Ruh!

Auf einem Gottesacker im Raabthale an einem Wandkreuze heißt es:

„Hier ruht mein Oheim Peter Paule,
Sterben missen wir ale.
Thue frumb leben
So Wirth dir Gott geben
Antonie Pirstlingerin.

In St. Veit bei Schwarzbach findet sich auf dem Gottesacker folgende Inschrift:

„Hier in diesen Rosse Garten
Wo der Leib des Menschen Ruth
Mus an die Auferstehung warten
Bis der Possaunen schall sie Ruft.“

Auf dem Grabkreuze eines Tiroler Friedhofes steht zu lesen:

„Hier liegt Nothburga Stöger,
sie starb versehen mit den
K. K. Sterbesakramenten.“

Ein anderes:

„Hier ruhet Hanna Brandnerin, geborene Zuntnerin. Was Gott will, ist mein Ziel.“

Ein Martertaferl in derselben Gegend lautet:

„Hier ist am 10. März 1861 eine Lawine niedergangen und hat 5 Personen und 3 Böhm' derschlagen.“

In einem Friedhofe bei Oedenburg findet man folgende Inschrift:

„Hinter dises Kirchhofs Gittern
Liegt Hans Klaus
Er trank manchen Bittern“

— und weiter unten die Schlußzeile:

„Kelch des Leidens aus.“

Ein sinniger Spruch findet sich auf dem Kirchhofe zu Neuberg:

„Als Gattin blüht' sie mir,
Als Mutter sank sie nieder,
Als Mensch ging sie von hier,
Als Engel kommt sie wieder.
Sie ist vorausgegangen
Den Gatten zu empfangen.

Eine andere Stimmung drückt die Grabschrift bei Lienz aus, die ein Trioler seinem Weibe gewidmet hat:

„Hier liegt mein Weib Begraben,
Wünsch' ihr die ewige Ruh' zum Lohn,
Ich hab' sie schon.

Eine pessimistisch angehauchte Inschrift steht auf einem Grabkreuze in Spital am Semmering:

„O Mensch, du mußt leben,
Und weißt nicht wie lang;
O Mensch, du darfst sterben,
Doch weißt du nicht wann."

Und ein anderes, das viel zu formglatt und viel zu weltschmerzlich ist, um volksthümlich zu sein:

„Gott, Du bist ungerecht,
Hast uns den Tod erdacht;
Erde ist so schlecht,
Hat ihn uns leicht gemacht."

Gar seltsam naiv und alterthümlich klingt eine in Marmor gehauene Inschrift in der Kirche zu Fladnitz, welche einst die Gemeinde einem ihrer Seelsorger geweiht hat:

„Wold ihr wissen in der Erd
Wer alda begraben ligt
Weil er gelebt hat habt ihr ihm geehrt
Jetzt ihr ihm mit Fiessen tritt
M: Jacobus Schaffer sein Name wahr
Mit Achtundfünfzig Jahren
28 Jahr war ehr Pfarherr allhie
Und hat mit grossen Sorgen
Zu Abends auch und morgens fruhe
Seine Schefflein wollen ausborgen
Den 28 May anno 1708 mueß er von hier
Gedenkh der ihm mit Fiessen tritt
Bleibt Keinen aus bald ists an Dir
Fir sein Seel all Gott bitt
Wan ehr werd sein in Himmels Sall
Bitt ehr fir euch auch allzumall.“

Ganz wunderlich wird Einem zu Muthe, wenn man die wilde Grabschrift auf dem Gottesacker in Bischofshofen (an der Gisela-Bahn) liest:

„O theurer Vater, wie sanft er im Grabe ruht,
Während freche D-e-es Hände
Haschen nach Deines Erben Gut.
O liebster Vater, erhalte mir das väterliche Gut,
Bitte Gott, daß er vernichte
Die verfluchte Brut.“

Wie doch ganz anders ergreift Einen der Vers auf dem evangelischen Friedhofe in der Ramsau bei Schladming:

„Wie selig die Ruhe bei Jesu im Licht!
Tod, Sünde und Schmerzen, die kennt man dort nicht,
Das Rauschen der Harfen, der lieblichste Klang

Bewillkommt die Seele mit süßem Gesang.
Ruh', himmlische Ruh' im Schoße des Mittlers,
Ich eile Dir zu."

An einer Kirchhofsmauer in Kärnten steht Folgendes:

„Daß ich gestorben bin,
Das weißt Du;
Ob ich im Himmel bin,
Das fragst Du;
Nicht sterben, aber im Himmel sein,
Das willst Du."

Ein Anderes in demselben Lande:

„Ich muß von Euch, ihr Freunde, gehen,
Lebwohl, auf Wiedersehen!
Wenn mir Gott seine Gnad' wird geben,
Und ich am jüngsten Tag
Meine Knochen wieder finden mag,
So steh' ich auf zum ewigen Leben."

Eine Todtentafel bei Ischl — das Denkmal eines vom Baume gefallenen Bauers — sagt Folgendes:

„Aufig'stiegen,
Abig'fallen,
Hin gewest,
Die Ehre sei der heiligen Dreifaltigkeit."

Grabschrift eines Kindes in Wartberg (Steiermark):

Schlaf, Kindlein, schlaf,
Du weißt nicht, was uns traf,
Wenn wir's gewußt, wie bald der Tod dich streckt,
Wir hätten dich für diese Welt nicht aufgeweckt."

Auf einem Kirchhofe im Lavantthale:
„Hier ruht der ehrsame Johann Misegger, er ist auf der Hirschjagd durch einen unvorsichtigen Schuß erschoßen worden aus aufrichtiger Freundschaft von seinem Schwager Anton Steger.“

Eine Bäuerin in der Gemeinde Veitsch (Steiermark) ließ ihrem verstorbenen Gatten zum Zeichen ewiger Treue einen schönen Grabstein setzen, auf welchem sie dem Todten folgende Worte in den Mund legt:

„Der Tod riß mich von dir,
Du Weib so brav und bieder,
O Wein' und bet' bei mir,
Dann geh' und heirat' wieder.“

Zu Klagenfurt hat man einem Prediger die folgenden Worte auf den Grabstein geschrieben:

„Was in der andern Welt ist?
Wie oft hab ich's gesagt,
Und konnt's nicht wissen.
Jetzt weiß ich's
Und kann's nicht sagen.“

In einem Dorfkirchhofe an der Traun gesteht ein Todter treuherzig:

„1840, in den Hundstagen
Hat mich der Blitz erschlagen,
Und seitdem bin ich todt.“

Auf einem Friedhofe des Pusterthales:

„Im Leben roth, wie Zinnober,
Im Tode wie Kreide bleich,
Gestorben am 17. October
Am 19. war die Leich.“ (Maria Schober † 1835.)

Bei Graz auf einem Gottesacker finden wir die Worte:

„Frag nicht, wer ich war,
Ich will vergessen sein.“

Diese wenigen Beispiele zeigen, was hier zu zeigen ist. Von einem weiteren Dichtungszweige des Volkes der Alpen anderswo. — Schaufelbub, wir danken Dir.





Marterlafeln.



Der Gebirgsreisende wird es kennen, dieses wunderlichste Archiv der Welt, dieses endlose Sterberegister von Verunglückten, durch das ihn seine Wanderungen führen und das ihm wohl zuweilen seine Lust an den Schönheiten der Natur vergällen mag.

Diese unscheinbaren Zeichen an Bäumen und Pfählen rufen dem harmlosen Wanderer, der gekommen, um sich an der Herrlichkeit des Gebirges zu ergötzen, ein ernstes „Habt Acht"! zu. Ein gewisses banges Gefühl der Ehrfurcht oder der Verlassenheit, das so Viele beschleicht, die zum erstenmale in einer Alpenwildniß wandeln — es ist gerechtfertigt.

Die Täfelchen und Crucifixe, die an Wegen und Stegen, in Wäldern und auf Auen, in Thalschluchten und auf hohen Bergen stehen, prangen auf roth

oder braun angestrichenen Pfählen; unbeschützt vor bösem Wetter erzählt das bunte Farbenbild des Dorfkünstlers nur wenige Jahre von dem Ereignisse, das zur Stelle geschehen war. Bald auch ist die Inschrift verblaßt und verwaschen, nur das kahle, moosiggraue Brettchen starrt uns an wie ein Sterbender, der noch gern sprechen möchte, aber es nicht mehr kann. Wohl sagt uns die Tafel, daß hier an der Stelle ein Unglück geschehen, ein Mensch vielleicht verging unter der Elemente Gewalt — aber wir wissen nicht, welcher Art das Ereigniß war — um so unheimlicher dünkt uns die Stelle.

Dem Aelpler wird dort, wo er begraben liegt, zumeist kein Denkmal gesetzt; klein ist die Zahl der niedrigen Kreuzlein, die den Gottesacker zieren; hingegen an der Stätte, wo ihn mitten in seiner Lebens- und Schaffenskraft plötzlich der Tod ereilt, richten ihm seine Mitmenschen ein Merkmal auf, durch welches sie dem Vorübergehenden mit Bild und Wort in rührender Naivetät die Todesart des Verunglückten erzählen und ihn schließlich um ein Vaterunser bitten für die arme Seele.

„Der Johann Georg Mosbichler's Sohn in der Ramsau ist in seinem 21. Lebensjahr allhie von einem fallenden Baum erschlagen worden. Gott geb' ihm die ewige Ruh!"

„Hier ist Michel Holzreuter, vulgo Knappenhans, durch einen Sturz über die sieben Klafter hohe

Steinwand gestürzt, so daß kein Beindl an seinem Leib ist ganz geblieben. Kaum 30 Jahre lang hat er die Welt angeschaut, dann hat ihn der Herr zu sich genommen. Er bittet um ein andächtiges Vaterunser."

„An dieser Stelle ist der Halter Thomas Grabner von einem Donnerkeil getroffen worden. — Der Menschen Los ist hier beschieden, dem Tod entgeht doch nichts hienieden; denn Ort und Zeit hat Gott bereit! in Wasserfluthen und auf der Gassen, im hohen Birg und auf der Straßen geht Mancher in die Ewigkeit!"

„Hier ist der Handwerksbursch Christian Perger todt aufgefunden worden; was ihm überfahren, ist Gott bekannt, der seine Seele gnädiglich in den Himmel wolle führen."

„Dahier ist Franz Reiter beim Holzriesen von einem Block in die Brust gestoßen worden, daß er augenblicklich todt gewesen."

„Frommer Christ, schau in diesen Fluß hinein, da mußte das Leben der Maria Reg, vulgo Adlerwirthin in Kreuth, zu Ende sein. Sie ist über den Steg geglitten und thut um ein Vaterunser bitten."

„Da, bei der Köhlerei ist der Josef Pfleger, 47 Jahre alt, in den glühenden Kohlenmeiler gestürzt. Der barmherzige Gott bewahre ihn und uns vor dem höllischen Feuer, Amen."

„Hier hat die göttliche Fürsehung den siebzigjährigen Johann Filzmoser durch einen jähen Tod von dieser Welt abgerufen. — Vollbracht ist das Leiden, der Tod, das Gericht, nun ruhet er selig bei Jesu im Licht.“

„Wanderer, hier halt an, und denk', was auch Dir geschehen kann, hier hat ein wildes Rind die ehrsame Magd Johanna Moser umgebracht. Jetzt ist sie in der Todesnacht; seid ihrer mit einem Vaterunser bedacht.“

Das sind einige Martertafelproben aus Steiermark. In ähnlichem Stile erzählen die meisten dieser schlichten Denkmale ihr Ereigniß. Der Todesarten jedoch giebt es unzählige. Da ist Einer erfroren, oder vom Gießbach mit fortgerissen, oder von einer Lawine begraben worden. Ein Anderer hat sich im Nebel verirrt, ist über die Wand gefallen oder im Schnee umgekommen. Ein Dritter ist vom Baum gefallen, oder unter die Wagenräder gerathen, oder durch ein scheues Pferd geschleift worden. Durch rollende Steine werden Viele erschlagen; im grundlosen Alpensee findet Mancher sein Grab, der, ausgefahren auf spiegelglatter Fläche, von dem plötzlich hereinbrechenden Sturm überrascht worden ist. Auf Gletscherfeldern gehen Einheimische selten zu Grunde, hingegen fordern, wie schon erzählt, in manchen Gegenden die Wildschützen ihre Opfer unter den Förstern und Jägern. Seitdem das Edelweiß ein

beliebter Handelsartikel geworden ist, weist an wilden Felswänden manches Täfelchen die Stelle, wo ein gestürzter Edelweißsucher zerschmettert aufgefunden wurde. Die Mehrzahl der unnatürlichen Todesfälle in den Alpen aber kommt bei den Bergknappen, Holz- und Fuhrleuten vor. Ich möchte behaupten, daß von diesen Leuten wenigstens fünf Procent eines gewaltsamen Todes sterben.

Daher leicht erklärlich die zahllosen Martertafeln in den Alpen, die den Wanderer zuerst erschrecken, dann beklemmen, bis er sie gewohnt wird und über die Ursprüngl'chkeit der Volkskunst und Volkspoesie erheiternde Studien treibt.

Manches Dorf hat seinen Martertafelkünstler. Es ist entweder ein Handwerker, der in freien Stunden die Kunst aus Liebhaberei betreibt, oder um sich damit ein kleines Taschengeld zu erwerben. In Tirol thut's der Herrgottschnitzer, der vermag der Sache schon größere Vollendung zu geben. Diese Menschen betrachten ihren Gegenstand meist von so idealem Standpunkte, daß sie darob die ungeheuerlichsten Fehler ihrer Gestalten ganz und gar übersehen.

Ohne Malerei geht es nicht ab. Stets im Vordergrunde ist die Scene des Unglückes dargestellt. Da sitzt der Verunglückte etwa regelrecht auf den Wellen eines Flusses und breitet die Hände aus, an welchen ein sechster oder siebenter Finger nicht selten zu

entdecken ist. Oder er steht kerzengerade und hölzern wie ein Soldat auf der Wacht, des Baumes gewärtig, der auf ihn niederstürzt. Oder er schwebt, von einem Felsen springend, in schönstem Wagrecht in der Luft und hat vielleicht sogar noch die Arme über die Brust gelegt, wie ich das auf einer Martertafel des Pusterthales sah. Wo aber das Arge bereits geschehen ist, da giebt es viel rothe Farbe um den Leichnam; je mehr Blut, desto bedauernswürdiger der Verunglückte. Ferner wird man über dem Haupte der Figur stets ein rothes Kreuzlein gemalt finden; dieses Kreuzlein zeigt an, daß der Arme bereits todt oder dem Tode sicher geweiht ist. Die Wasserwellen, die Bäume, die Felsen, die Wolken sind in architektonischer Regelmäßigkeit ausgeführt, und die stundenweit entfernt sein sollenden Berge sind gerade so scharf und grün gezeichnet wie der vom Künstler gedachte vorderste Punkt. Daß es aber durchaus keine gewöhnlichen Bilder sind, wie sie anderswo vorkommen, will ich beweisen. Es giebt kaum eine Martertafel in den Alpen, auf deren Wolken nicht die Dreifaltigkeit oder die Muttergottes, oder eine andere Macht des Himmels säße. Oft ist es der Schutz- oder Namenspatron des Verunglückten, der ein Strahlenbündel niedergießt auf den Sterbenden. Das soll, wenn schon diesseits keine Rettung mehr sein kann, die Hoffnung auf das Heil in jener Welt bedeuten. — Ach, es ist ja so praktisch und gut für

uns Menschen, selbst in unseren schönsten Tagen praktisch und gut, die Hoffnung und das Ideal außerhalb diese Welt zu verlegen; während wir hier Stück für Stück des Schönsten und Besten zu Grunde gehen sehen, leuchtet, gepanzert gegen alles Irdische, in unsere Seele bis ans Ende das trostreiche Bild jener Welt. So ist der letzte Gedanke des in den Abgrund Stürzenden, oder des in den Wellen Ertrinkenden, oder des unter der Staublawine endenden Bauers — das Himmelreich. Wollte das Geschick, wir hätten es Alle so gut!

Der Name „Martertafel" selbst schon soll die den Leib gewaltsam zermarternde, unnatürliche Todesart andeuten. Von der Votivtafel unterscheidet sich die Martertafel dadurch, daß sie immer das Denkmal eines Zugrundegegangenen ist, während die Votivtafel ein in Noth und Gefahr gelobtes bildliches Andenken sein muß, welches aus Dankbarkeit für die glückliche Rettung zumeist in Wallfahrtskirchen und Capellen, zuweilen auch an der Stätte der überstandenen Gefahr aufgerichtet wird. Die Votivtafeln sind noch viel mannigfaltiger als die ersteren, behandeln ihren Gegenstand oft mit vielem Humor, geben aber stets für die glückliche Rettung in hochgeschwungenen Redensarten Gott und seiner jungfräulichen Mutter und den Heiligen die Ehre. Die Wallfahrtskirche zu Mariazell in Steiermark ist wohl einer der größten Sammelkästen

von Votivtafeln und giebt in dieser wie auch in manch' anderer Beziehung unerschöpflichen Stoff für das Studium des Volkscharakters und insbesondere der Volksreligion.

Wir aber wollen wieder in die freie, wilde Natur hinaustreten zu den armen, aber so rührenden Denkmalen des Todes.

An Wegen und Straßen, die sich Flüssen entlang durch bewaldete Bergschluchten ziehen, können wir den meisten Martertafeln begegnen. Diese sind zuweilen auch zu Füßen eines Crucifixes an den Kreuzstamm geheftet. Oft hängt an einem Kettchen auch ein riesiger, stets mit Rost überzogener Eisennagel, der von den Andächtigen als einer der drei Nägel, mit welchen Christus ans Kreuz genagelt worden, geküßt wird. Ein andermal ist vor dem Pfahle eine Kniebank angebracht, auf daß zum erbetenen Vaterunser sogleich einige Bequemlichkeit geboten werde.

Sehr häufig prangt die Tafel am Stamme eines buschigen Fichtenbaumes, und die Einsamkeit ringsum mit ihrem ewigen Rauschen des Wassers, oder mit ihrem schwermüthigen Flüstern des Waldes, oder mit ihrer tiefen Stille, die nur zuweilen durch das Rieseln der Steinchen in einer nahen Schutthalde unterbrochen wird, ergreift uns seltsam an der Stelle, wo ein Weilchen vor uns ein Mitmensch den Todeskampf gerungen hat.

Im wildherrlichen Ennsthale sah ich in der Nähe des brausendes Flusses ein Marterbildchen, welches einen hochgeschichteten Haufen von entschälten Baumblöcken darstellte. Auf dem Haufen obenan saß ein Mann, seine Tabakspfeife stopfend; über dessen Haupte aber war das rothe Kreuzchen, und aus den Wolken nieder von der Figur des heiligen Sebastian strömte das Strahlenbündel auf den Mann. Der untere Theil der Tafel mit der Inschrift war abgebrochen. Um so genauer betrachtete ich das Bild, konnte aber nicht verstehen, was nur bei diesem Tabakspfeifenstopfen Lebensgefährliches obwalten konnte. Ein Bewohner der Gegend kam des Weges, den fragte ich nach der Bedeutung der Tafel.

„Ha, halt ja," antwortete der Gefragte, „da hat's halt den Bastl umbracht. Der Herr sieht die Holzriesen, die dort vom Wald herabgeht. Da haben sie die Holzblöcke herabgelassen in die Enns; die Enns schwemmt sie fort zu den Hieflauer Köhlereien hinaus, da brauchen wir sie nicht zu transportiren. Ist aber die Riese zu trocken gewesen, die Blöcke haben nicht den rechten Schwung gehabt, sind vor dem Wasser niedergefallen und liegen geblieben. Und wie zu Zeiten schon was sein will, hat der Holzer Bastl die Blöcke wollen nach und nach in den Fluß arbeiten. Wie er auf dem Haufen oben sitzt und ein Bissel rastet, hebt euch die ganze Kramm an zu rutschen und zu rollen — der Bastl mitten drin. — Herr

Jesus, mit mir ist's gar! schreit er noch, die umstehenden Leut' wissen ihm nicht beizustehen, und der ganze Holzblockhaufen kollert in die Enns. Einer hat's gesehen, wie der Bastl zwischen den Holzstücken noch seine Hand aus dem Wasser gereckt hat — weiter haben sie nichts mehr von ihm gesehen. In der Hieflau unten beim Scheiterrechen haben sie ihn stückelweis' herausgezogen."

Eine Martertafel im oberen Murthal stellt einen Waldanger vor, auf den mitten im Grünen ein kohlschwarzer Fleck gemalt ist. Dieser Fleck soll eine tiefe Grube versinnlichen, wie man sie gern grub, um Wölfe darin zu fangen. Man verdeckte das Loch mit Reisig und Stroh, legte ein Aas darüber, und wenn der Wolf dazu kam, so brach er durch und war gefangen. Ueber der Wolfsgrube nun auf dem Bilde steht das rothe Kreuzlein und geht der Heiligenstrahl nieder von der Dreifaltigkeit Die Inschrift darunter heißt: „150 Schritt hier seitlings vom Weg ist auf einem nächtlichen Heimgang Peter Wieser, Knecht beim Bauer in der Leuten, den 13. Juli 1839 in die Wolfsgruben gefallen. Ein Thier ist darin schon gefangen gewesen, und von Weitem ist es gehört worden, wie der Peter Wieser mit der Bestie gerauft hat. Arg zerfleischt fanden sie ihn des Morgens — gestorben in seinem 56. Lebensjahr. Wanderer, stehe still und bete ein Vaterunser."

Mitunter können Matertafeln auch zu was Anderem gut sein. In der Nähe eines Städtchens in Kärnten hart an der Straße fand ich eine Tafel, auf welcher sieben aufgebahrte Leichen gemalt waren und drüber der heilige „arme Lazarus“, der seine Strahlen auf die Todten warf. Die Inschrift lautete: „Ich und mein Weib und meine fünf Kinder, das Sterben thut weh, das Verhungern nicht minder. Bin der Schneider Zecke, Haus numero siebzehn; ich arbeite billig und nimm auch zum Flicken.“

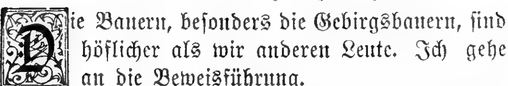
Während wir vor anderen Martertafeln rathlos stehen und nichts zu thun vermögen, als höchstens das erbetene „Vaterunser“ zu sagen und die naiven Darstellungen zu betrachten — kann diesem Manne noch geholfen werden.





Verschiedene Charakterzüge.

I. Von der bäuerlichen Höflichkeit.



ie Bauern, besonders die Gebirgsbauern, sind höflicher als wir anderen Leute. Ich gehe an die Beweisführung.

Der bäuerlichen Höflichkeiten giebt es drei Arten. Erstens Höflichkeit des Bauern gegen Seinesgleichen, zweitens Höflichkeit gegen seine Untergebenen, und drittens solche gegen seine Vorgesetzten. Er selbst giebt nur der letzteren Art den Namen; daß er auch gegen Seinesgleichen höflich ist, ahnt er kaum; er ist es unwillkürlich, er hat's im Blute, es ist altes Herkommen und ihm angeerbt. Nur macht er's auf eigene Art.

Der Egoismus wuchert unter den ungebildeten Menschen, sagt man, am unverhülltesten; nun ist es aber merkwürdig, wie der Bauer seine Eigensucht zu verdecken weiß. Immer und überall in seinem Handel

und Wandel giebt er sich den Anschein, als suche er die Interessen Anderer zu fördern, als stelle er sich selbst dabei in zweite Linie; fragt darüber bei Handelsleuten und Advocaten an. Freilich fällt er zuweilen jämmerlich aus der Rolle, und dann ist er das Thier, das mit bebenden Pfoten und fletschenden Zähnen rücksichtslos ums liebe Dasein ringt.

Indeß, so ernst wollen wir's diesmal nicht nehmen; es handelt sich hier um Höflichkeit und Leutseligkeit — leichte Spielwaaren, die eben schon unter der Etiquette „Tugend" in den Handel kommen.

Höflichkeiten sind die kleinsten Verkehrsmünzen, die wir haben; sie sind allenthalben gangbar, sie sind unentbehrlich, doch im Allgemeinen deren ein Dutzend nicht einen Kupferbatzen werth.

Aber wenn diese Spielmarken fehlten! — Da möchte kein Hund noch länger leben. — Hunde selbst — sie wären denn besonders bösartig — beschnuppern, bewedeln, begrüßen sich, wenn sie zusammenkommen. Ochsen auf der Weide lecken sich die Haare, und ihre gegenseitige Gemüthlichkeit hört erst auf, wo es sich um einen Grasschopf handelt, den jeder für sein hält.

Beobachten wir nun den Bauer unter Seinesgleichen. Sei es in Haus und Feld, auf Wegen und Stegen, in der Schänke oder in der Kirche — er hat stets einen Gruß für den Nachbar. Ist's nun

das „Grüßgott“ oder das „Kummah“ (Willkommen), oder das „Gelobt sei“, oder das „Gesegne Gott“, oder das „Gut' Nacht“, oder ist's ein anderer Ausdruck, den wir für keinen Gruß halten, der aber doch einer ist, weil er als Ansprache das freundschaftliche, brüderliche Verhältniß zwischen dem Ansprecher und dem Angesprochenen ausdrückt. Wenn ein Landmann dem anderen ins Haus tritt, so sagt er häufig: „Geht's aussi in d'Sun!“ (Geht hinaus in die Sonne!) Der Gegengruß ist: „Sie scheint halt nit gar viel,“ oder: „Rast' ab!“ Oder es erreicht Einer auf der Straße den Anderen, so ruft er ihm zu: „Geh' stad!“ oder „Nimm Dir Zeit!“ Ein Anderer schreit auf dem Felde über den Zaun: „Na, bist auch schon auf, Nachbar? Du Saggra Du, hast heuer ein schöneres Korn als wie ich. Na, Grüßgott!“

Uebermüthiger sind die Ansprachen der Burschen, besonders im Wirthshause. „Du Haderlump!“ etwa schreit Einer dem Anderen zu, „bist schon wieder beim Saufen, und hast Dir die Wochen nit einmal a Wassersuppen verdient!“ „Recht hast,“ erwidert der Andere, „bin schier so stinkfaul wie Du! Wenn sie Dir den Most in die Gurgel gießen thäten, Du stundst Dein Lebtag nit auf vom Nest. Na, trink' einmal, setz' Dich a bissel zu mir her.“

Sonderbare Begrüßungen sind's, aber sie deuten auf gute Kameradschaft. Wenn hingegen Einer zum

Anderen sagt: „Guten Morgen!“ so mag man schließen, daß sie sich völlig fremd sind oder einander nicht gut leiden können.

Wenn ein Fremder in einem Hause gerade zur Mahlzeit recht kommt, so wird er stets eingeladen, mitzuessen; ansonsten legt ihm der Hausvater den Brotlaib vor: „Kost' von unserem Brot, 's ist halt nit gut!“ Für den Eingeladenen ist es Sitte, daß er sich eine Weile weigert, bevor er die Sache annimmt. „Ah, ih!“ ist sein ständiges Wort, was so viel heißen soll als: „Ach, ich bin's nicht werth!“ Oder er meint, bevor er ein Gebotenes annimmt: „Behalt's nur selber!“ Und während er schon die Hände danach ausstreckt: „'s wär' eine rechte Grobheit!“ Endlich greift er zu und sagt: „Ihr habt's rechtschaffen ein gutes Brot, vergelt's Gott fleißig!“ Der Anstand erfordert es, daß er nur ein kleines Schnittchen nimmt.

Selbst eine Bitte bringt der Bauer gewöhnlich in negativer Weise vor, z. B.: „Gelt, Michel, Du wirst mir bis morgen nicht gern fünf Gulden leihen?“ Er stellt sich einverstandener mit der abschlägigen Antwort als mit der Gewährung und wird erst grob, wenn diese abschlägige Antwort erfolgt ist.

Der Bauer ziert sich gern dadurch, daß er Alles, was ihn und das Seine betrifft, dem Fremden gegenüber tief herabwürdigt, hingegen die Dinge

des Fremden über Gebühr lobt und preist. — Deine Kinder sind stets größer und braver wie meine; Deine Ochsen auch; — doch halt! sind Deine Ochsen größer und schöner wie die meinigen, so will ich damit nur sagen, daß es mir nicht danach gelüstet, denn wollte ich sie kaufen oder eintauschen, so würde ich sie Dir früher ordentlich verschimpfiren. — Dies ein Grundsatz bäuerlicher Lebensphilosophie.

In Gegenwart eines Nachbars wird nur selten ein ungebührliches Wort im Hause gesprochen; Alles ist im besten Einvernehmen; selbst die Kinder sind sittig und beweisen dem Fremden ihren Respect.

Eine beliebte Form der Höflichkeit ist, um die Beschäftigung zu fragen: „Was arbeitest denn heut'?" Oder: „Nit gar zu fleißig sein!" Besuche und Gegenbesuche im Allgemeinen sind im Bauernhause nicht üblich, doch am Sonntag zur Nachmittagszeit gehen Männer und Burschen gern in die Nachbarshäuser. Dabei ist freilich von Höflichkeit oft nicht viel zu spüren. Da poltert so Einer ins Haus, in die Stube, setzt sich sonder Gruß stumm auf die nächste Bank und das erste Wort, das er spricht, ist der Befehl an ein Kind im Hause: „Geh' Bub (oder Menschl), bring' mir ein Tabaksfeuer!" Aber das verschlägt nichts; der Gast wird artig behandelt, zur Jause oder zum Rosenkranzgebete eingeladen; daß er gekommen, zeigt ja eben, er habe Neigung für das Haus.

Die Theilnahme bei Unglücksfällen ist in der Bauernschaft nicht seltener auf bloße Höflichkeit zurückzuführen als anderswo. Was den Bauer ins Herz trifft, das macht ihn gewöhnlich stumpf und stumm, moralisch wie physisch genommen; wenn er beim Unglücke Anderer die salbungsvolle Zunge braucht, weiß davon sein Herz nicht viel.

Der Bauer ist, so lange eben sein persönlicher Vortheil nicht gefährdet erscheint, in der Regel rücksichtsvoll und artig gegen seine Nebenmenschen. Ausnahmen selbstverständlich giebt es auch hier.

Seine Untergebenen behandelt der Bauer nicht in jener herrischen, trotzigen Weise, wie man das bei anderen Ständen findet. Der Bauer ist mit seinen Dienstboten auf „Du und Du", speist mit ihnen an demselben Tische und bespricht mit ihnen die Fragen des Hauses. Ich kannte einen Grundbesitzer, der bei jeder Bürgermeisterwahl sich mit seinem Gesinde besprach, welcher zu wählen wäre, obwohl er dann ganz nach seinem eigenen Kopfe handelte.

Durchaus zuvorkommend ist der Bauer den Handwerkern gegenüber, die er ins Haus nimmt. Gleichwohl heimlich oft über dieses nothwendige Uebel fluchend, zeichnet er den Schuster, den Schneider, den Wagner u. s. w. durch alles Mögliche aus, und ergeht sich in Feinheiten nach seiner Art. Er spricht den Handwerker selten mit „Du" an, sondern

sagt „Ihr", oder „der Meister", oder auch z. B. so: „Thu' der Schneider essen! Der Schneider wird hungrig werden, wenn er nit ißt. Wir haben dem Schneider sonst nichts zu geben."

Eine Regel ist, daß jüngere Leute einen Aelteren, wenn dieser verheiratet ist, mit „Ihr" ansprechen; unerhört wäre es bei den Kindern, zu ihren Eltern, Pathen u. s. w. „Du" oder „Sie" zu sagen. Es giebt Verhältnisse, in denen der junge Hausvater seinen alten Knecht mit „Ihr" anspricht, während dieser Jenem gegenüber das „Du" gebraucht. Das „Er" gegen ganz fremde Leute gilt für höflicher als das „Du". Zuweilen gebraucht der Bauer gegen Fremde auch das „Wir". „Von wo sind wir her, wenn ich fragen darf? Schaffen wir was?" Fremde Leute, als Hausirer, Bettler u. s. w. werden mit „Ees" (Ihr) angesprochen.

Als Dankeswort für ein Geschenk hat der obersteirische Bauer zwei Formen; ist das Geschenk eine Speise, etwa ein Stück Brot, ein Krug Most, oder gilt es nach einer Mahlzeit, zu welcher er geladen war, so sagt er: „Vergelt's Gott!" Ist das Geschenk ein anderer Gegenstand, ein Kleidungsstück, eine Dienstleistung u. s. w, so gebraucht er das „Dank Dir Gott"!

Selbst dem Bettelmann bringt der Bergbauer eine gewisse Höflichkeit entgegen. Fürs Erste beantwortet er auf jeden Fall dessen Gruß; dann fragt

er, was Jener begehre und entschuldigt sich vielleicht schließlich, wenn er dem Verlangen nicht nachzukommen vermag.

Meine Mutter, von Herzen eine Gönnerin der Armen, fragte den Bettler stets: „Was wölt's denn?“ Wollte sonach der Mann die freigestellte Wahl stets benutzen, so begehrte er zumeist das Köstlichste: „Ein Stückel Rindschmalz!“ „Wir haben halt jetzt kein Rindschmalz“, sagte hierauf die Mutter gewöhnlich. Der Bettler: „Oder einen Speck!“ Die Mutter: „Der Speck ist wohl auch gar geworden.“ Bettler: „So gebt mir ein Fleisch!“ Die Mutter: „Mein lieber Gott, wir haben schier selber das ganz' Jahr kein Fleisch.“ Daraufhin rief einmal ein alter „Abschieder“ (vom Militär Verabschiedeter) aus: „Ja, zweg fragt's denn, Bäuerin, was Einer will, wenn's nachher nichts habt's!“ Meine Mutter hatte keine große Auswahl an Gaben, entweder sie konnte eine Handvoll Mehl reichen, oder ein Stück Brot, oder einen Löffel Sterz, der von der Mahlzeit übrig geblieben war.

Wenn Bettelleute raisonniren, so bedeutet das, meint der Bauer, immer gute Zeiten, und nur selten gebraucht er sein Hausrecht, sondern trachtet die grollenden, drohenden Leutchen auf gute Art los zu werden. Hieran mag Aberglaube und Furcht freilich auch so viel Antheil haben, als angeborene Gutherzigkeit und herkömmliche Höflichkeit.

Nun der Bauer gegen seine Vorgesetzten.

Im Allgemeinen hat der Landmann seine Norm bezüglich des Hutabnehmens. In seinem Dorfe zieht er den Hut vor der Priesterschaft, vor dem Arzte und bisweilen auch vor dem Gemeindevorstande, wenn dieser kein Bauer ist. Vor Seinesgleichen lüftet der Bauer die Kopfbedeckung niemals. Hat er es jedoch mit dem Steuerbeamten, mit dem Bezirkshauptmanne, mit dem herrschaftlichen Arbeitgeber zu thun, so wird seine Höflichkeit nicht selten zur Kriecherei. Man weiß ja, wie oft ein Bauer nach dem „Herein" noch an die Thür klopft, ehe er sie furchtsam öffnet. Man weiß auch, um wie viel Schritte vor der Thür er schon den Hut abgezogen und mit der flachen Hand die struppigen Haare geglättet hat, um nur recht höflich zu sein. Dann steht er gebeugt wie ein armer Sünder da; er heuchelt und schmeichelt, läßt sich abkanzeln und muckst nicht, wenn ihm auch dreifach Unrecht geschieht. Er kann sich die „Herren", wie er diese seine Vorgesetzten nennt, kaum anders als grob denken, und wenn ihm doch einmal Einer freundlich vorkommt, so ist er innerlich beglückt und erzählt es aller Welt, was das „für ein handsamer Herr ist, recht kamod mit ihm zu dischgariren". Für einen solchen blüht seine Dankbarkeit auf, und jedes freundliche Wort von seinem Vorgesetzten betrachtet er als besondere Gunst und Wohlthat, die er nicht so leicht vergißt.

Die echte, uneigennützige Höflichkeit des Bauers jedoch kommt erst zum Ausdrucke, wenn der Mann mit Menschen aus höheren Gesellschaftsclassen verkehrt, von denen er unabhängig ist. Hier wird seine Umgangsweise freier. Selten wird dem Touristen ein grober Bauer begegnen; der Landmann mag dem Städter gegenüber verschmitzt, tückisch, schalkhaft, auf Vortheil lauernd sein, aber stets höflich. Der Bauer weiß es recht gut, wie oft und vielfach er das Stichblatt städtischer Witze und Hänseleien ist; aber er beherrscht sich wie Einer und thut, als ob er nichts merkte. Mancher allerdings versucht, vor den „G'studirten" seine Naturweisheit leuchten zu lassen, ihnen zu verstehen zu geben, daß der Gescheite den Vielwisser zuweilen doch in den Sack steckt. Andere wieder stellen sich vor dem Städter viel einfältiger als sie sind und entschädigen sich dafür mit dem stillen Bewußtsein, die gelehrten Herren hinter's Licht geführt zu haben.

Die Städter, denen man sonst doch viel Schliff und Lebensart zuzuschreiben gewohnt ist, verkehren in der Regel (ich bitte stets auch zu bedenken, daß es Ausnahmen giebt!) nichts weniger als höflich mit den Bauersleuten. In herrischer Weise werden diese oft herumcommandirt auf ihrem eigenen Grund und Boden, und nicht einen Augenblick vergißt der Städter, seine Ueberlegenheit dem Landmann gegenüber zur Geltung zu bringen. Nicht selten auch

wird die Tactlosigkeit begangen, über die uralten Sitten, die dem Bauer ans Herz gewachsen sind, über die schlichten Verhältnisse des bäuerlichen Lebens sich lustig zu machen und auf politischem oder religiösem Felde mit dem Landmanne Proselyterei zu treiben. Und das Alles läßt sich der Bauer gefallen, verzieht nicht einmal den Mundwinkel, ist artig in Frage und Antwort und dienstfertig, wo immer er glaubt, damit den Stadtherrschaften zu schmeicheln. Wenigstens hält er den Hut in der Hand, bis ihm das Aufsetzen zwei-, dreimal befohlen wird.

Wenn ein Bauer und ein Städter nebeneinander auf der Straße wandeln, so wird Ersterer gewiß seinen Gang immer so einrichten, daß der Städter auf dem besseren, glatteren Theil des Weges zu gehen kommt. Bei jedem Brunnen, bei jedem Zaunschranken, bei jedem Stege wird der Städter Gelegenheit haben, die zarten Aufmerksamkeiten seines bäuerlichen Begleiters wahrzunehmen, selbst wenn dieser auch kein umsichtiger Fremdenführer ist. Und kommen sie zum Bauernhause, so wird es der Bauer kaum unterlassen, seinen Weggenossen zum Eintritte unter sein Dach zu laden, wird vielleicht noch die Bäuerin aufrufen, daß sie frische Milch und Butter bringe oder ein anderes Labsal und wird echte Gastfreundschaft üben an dem, der ihn vorhin aufdringlich bevormundet oder gar gehänselt hat und

zu dem er thatsächlich keine allzugroße Zuneigung verspürt. Es ist ja sicher, Stadt und Land werden sich nimmer gut miteinander vertragen. Auch der Bauer macht, wenn er gegen die gebildeten Classen nicht etwa gar verbittert ist, sich wenigstens lustig über die „Herren", aber er thut es hinter ihrem Rücken, während er sich andererseits etwas einbildet, mit denselben zu verkehren. Er ahnt vielleicht doch, daß er in solchem Umgange Manches lernen könnte, jedenfalls ist es ihm auch der Abwechslung wegen zu thun, und schließlich wirft das unter seinen Genossen ein vortheilhaftes Licht auf ihn, wenn es heißt: „Der weiß mit den Herren umzugehen; der ist auch mit den Stadtleuten gut an; der ist nicht dumm!"

Der Bauer weiß, daß der Städter für Höflichkeiten empfänglich ist, und weiß endlich auch, daß ein artiges Benehmen gerade hier bisweilen irgend eine erfreuliche Vergeltung findet. Ursachen genug, das Auge zuzumachen, wenn der Städter etwa mitten über sein grünendes Kornfeld springt und die Wegschranken angelweit offen läßt, während der Handwerksbursche, der so etwas triebe, mit Hund und Stock zurechtgewiesen würde.

So übt der Bauer nach seiner Art Höflichkeit gegen Jeden, der darauf Anspruch macht. Ueber seine Grobheit wäre freilich auch ein Capitel zu schreiben, ein viel größeres als dieses ist — würde

aber nicht anmuthig ausfallen. Hier habe ich nur zeigen wollen, daß auch unter dem Landvolke gangbar jene Spielmünze, die, nur in etwas anderer Prägung, den Salon beherrscht, und daß, wenn Stadtherr und Bauer zusammenkommen — von beiden Letzterer gemeiniglich der Höflichere ist.

II. Von Eitelkeit und Uebermuth.

1.

In keinem Stande findet man Althergebrachtes so fest erhalten und gestützt, als im Bauernthum. Dieses ist in der Zeiten Lauf und Taumel scheinbar das einzig Beständige, so beständig wie der Boden, auf dem es steht, wie die Scholle, die seit Urzeiten die Kornähre in gleicher Form hervorbringt. Jede Neuerung, die von Staatswegen etwa oder nach anderen Bedürfnissen der Zeit im Bauernthum eingeführt werden soll, bedarf mehrerer Generationen; die eine Generation entsetzt sich vor der auftauchenden Neuerung, die zweite versucht sie, die dritte erst erkennt sie an. So ist's mit der Bauart der Häuser, mit den landwirthschaftlichen Maschinen, mit dem Versicherungswesen, so war es mit politischen Errungenschaften, so wird es mit der Schule sein. Nur wenige Dinge finden rasch Eingang, wie das Petroleum; andere, wie etwa neue Düngerwirthschaft oder Ausbreitung der Viehzucht auf Kosten des

Ackerbaues, werden in unseren Ländern entschieden abgelehnt. Trotz aller neuen Verkehrseinrichtung, trotz allen Umschwunges der gesellschaftlichen Bestrebungen und Bedürfnisse treibt unser Bauer seine Acker- und Wiesenwirthschaft noch so, wie sie sein Großvater getrieben hat. Dies trotzige Festhalten an abgelebten Dingen kann dem Bauer verhängnißvoll werden, dann wird man sagen: Der Bauer ist zu Grunde gegangen an seiner Beständigkeit.

Es ist nun aber possirlich zu sehen, wie trotz dieser elementaren Beständigkeit auch im Bauernstande die Mode ihren Veitstanz reigt. Ich meine die Kleidermode. Bei den Männern tritt sie bescheidener auf; daß man heute statt kurzen Lederhosen die französischen „Pantalons" trägt, daß man seine Schafwollstoffe durch fremde Baumwollzeuge verdrängen läßt, geschieht mehr aus Gründen der Zweckmäßigkeit und der Kostenfrage, gehört also nicht ins Bereich der Mode; wohl aber die Verzierung, Verbrämung der Gewandung, besonders die Schnitte der Taschen, die Knöpfe, das Schlingen und die Farbe des Halstuches, der Hut mit Allem was darauf ist. Selbst auf die Hemden erstreckt sich die Bauernmode und weiß ich Gegenden, wo Bauernburschen an hohen Festtagen in „Krausen und Kresen" gehen. Den Haarschnitt, die Bartform bringen sie vom Soldatenleben heim. Auch auf die Genußmittel erstreckt sich die Mode; der Kaffee fand

allerdings Eingang vor Allem, weil er schmeckte, das Tabakrauchen aber kommt entschieden vom Nachahmungstrieb, der das Uebelbefinden nach den ersten Versuchen wacker überwinden hilft. Im Ganzen wechselt bei den Männern die Mode langsam und selten. Der Gemsbart auf dem Hut, das silberne Gehänge der Taschenuhren mit seinen alten Thalern, eingefaßten „Wolfszähnen", die Benagelung der Stiefel mit den Eisenbeschlägen u. s. w. vererbt sich fort vom Großvater auf Kinder und Kindeskinder

Anders ist's bei den Weibern; diese stehen in näherer Beziehung mit dem wechselnden Mond und haben dem wechselnden Monde die wechselnde Mode abgelernt.

Bemerkenswerth jedoch ist es, daß sich die Bauernmode nicht an jene städtische, die „Herren-mode", lehnt, die in Paris gemacht werden soll. Wohl steht eine gewisse lose Beziehung zu ihr, doch im Ganzen ist die Bauernmode selbstständig, sie wird nicht eingeführt wie der Pfeffer, sie entsteht im Lande selbst und man weiß nicht recht wie. Die Grenze zwischen der Herren- und Bauernmode geht durch das Kleinbürgerthum der Dorf- und Marktbewohner. Unter diesen giebt es Leute, welche lieber die Geringsten der „Herren" als die Für-nehmsten der Bauern sind. Sie gehaben und tragen sich städtisch, werden als die „Herrischen" zur Ziel-scheibe des Bauernwitzes. Jener Theil des Klein-

bürgerthums aber, welcher wohlhabend und wohl=geachtet sich in seinen Sitten, Tragen und Betragen mehr auf die bäuerliche Seite schlägt, der biedere Dorf= und Marktphilister „nach altem Schrot und Korn“ ist der Tonangeber der Bauernmode. Dem Kleinbürger erscheint es wünschenswerther, ein Großbauer zu scheinen, als ein Schneider oder Drechsler oder sonst ein Handwerker. Der Bauer wiederum dünkt sich feiner und gebildeter, wenn er sich in seinem Gehaben auf den Handwerker, den Krämer, den Wirth hinausspielen kann, und so treffen sich die beiden Theile. In manchen Gegenden in Steiermark, vor Allem im verkehrsentlegenen „Jackelland“, auch auf dem Hienzenboden, sind wohlhabende Bauerntöchter an Sonntagen von den „Bürgerstöchtern“ ihrer Dörfer nicht zu unterscheiden.

Das erste Hauptstück der Bauernmode ist, eine stattliche Figur zu machen. Möglichst weite, umfang=reiche, aufgebauschte Kittel, welche die Trägerin wie eine wandelnde Pyramide erscheinen lassen, sind bei den Bauernweibern immer schön. Zu den enge um die Beine sich schmiegenden Röcken der Städte=rinnen, welche nicht einmal dem gewöhnlichen Schritt freien Spielraum ließen, hat sich die Bäuerin nie=mals verstanden, außer es geschah aus Sparsam=keitsgründen. Wer sich viel Stoff nicht kaufen kann, muß sich freilich mit engen Kleidern begnügen. Hingegen hat die Bäuerin die Crinoline rasch auf=

gegriffen, eine Mode, welche ihr wie ihrem etwaigen Anbeter ebenso rasch wieder zu windig geworden ist. Derselbe Effect des Breiten, Aufgedonnerten läßt sich viel solider durch eine entsprechende Anzahl Unterkittel erreichen, und heißt es, daß jede Dorfschöne neun Kittel am Leibe haben muß, um ganz schön zu sein. Wird der umfangreiche Kleiderbausch, mit dem sie kokettirt, später naturgemäß durch etwas Anderes ersetzt, dann allerdings fällt ein Unterrock und der andere weg und wird als Windelzeug verwendet.

Auch insoferne stimmt des Bauers ästhetische Anschauung mit jener des Städters überein, als er das Weib erst dann für vollendet hält, wenn es einen Kameelrücken hat. Diesen Kameelrücken erzeugt die schöne Bäuerin, indem sie hinter den Hüften über dem Sitzleder einen Polster bindet, der dann die darüber angezogenen Röcke weit ausbaucht und so hinterrücks einen Verrath an dem Vorrechte der Schürze begeht. Schon vor dreißig Jahren hat dieser Kameelrücken, allerdings in etwas bescheidenerer Weise als heute bei den Städterinnen, bei den Bäuerinnen eine Rolle gespielt. Ich erinnere mich an eine Faschingsunterhaltung daheim bei unserem Dorfwirth, bei welcher die Faukel-Kathel, eine überaus muntere herlebige Dirn, das Unglück hatte, während des Tanzes mit ihrem Liebsten den Hinterpolster zu verlieren. Er fiel unter die Füße

der Tanzenden und wurde unter schallendem Gelächter und wildem Gejohle mit den Stiefelspitzen hin- und hergeschleudert: „Da hat Eine den Hintern verloren! Welcher gehört er? Sie soll sich melden!“ Obwohl die Fankel-Kathel rückwärts erschreckend schlaff abhing und ihren Kittelsaum wie eine Schleppe nachschliff, sie meldete sich nicht. Da bemächtigten sich mehrere tollwitzige Burschen des Polsters und wollten ihn versteigern.

Versteigerer war der stotternde Hansjörgl, der hielt den Polster hoch über die Köpfe, warf ihn von einer Hand in die andere, schleuderte ihn in die Luft, fing ihn wieder auf und rief: „Da-da-das ist der F-F-Fankeldirn ihr Po-Po-Polster! W-W-Wer giebt?“ — Keiner gab, Jeder lachte, die Fankel-Kathel zog mit Schand und Spott ab.

Etwas Unechtes an den Weibern, das kann der Naturmensch, der Bauer, am wenigsten leiden. Ein gutwattirter Busen, wenn er aufkommt, bringt der Trägerin keinen Gewinn! Auch die Farbe muß echt sein, sonst könnte es Einer wohl passiren wie der Haberer-Lena. Diese ging eines Tages ins Heidelbeerpflücken aus. Und als sie im Walde war, fiel es ihr ein, ihre etwas verblaßten Wangen ein wenig mit dem blutrothen Safte der Heidelbeeren zu färben, damit sie dann bei der Nachmittagsvesper auf den Wangen ihre züchtigen Rosen habe wie des Nachbars Mariann'. Schon das Handspiegelchen

betrog sie, so daß sie auf Rath desselben um ein gutes Drittel zu viel auftrug; als sie aber hernach in die Kirche kam, brachen die Einen, die sie sahen, in stilles Entsetzen, die Anderen in helles Gelächter aus: die rosenfarbigen Wängelchen hatten sich verfärbt zu einem tiefen Zwetschkenblau. Von dieser Zeit an wurde die Lena das „Blauwangerl" geheißen und mußte diesen Namen tragen, bis sie als Blaßwangerl ausgestreckt lag auf dem Brett. Ja, in solchen Dingen versteht der Bauer keinen Spaß und mancher moralischen Verirrung in der Mode und Eitelkeit hat der Volkswitz ein Denkmal gesetzt, das länger vorhält, als das Kreuzlein auf dem Kirchhof.

Hingegen hat es der Bauernbursche ganz gern, daß sein Dirndl „fein und g'statzt" dahergeht, heißt das, wenn deswegen sein Geldbeutel nicht zu stark angegangen wird. Bei den Bauerndirndln selber wird jeder Luxus in der Kleidung, jede Ausartung der Mode entschuldigt mit einem: „Jetz tragen sie's so." Da giebt's alsdann seidene Kopftücher mit langen Flügeln, Maschen und Bändern, Spitzentücher mit Kölnerwasser besprengt! Das „Bondschurl", die Joppe, muß lange Schößeln haben, je länger, desto vornehmer, auch mit artigen Knöpflein und Schnürlein geziert sein. Hinter derselben das Mieder ist freilich eine Fischbeintortur, durch welche das Mägdlein Sünden abbüßt, die es vielleicht noch gar nicht

begangen hat. Aber — „jetz tragen sie's so"! Keine Satzung, sie mag des Leibes oder der Seele Heil bezwecken, befolgen die thörichten Menschlein so willig, ja so lüstern, als die tyrannische Willkür der Mode.

Freilich schmeichelt sie oft nicht allein der Eitelkeit, sondern auch der Sinnlichkeit, dem Hange nach Verweichlichung. Die Kalblederschuhe sind der Dorfschönen lange nicht mehr lind genug; dieselbe, welche an Werktagen ihre oft ganz niedlichen Füßlein in Stierhaut zwängen muß, oder gar in plumpe Holzschuhe, watschelt an Sonntagen in feinen Tuch- oder gar Sammtschühlein daher. Und Manche, die an Werktagen mit Steinkrampen und Mistgabel hantiren muß, steckt am Sonntag auf ihre Pfoten feingestrickte Handstützeln (fingerlose Handschuhe), damit ja die Haut von der Sonne nicht gebräunt wird, oder eigentlich damit man die sonnengebräunte und krustige Haut nicht soll sehen können. — Keine krustige Haut? Na, so zeig' sie einmal, Schatzerl, und wirf weg das dumme Zeug, das weder vor Kälte noch vor Hitze schützt. Ueberlasse derlei Kindereien den Stadtdamen, welche bei feinen Festlichkeiten ihre Händchen mit Handschuhen bedecken, ihre Arme u. s. w. aber nackt herumtragen.

Von den reichen und wirklich schmucken Goldhauben der Großmütter sind unseren Dirndln nur noch die goldenen Ohrringlein hängen geblieben.

Auch die Männer tragen solche, sie sollen „gut sein für die Augen". — Wenn schon nicht für die des Trägers, so doch für die des Beschauers, heißt das, wenn sie hübsch geformt sind und nicht etwa ganze Klumpen von Talmigold daran baumeln, was wohl das Ansehen eines Indianerschmuckes giebt.

Ein weitläufiger Vetter von mir hat oft behauptet, ich würde es noch erleben, daß man güldene Nasenringlein trüge, am rechten Flügel eins und am linken Flügel eins. Nun, wir wollen ja sehen, wenn's einer vornehmen Dame einfällt, ihr Riechhörnlein so zu schmücken. Nachahmerinnen findet sie in Hülle und Fülle. Von der Mode bei der Nase herumziehen läßt sich ja Jede.

In der Mitte gescheiteltes und glattgekämmtes Haupthaar gilt bei den Weibern von jeher als ein Zeichen der Tugendhaftigkeit. Daher ist es auffallend, daß die jungen flügge werdenden Dirndl mit Vorliebe ihre Haare auflockern, aufkrausen oder gar zu Ringlein drehen und sie so über die Stirne herabhängen lassen. Ausgeworfene Netze, in die sich mancher Knab' schon arg verfangen hat. Ist das ein Wunder? Da sogar jener Dorfcaplan im Beichtstuhl, als ihm durch das Sprechgitter das krause Haar eines Dirnleins die Stirne kitzelte, ausrief: „Lass' ab, mein Kind, lass' ab! Heute wirbt der Teufel um meine Seele!"

Und wenn man so ein für den Sonntag hergerichtetes Dirndl dann beobachtet, da ist's eine helle Freude zu sehen, wie Eitelkeit und Koketterie ihre Automatenkünste abspielen! Das wendet, biegt sich und dreht sich, thut schämig und züchtig, beäugelt sich unter der Maske des Augenniederschlagens; hebt ein wenig den Rocksaum, aber nicht des thaunassen Grases wegen, sondern damit man den schneeweißen, gesteiften Unterkittel sehen kann. Denn gesteift müssen die Kittel sein, rauschen und knistern müssen sie, das ist die Hauptsache.

Die Mode der Kittelfarbe und Zeichnung wechselt auch fast jedes Jahr. „Jetzt tragt man sie roth" — jetzt geblümt, jetzt gesternt, jetzt gestreift u. s. w. Mancher Dorfkrämer ist klug genug, von irgend einem Stoff, der ihm auf dem Lager bereits zu verderben droht, seiner Frau oder Tochter einen Rock machen zu lassen. „Die Kaufmännin tragt's!" Da will es die Wirthin auch so haben, die Schneiderin ebenfalls, darauf kommen auch schon die jungen Bäuerinnen und Bauerntöchter und — die Mode ist gemacht.

Unweit von meiner Heimat war ein Kleinbauer, der ein stattliches, resches Weib und drei ebenso stattliche Töchter hatte. Diese vier Weiber machten für die ganze Gegend Mode. Der Stoff, den diese sich aussuchten, die Form, welche diese sich bei der Nähterin bestellten, war sofort mustergiltig weitum.

Wenn sie sich auf ein Kleid einen safranrothen Wollstoff mit weißen Sterndeln kauften, so hatte der Kaufmann nichts Eiligeres zu thun, als sofort recht viel safranrothen Wollstoff mit weißen Sterndeln zu bestellen, und nicht lange, so ging alles jüngere Weibervolk der Gegend in safranrothen, weißbesternten Wollkitteln um.

Das Kleinbäuerlein wimmerte Anfangs über das viele Geld, welches ihm sein Weibervolk kostete, aber da ihm das nichts nützte, weil seine bessere Hälfte unter dem Safranrothen die Hosen trug, so begann er schließlich stolz zu werden darauf, daß seine „Leuteln ein so schönes Vorbild" seien. Doch waren es nur die Weiber, die auf seine Töchter ihr Augenmerk hatten, an Mann gebracht hat er keine.

Es ist kein Spaß für den Mann, wenn er durch den beständigen Wechsel der äußeren Erscheinung seines Weibes immerwährend an ihre innere Unbeständigkeit errinnert wird, wenn sein Weib ihre Gefallseite stets lieber aller Welt zuwendet, als ihrem Freunde, Beschützer und Ernährer. Es giebt freilich Männer — auch bei den Bauern — die sich auf ihre Modepuppe was einbilden, aber im Ganzen ist es da wie dort eine herzlich schlechte Politik eines Dirndls, durch Flitter und Flatter das Auge des Freiers von dem freundlichen Gesichtchen auf die Kleider zu lenken. Wir Männer sind sonderbare Käutze, wir wollen ein Weib, wie es Gott, und nicht wie es der Schneider erschaffen hat.

2.

Ich denk', die Weiber lassen wir diesmal beiseite. Uebermuth ist nicht gerade ihre Sache, und Eitelkeit — ? Die ist bei den Frauen keine Schwäche, sondern vielmehr Vorzug und Tugend. Der Hang zu gefallen, schön zu sein, ist löblich.

Aber die Männer laden wir uns ein, die gepuderten, geschniegelten, parfümirten, aufgeprotzten — das giebt einen Spaß. Hier aber weichen wir wieder den feinlebigen Pflasterschleifern und Gecken von Profession aus, deren Porträts die Salons der Kleiderkünstler und Friseurs schmücken; wir suchen den ernsten, oft sorgenbelasteten Mann der Arbeit auf. Wir lassen uns nicht imponiren von der Würde seines Standes, auch nicht etwa von der Weihe der Armuth; uns gelüstet heute nach den Schwächen und Sünden des ehrsamen Landmannes.

Die Kindheit und Knabenschaft schenken wir ihm, schenken sie ihm mitsammt der eitlen Freude über das erste Höslein, das ach so bald bös durchfeuchtet und durchlöchert ist; — schenken sie ihm mitsammt dem ersten Rauchversuch in der Wagenschupfe, der ebenfalls übel ausgeht. Meinetwegen in seinem sechzehnten Jahre packen wir ihn an, wo er ins Fenster lugt, wie's mit dem Schnurrbart ausschaut. In die Nase schnupft er hinauf, was hinaufgehört, und nun sieht er's: mutternackt ist die Oberlippe. Er schleicht zum Herd. — „Was willst denn mit

der Kohle?“ fragt ihn die Mutter. „Die heiligen drei Könige male ich auf die Kammerthür, weil's geistern thut,“ sagt der Junge. In der Kammer dreht er den Reiber vor die Thür und mit Beirath des Fensterglases streicht er sich den Schnurrbart an. Zu scharf — versteht sich — darf der Flaum fürs erstemal nicht sein, er muß erst allmählich wachsen. Aber heut' will der Bursch' noch in die Nachbarschaft gehen, es mögen dort die Kameraden und die Dirndln sehen, „daß er schon herfürsticht“. Ein nächster Wassertropfen schwemmt die ganze Anlage wieder weg. Da räth ihm ein Kamerad: „Balbiren, balbiren muß man sich, wenn man will einen Bart haben!“ Wohl kratzt der Junge insgeheim mit dem Scheermesser. Gar vergebens. Manches Paar Schuh' muß er noch zertreten, bis allmählich die Härchen kommen — etwas falb zuerst, bald aber brauner und dunkler, wie ein „Bockshörndl“ (Johannisbrot) in der Farb'.

Nun geht er in den Wald hinaus und wichst mit Harz und dreht über den Mundwinkeln zwei Hörnchen.

Das, Gott sei Dank, wär' jetzt in Ordnung. Nun gehört ein rothseidenes Halstuch dazu, und eine silberbeschlagene Pfeife, und ein Federbusch, und ein Gemsbart. Die Haar' werden ein wenig mit Schweinefett eingelassen — sonst hat er sie nur mit Wasser befeuchtet; sie werden mit einem Kamm

hübsch an der linken Seite gescheitelt und glatt gestrichen — sonst hat er sie nur mit den fünf Fingern ausgekämmt. Wie steht's denn mit der Sackuhr? Ist eine da, die schlägt und repetirt, wenn man beim Knopf drückt, die ein Doppelgehäus' und vier Stein' (Rubinen) hat? Und an der gewichtigen Silberkette, ist ein Hirschbeindl d'ran, oder ein Frauenbildelthaler, oder sonst ein Anhängsel, das über dem rothen Brustfleck oder grünen Leibel bis gegen den Magen hinabbaumelt? Und im Sack der Gemsledernen, hoff' ich, ist ein Hirschschalenmesser, daran eine ähnliche Gabel, ein Pfeifenstocher mit der Gemsklaue, ein Schlagring und ein „hundshäutener" Geldbeutel.

Voreh' ist im Geldbeutel auch etwelches Silbergeld gewesen, und nur mit Silbergeld ist im Wirthshaus und am Spielleuttisch ausgezahlt worden. Heute ist höchstens noch ein Papierfetzlein in der Brieftasche, welches auf Treu' und Glauben versichert, das Silber ruhe in den Kellern der Nationalbank zu Wien.

Die bäuerliche Brieftasche ficht das nicht an, sie ist deswegen doch breit und bauschig; und der Besitzer zieht sie gern' hervor und weiß sie in der Hand anmuthig zu wenden. Freilich ist es nicht immer rathsam, ihr Inneres genau zu erforschen; ich hab's, als ich so eine gewichtige Brieftasche seinerzeit auf der Straße liegen fand, einmal gethan,

ich thu's nimmer. In derselbigen Geldbörse habe ich fürs Erste einen Versatzschein über eine Sackuhr gefunden, dann ein Amulet mit sieben kräftigen „Gebettern zu Schutz gegen Feuer und Wasser", dann eine Vorladung zu einer Tagsatzung beim Gericht, weiter ein Recept mit dem Stempel der Bärenapotheke, und endlich ein vielfach zusammengeknittertes Schreiben mit den Worten: „Du dreiloser Man, wan du mi jez in stich last, so gehe ich dich Klagen, und das will ich segn, das ich nur eh gud gewest bin und jetz nichts von mir wissen wilst. Johanna Braungartnerin." — Das ist der Inhalt einer Geldtasche gewesen, deren Aeußeres manchen Strolch verleitet haben könnte, den Inhaber im Walde zu überfallen.

Erst halbvergangen ist die Zeit, in welcher der Großbauer und der Holzmeisterknecht mit Banknoten ihre Pfeife anzündeten; heute, sobald sich die Weissagung unserer Schwarzseher erfüllt, thun sie es wieder.

Der alte Sterlacher im Feistritzthal hat eine Joppe gehabt, deren Knöpfe aus „Frauenthalern" bestanden haben. Die Joppe ist zerrissen, die Knöpfe sind vertrunken.

Wie der Oberberger im Rabenwald seine Hochzeit gefeiert hat, ist vor seinem Hause den ganzen Tag ein Brünnlein in den Wassertrog geronnen, bei welchem sich die Leute in meilenweiter Runde

die Räusche geholt haben. Heute muß das alte Weibel, das dazumal die Braut gewesen, bei demselben Brunnen viel keuchen und pumpen, bis es einen Trunk Wasser hervorlockt.

Im Oberlande ist seiner Tage ein ordentlicher Großbauer nur mit Roß und Wagen in die Kirche gekommen. Das war ein gnädiges Nicken oder Ganz; übersehen, wenn im Kirchdorf die Wirthe höflich grüßten. Der Wagen ging nicht selten auf Federn, die Pferdegeschirre waren mit Silber beschlagen den Pferden wurde Arsenik gefüttert, damit sie recht flink und feurig waren. In der Kirche hatte der Bauer seinen gesperrten Sitz mit dem Messingplättchen, auf dem der Name stand. In der Sacristei strich er etliche Banknoten aus, damit der Pfarrer auf der Kanzel verkünde, der N. N. lasse ein musikalisches Amt lesen und stifte ferner ein ewiges Licht am Seitenaltar. Im Wirthshaus kam auf den Tisch, was gut und theuer; und saß ein Beamter dort oder gar einmal ein Stadtherr, so wurde klingend gezeigt, wer sich höher geben kann, der Großbauer oder der Stadtherr.

Heute ist der Wald aus und das Geld auch. Der junge, kräftige Mann ist gefahren, der alte gebeugte humpelt zu Fuß.

Heute ist der Bauer noch stolz auf seine Rinder, auf sein gutes Heu, auf seine Bekanntschaft mit dem Herrn Pfarrer, auf die Rath- oder Richterschaft,

die er im Orte zufällig bekleidet, auf seinen Kirchenstuhl und auf die gute alte Zeit, in der er übermüthig gewesen.

Die körperliche Kraft des Bauers ist heute im Allgemeinen nicht mehr die, welche sie noch vor fünfzig Jahren gewesen. Ich habe als Kind ihn noch gesehen, den alten Stiegerbauern, von dem man erzählt, wie er mit Roß und Wagen einmal den Berg hinangefahren war. Der Mann saß behaglich im Wagen, das Pferd aber war altersschwach und vermochte das Gefährte nicht weiterzubringen. Da stieg der Bauer aus, nestelte das Pferd ab, legte es in den Wagen, spannte sich selbst an die Deichsel und zog Roß und Wagen den Berg hinan. Derselbe Stiegerbauer war es noch gewesen, der einst über Nacht seinen schlafenden Nachbar mitsammt dem Bett in den Wald hinausgetragen hatte.

Jetzt ist kein solcher mehr darunter. Die Burschen treiben bisweilen wohl noch Schabernak mit ihrer Kraft und mit ihrem Witz, der heute auch nicht mehr so urwüchsig ist, wie voreh', da die Menschen weniger naseweis aber klüger gewesen. Bei den Recrutirungen hat man noch Gelegenheit, den Uebermuth der Bauern zu beobachten, doch ist derselbe hierbei mehr Galgenhumor, als lustige Tollheit. Bei Kirchweihen wird nur selten mehr eine Schlägerei veranstaltet zu dem Zwecke, um seine Kraft zu zeigen.

Stets stolz ist der echte Bauer auf seine Bauernschaft. Die „Herren" scheinen ihm vom Uebel, er giebt aber tolerant zu, „daß sie halt auch sein müssen". Der Bauer ist wißbegierig und würde sich gern zum Lesen von Büchern und Zeitungen herbeilassen, aber er ist zu stolz dazu: „Die Büchergudkerei schickt sich nicht für einen braven, handfesten Bauern; das ist nur etwas für solch' Leut', die nichts zu thun haben." Uebrigens ist er überzeugt, daß er aus seiner Sach' die „Herren" füttert und sagt's nicht ungern, daß der Bauer wohl den Herrn g'rathen (entbehren) könne, der Herr aber ohne die Bauern verderben müsse.

Bemerkenswerth ist, daß, je mehr durch das volksthümliche Elend der Bauernübermuth herabgestimmt wird und allmählich verschwindet, die Eitelkeit derselben überhandnimmt. Wer auch mag's leugnen, daß sich das Volk verweichlicht! Der ungebildete Mann verliert in dem Gleichmachungsbestreben des Zeitgeistes seine kernige Rauhheit und wird weibisch gemacht. Es ist nichts Seltenes, daß der Bauernbursche Stiefelwichse, Bartsalbe, Haarpomade, Kölnerwasser vom Kaufmann holt, während sein Großvater wohl leider nicht einmal die Seife gekannt hat. Unsere Bauern heben sogar an, sich die Zähne zu pflegen, die Fingernägel zu regeln. Sie haben sich der Landesart entschlagen und tragen glatte Tuchkleider und befleißigen sich eines feinen Benehmens. Und trotz-

dem, wenn man sie genau beguckt, ist's der alte Adam; nur daß ihr Blut etwas träger und dünner ist, als das der Vorfahren gewesen.

Wenn der Apfel einmal etliche Klafter vom Stamme fällt und der Bauernsohn etwa ein Fuhrmann wird, oder im nächsten Eisenwerk ein Schmied, ein Schlosser, dann ist der Vornehmheit kein Ende. Man muß so Leute des Sonntags sehen! Wortkarg spazieren, stehen, lehnen sie herum, gespreizt und kerzengerad' — als hätten sie, wie das Volkswort sagt, „einen Tremmel geschluckt" — und beständig lassen sie ihr Auge über ihren schönen Wuchs, über ihre Beine schweifen, von deren Strammheit sie entzückt sind. Ihr ganzes Vermögen haben sie am Leibe hängen; hinten am Rockschößel heben schon die Schulden an.

Wenn man über derlei ins Erwägen kommt, so möchte man fragen: Welch' besonderen Grund hat der Mann zur Putz- und Prunksucht? Das Weib will und muß gefallen, des Weibes Sinn steht von Natur aus nach Anmuth, Tändelei und Glanz. Hier ist die Eitelkeit verzeihlich. Der Mann will auch dem Weibe gefallen Einverstanden! Aber wenn er glaubt, daß er durch die Kunst des Schneiders und durch Wohlgerüche ein Herz erobert, so denkt er weibisch und wirft jenes Netz aus, mit dem die Weiber zuweilen uns Männer zu fangen suchen, in das sie sich selber aber nicht vergarnen.

Das gilt von Allen. Uns speciell über die bäuerliche Eitelkeit lustig zu machen, haben wir nicht einmal das Recht, so lange wir noch selbst — nicht zugeben wollen, daß gerade das, worauf wir uns am meisten einbilden — unsere Schwächen sind!

III. Von Gemüthlichkeit und Humor.

Gemüthlichkeit ist eine dehnbare Haut, die sich über alles Mögliche spannen läßt. Gemüthlichkeit soll von Gemüth abstammen, ist aber diesem seinem edelherzigen Vorfahren sehr entrathen. Gemüthlichkeit ist eine Vagabundin, die sich heutzutage mit den ungesittetsten Gesellen herumtreibt. Im Gewöhnlichen verstehen wir unter Gemüthlichkeit den Gegensatz von Ernst, Zurückhaltung, Gemessenheit von strenger Umgangssitte und Höflichkeit. Und was ist da nicht Alles gemüthlich! Gemüthlichkeit besitzt nicht einmal einen Rock, sie läuft in Hemdärmeln um; sie ist bald mit Jedem gut Freund, schäkert und hüpft mit dem nächstbesten Fremden und schmiegt ihm den Arm um den Nacken, und trinkt aus eines Jeden Glas und ißt mit eines Jeden Löffel und hat allweg gutmüthig zwinkernde Aeuglein. Sie nennt sich gern treuherzig, ist aber kein wahrer Freund, denn im Unglücke und selbst in Geldsachen schon hört die Gemüthlichkeit auf.

Das wäre gar nicht schmeichelhaft, besonders für den Steirer, der sich des Rufes großer Ge-

müthlichkeit erfreut. Indeß aber ist die Gemüthlichkeit des Landmannes wieder etwas Anderes als die des Städters. Die des Städters ist so oft eine verunglückte Nachahmung der ländlichen Natürlichkeit und des urwüchsigen Humors. Die Natürlichkeit und der Humor des Landmannes jedoch ist so häufig wieder was Anderes als das, was wir unter Gemüthlichkeit verstehen. Die Gemüthlichkeit des Naturkindes auf Weltmenschen übertragen heißt — Frivolität.

Eigen steht es, wo sich die „Gemüthlichkeit" mit der Rohheit paart.

„Heut' ist's lustig," schreit der Bauer bei der Kirchweih, „heut' muß gerauft werden!" Sie sind ja unter sich und aus lauter Gemüthlichkeit heben sie Händel an, und wenn Einer halbtodt geschlagen ist, so sagt der Thäter zu ihm: „Mußt nit harb (böse) sein desweg; schau, so hab' ich's nit gemeint."

„Bin auch nit harb," entgegnet etwa der Geschlagene; „aber wenn ich wieder auf kann, bring' ich Dich um."

Ein anderer „gemüthlicher" Fall. Der schwarz' Toni war ein Lumpenkerl; er trieb sich in den Schänken und mit allerhand Weibsbildern um. Das war sein Weib nicht zufrieden und oftmals weinte sie in ihre Schürze hinein: „Ach Gott, ach Gott, wäre ich ledig (unverheiratet) geblieben!" Da kam eines Tages der schwarz' Toni halb besoffen und

ärgerlich über ein verlorenes Spiel vom Wirthshause heim. Sein Weib schluchzte wieder, da packte ihn der Zorn, er faßte das Tischmesser, stieß es ihr in die Brust und sagte dabei mit weichmüthiger Stimme die Worte: „So, meine Luiserl, itzt bist wieder ledig.“

Einen gemüthlicheren Mord kann man sich doch nicht denken.

Ganz anders gemüthlich ist freilich der Lackensepp. Das ist ein Großbauer in der Ratten, sonst ein sehr ernsthafter Mann.

Sein Gesinde hat großen Respect vor ihm. Wenn er aber im Wirthshaus ist, wird er lustig. Fürs Erste thut er den Rock aus, er hat allfort ein frisches Hemd auf dem Leibe; dann thut er seine porzellanene Tabakspfeife hervor, auf welcher ein tirolisches Liebespaar gemalt ist, das miteinander Zither spielt, und auf der anderen Seite ein tirolisches Ehepaar, das sich prügelt. Dann bringt der Wirth des Lackensepp Stammglas, darauf ist ein taumelnder Mann zu sehen, der den Hut schief in den Kopf gedrückt hat und das Weinglas schwingt. Darunter steht zu lesen: „Heunt geh ih 's nit hoam!“ Oder es liegt ein Betrunkener unter dem Tisch und neben heißt's:

„Däs is a Lump, däs is a Lump,
Der mit an Rausch kimmt z' Haus!
Drum schlof ih mein Rausch, ih mein Rausch
Im Wirthshaus aus.“

Oh, der Lackensepp schläft noch lange nicht. Wein her! Den besten und viel! er bewirthet den ganzen Tisch.

„Und wan da gonz Rattnboch Wein wa,
Und wan da gonz Rattnboch mein wa,
Däs war a Welt!
Und olle Mühlen blieben da stehn in Birkfeld!“

Der Rattenbach oder die Feistritz fließt nämlich nach Birkfeld, und der Sepp meint, wenn der Rattenbach Wein und sein wäre, so würde derselbe gleich an Ort und Stelle ausgetrunken und so allen untenstehenden Mühlen die Treibkraft genommen.

Hernach wird im Chor gesungen; die Lieder sind alle gemüthlich, sind alle in Hemdärmeln — ja, noch wunders wenn das Hemd da ist!

Spät in der Nacht muß sich der Lackensepp trennen von den lustigen Genossen. Er geht nach Hause, er hat keinen Rausch, aber der Wein ist doch ein feines Trankl! Unterwegs sieht er ein glimmendes Johanniswürmchen. „Herrgotts Vater!“ ruft er, da kommt mir das Käferl entgegen mit der Latern' — zum Heimleuchten. Brav bist. Kriegst ein Trinkgeld auf Neujahr!“ Hernach hebt er mit dem Mondkipfel, das am Himmel steht, einen Discurs an. „Du Mond!“ lallt er, „ein Musterkerl bin ich, vergleichs Deiner. Du — Du bist alle Monat einmal voll, und ich — ich alle Tag. Tralala! Sau — saufen muß der Kerl!“

Glücklich kommt er nach Hause. Still im ganzen Hofe. Alles schläft. Ist das ein langweilig Nest, so ein Bauernhaus! Der Sepp sagt es selbst; er möchte am liebsten die Knechte aufwecken, daß sie ihm helfen etzlichen Schabernak zu treiben, 's ist allzu tausendlustig heut! Aber vor dem Gesinde muß der Großbauer stets ernsthaft sein. So will er mit dem Kettenhund anbinden: „Türkl, schau, Türkl, geh' her da! Ich lass' dich los, Türkl, wir springen noch Eins um." — Aber der Hund knurrt, er erkennt seinen Herrn nicht wieder.

So sucht der Sepp seine Kammer auf. Sein Weib schläft wie ein Maulwurf, und er weiß sich vor Lustigkeit gar nicht zu helfen. In allen Gliedern zuckt's ihm, was soll er nun anfangen? Die Oberdecke zerrt er dem Weibe aus dem Bett und hängt sie an den Wandnagel. Das ist ein feiner Spaß, er reibt sich kichernd die Hände. Da kommt ihm noch ein besserer Einfall, er hüllt die Decke dem Kachelofen über. Er jubelt vor Entzücken. Da erwacht sein Weib: „Was treibst denn, Seppel? Bist närrisch worden?"

„Na, du mei liab' Weibel," lallt er, „'s ist so viel gemüthlich heut', so viel gemüthlich."

Derlei ist ein unechter Humor, und nicht jener natürliche, schalkhafte, der den Landmann charakterisirt, der uns in alten Sprichwörtern und Volksliedern so oft antritt. —

Der wahrhafte, goldene Humor, der ist nicht so leicht bei der Hand. Da hilft kein Witz und keine Gescheitheit. Ich möchte sagen: der Humor ist eine Spätfrucht. Bei den Jungen ist er seltener zu finden wie bei den Alten; bei den Reichen seltener wie bei den Armen; bei schöngewachsenen Leuten seltener wie bei Krüppeln — kurz, im Glück seltener als im Elend und in der Verlassenheit. Ist auch kein Wunder. Wo und wann sich die Leute zurückziehen von der äußeren rauhen, boshaften Welt, dort und dann hebt sich der innere Mensch an zu regen, zu sprechen, zu trösten und zu schalken. Oft, wenn das blutige Herz aufschreit im Weh, zittert und zuckt gern ein wenig Humor mit d'runter. Mancher, der in kleinem Mißgeschick schauderlich schilt und flucht, wird in großem Unglück ganz lustig und witzig — und hier ist der Witz Humor.

Als dem Reiter-Michel die Kornfuhr das erstemal umgefallen war, schrie er wüthend: „Höllsaggra, vermaledeiter!“ Als die Kornfuhr das zweitemal umpurzelt, sagt er schier gelassen: „Aha, geht richtig auch der Teufel paarweis'.“ Und als sie das drittemal fällt, stößt er ein Lachen aus: „Ist schon recht, alte Kraxen, jetzt kannst selber aufstehen — ich leg' mich auch ins Gras.“

Gar markig ist der Ausspruch des alten Häusler-Natz. Ihr kennt die Geschichte. Der Natz baut Korn an und macht eine Wallfahrt auf die Meinung,

daß sein Korn gut wachsen sollt'. Aber wie der Hochsommer kommt, steht's schlecht mit dem Korn. „Ho," gröhlt der Natz zum Pfarrer, „'s Beten hilft eh nichts mehr. Ist das ein Korn für einen Christen?"

„Aber, lieber Freund," sagt der Pfarrer, „Ihr werdet halt nicht gut gedüngt haben?"

„Hoi jo!" macht der Natz, „wann ich Mist han, brauch' ich kein Herrgott nit!"

Ob der Bauer so viel Herz und Gemüth habe, als der gebildete Städter? Darüber ließe sich reden, und sogar klug reden. Ich mache es aber noch klüger — und schweige davon. Gott hält seit Jahrtausenden die Wage in der Hand, in welcher er die Herzen der Menschen wiegt! er hat sich noch nie gegen den Bauer ausgesprochen.

Das Herzens- und Geistesleben des Bauers, das ideale Sein fängt ihm so recht erst in religiösen Dingen an. Vor unserem Herrgott hat er Respect, das läßt sich nicht leugnen. Und doch treibt er mit ihm gerne manch' ein lustig Stückel. Anstatt daß der Trotzkopf zu Gott hinaufsteigt, muß Gott zu ihm herab, muß in seine Bauernjoppe, muß an seinen Tisch. „Komm Herr Jesus, sei unser Gast und gesegne, was Du uns bescheret hast. Weil Du schlechte Jahr' schickst ins Land herein, mußt mit der schlechten Kost zufrieden sein." So lautet ein Tischgebet.

Da der Bauer mit der Bibel, wie sie ist, nicht viel anzufangen weiß, so übersetzt er sie gern in seine Dorfwelt. Bei der Geburt Christi, zum Beispiel, denkt sich der Bauer die Hirten in der steierischen Gebirgstracht, mit Hirschlederhosen und Federhut, also beten sie vor der Krippe des göttlichen Kindes: „Gelobt sei Jesu Christ, der am Kreuz für uns gestorben ist!“ Und die Englein fliegen wie die Spatzen über die Bethlehemstadt hin und her und singen: „Gloria in excelsis Deo — dulieh, dulieh, dulieh!“ —

Einen besonderen Humor hat der Aelpler in Liebessachen.

Zu unserem Herrgott haben die verliebten Leut' nicht viel Vertrauen, der ist allzustreng in solchen Sachen. Da stecken sie sich schon lieber hinter die Heiligen, die wissen, wie es Einem gehen kann, die haben selber was probirt auf der Welt.

Das meiste Zutrauen aber haben sie zur Muttergottes — das ist ein Weib, bei dem greift das Bitten an. Sie muß die Helferin sein immer und immer. Sind die Leute in Krankheit oder einer anderen Gefahr — sie rufen die Muttergottes. In Feuer und Wasser, in Blitz und Sturm, brechen Räuber ins Haus oder packt der Geier eine Henne — sie rufen die Muttergottes. Im Sterben und im Sündigen, in Herzensnoth und heißer Lieb' — sie rufen die Muttergottes.

Aber nicht allemal so, wie jener Pferdedieb. Der hatte der Muttergottes von Zell eine pfundschwere Opferkerze versprochen, wenn der Diebstahl gelinge. Als er dabei unselig erwischt wird, sagt er: „Die Zeller Muttergottes ist auch lutherisch worden, weil sie auf eine geweihte Opferkerzen nichts mehr will halten!“ —

Eine frische Lieb' und einen scharfen Humor haben die Sennerinnen auf der Alm. Die jüngsten stellt der Bauer nicht auf die einsame Höh, aber der frische Wind und der guldene Sonnenschein kann noch im Spätsommer einen blühenden Mai bringen.

Daß allerhand Mannesleute hinaufsteigen zu den hohen Weiden und mit hochgehobenem Herzen oben dahinschlänkern über die grüne Alm, das ist so und ist gut so. Weil aber doch nicht jedes Paar zusammensteht, das zusammengeht, weil sich die Sennerin manchmal hüten will und der Bursch' sich rächen, so giebt's allerhand Stand- und Spottliedeln, die hin- und herfliegen wie aus Sonnenstrahlen geschmiedete Pfeile.

Das Dirndl ist trotzig, da schießt ihm der Bursch' ein Liedel zu:

„Gelt Dirndl, liabst mih!
Wan'st mih liabst, kriagst mih,
Wan'st mih treu liabst
Kannst mih hab'n — wanst mih kriagst!“

Oder der Bursch ist blöde, da singt ihm das Dirndl zu:

„A Büabel han ih kent,
Der ka Dirndl hat gliabt.
In Himmel is er kema,
Aber — Schläg hat er kriagt!“

Ein ausgelassener Jägerbursche verkündet es laut:

„Dreizehn Dirndln thua ih liab'n,
Alli sein 's in ein' Kranz,
Wann der Teuxel Ani hult,
Bleibt's Dutzend noh ganz.“

Anders klingt es, wenn die wahre, unglückliche Liebe ihre leidmüthig süßen Erinnerungen, ihr Herzweh aussingt:

„I woaßs noh, wia heint,
Hat da Mond so schön gscheint.
Sie hat 's Köpfel auf mih g'legt
Und hat bitterlih g'weint.“

„Da drauß'n im Wald
Is a Wasserle trüab.
Hast ein andern Buabn g'hals'n,
Bist nix mehr so liab.

Hast ein andern Buab'n g'hals'n,
Bist nix mehr so liab,
Kannst Dih hundertmal wasch'n,
Rinnt's Wasserl doh trüab!“

Allzulang hält derlei aber nicht vor. Ehe sich der Almbursche eines treulosen Dirndls wegen ein Leid anthäte, springt ihm sein Freund, der Humor, bei. Der betrogene Knab' weiß sich zu trösten, er wird ganz altgescheit und singt:

„Dirndl, Dein' Schönheit
Geht ah wul zu End,
Wia 's Bleamel auf dem Feld,
Wan 's der Reif vabrent.

Der Herrgott moants guat,
Hat die schön' Dirndln aufbracht,
Und da Teufel, der Teufel!
Hat die alten Weiber draus g'macht."

In Liebessachen kann der dümmste Bauerntölpel witzig werden. Auf nichts weiß er so viel treffende Bilder zu finden und anzuwenden, als auf das Geschlechtsleben und seine Mysterien. —

Im schönen Aussee lebt heute noch ein alter Steinbrecher, der hat einen gepfefferten Humor. Der Mann hat just nicht viele Freunde, doch unterhält er sich recht gut, er spielt mit der Welt die von Anderen oft gar so schauderlich ernst genommen wird. Der Steinbrecher hat unter Anderm die Gewohnheit, auf Alles, was eine Standesperson sagt, seinen Senf d'rauf zu geben und nutzt dazu gern alte Spichtwörter. Sagt z. B. der Pfarrer bei der Christenlehre: „Gott ist gegenwärtig überall!" so murmelt der Steinbrecher sicherlich vor sich hin: „Nur nit in Rom, dort hat er seinen Statthalter." Wenn etwa der Dorfrichter einmal mahnt: Alles mit Maß!" so sagt der Steinbrecher gewiß d'rauf: „Das hat auch der Schneider gesagt, wie er sein Weib mit der Ellen hat todtgeschlagen." —

Am besten gefiel mir der humoristische Funke immer in solchen Augenblicken, die geeignet sind, das Menschengemüth zu erschrecken, zu erschüttern. Als (1885) in Steiermark das große Erdbeben war — es war in der Nacht zum ersten Mai —, beschäftigten sich an einem Bauernhof gerade mehrere Bursche, der Dorfschönen einen Maibaum zu setzen. In dem Augenblicke, als sie den Stamm hoben und mit einem kräftigen Stoß in die Grube fallen ließen, bebte die Erde! „Oho!“ rief Einer dem Anderen zu, „nur nit so hitzig, sonst sprengen wir die Weltkugel auseinander.“ — Oder hatten die guten Jungen wirklich gemeint, ihr Stoß in die Erde habe den Boden so stark erschüttert, daß in den benachbarten Orten die Häuser einstürzten? —

Eigen muthet es an, wenn zwei Bauersleute miteinander in heftigem Wortstreit sind. Die Ausdrücke und Gleichnisse, deren sie sich bedienen, sind nicht immer blos derb, sondern oft auch witzig und beißend

„Wie Du, sind mir neun Tag' Regenwetter lieber, das sag' ich!“

„Das glaub' ich schon, die Kröten sind dem Regen gar nicht feind.“

Oder anders.

„Wenn Eins von Dir was erlangen will, muß man eine gute Gnad' Gottes haben.“

„Wie kann denn ein Höllbratel, wie Du bist eine Gnad' Gottes haben?“

„Du, ein Höllbratel geb' ich Dir nit ab, das sag' ich trocken!"

„Wärst mir auch viel zu mager, Du."

In diesem Tone geht's oft eine Weile fort, die gegenseitigen Vorwürfe sind mitunter gar drollig, und nicht zu selten geschieht es, daß der wüthend angefangene Streit mit einem Gelächter endet.

Ein Anderes.

Dem alten Marhofer war sein Weib gestorben. Langsam aber stetig schritt er in dem öden Hause umher. „Ei, ei," seufzte er, „nur noch einmal, wenn sie mich nur noch einmal ausgreinen (auszanken) thät', meine Zilla!" —

Echte Gemüthstiefe mit Gemüthlichkeit gepaart offenbarte sich mir in einem Zwiegespräche, welches ich einst zufällig zu hören bekam.

Vor einer Mühle auf dem Kornsacke saßen ein junger und ein betagter Bauer. Der junge wischte fortweg Staub von seinen Knien und sagte dabei ein- fürs anderemal: „'s ist wohl hart." Ihm war das Weib gestorben.

„Ja freilich, ist so was hart," entgegnete der Aeltere endlich.

„Das Weib entrathet man verfluchtlet schwer im Haus."

„Das ist gewiß," gab der Andere bei, „wirst Dich wohl wieder um Eine umschauen müssen, Hans."

Der Jüngere bürstete mit der flachen Hand beharrlich an seinem Knie. Dann sagte er: „Was es etwa nachher ist, wenn man einmal gestorben ist? Was meinst, Jak, kommen Ehleut' im Himmel oben wieder zusammen?"

„Dasselb' denk' ich mir wohl."

„Nachher kann ich nimmer heiraten. Was fangst denn im Himmel mit zwei Weibern an?"

Der Jak stutzte. „Ist auch wahr," sagte er dann, „auf das hätt' ich mein Lebtag nicht denkt."

„Ja, wie bin ich denn nachher dran? Die Erst' will ich nit versetzen."

„Leicht ist's so, Franzel: Bleibst der Ersten getreu und heiratst nimmer, so kommst wieder zu ihr. Heiratst aber wieder, so wirst gotikeit der Ersten ungetreu und wirst im Himmel wohl mit der Letzten beieinander sein. So denk' halt ich mir's."

„Wird auch nicht viel anders sein. Und itzt weiß ich's, ich verbleib' ledig."

Der Franzel hat dazumal thatsächlich nicht geheiratet. Aber weil es wahr ist, daß man „das Weib verfluchtlet schwer im Haus entrathet", so hat er sich eine Wirthschafterin genommen. Die war noch um etliche Jahre jünger als er. Und nach einer Zeit sind der Franzel und der Jak wieder zusammengesessen auf den Mühlsäcken oder anderswo.

„Franzel," schmunzelte der Alte, „wenn Du's so treibst, so wirst 'leicht nit mit Deiner Ersten im

Himmel zusammenkommen, viel eher mit Deiner Zweiten in der Höll'."

„Meinst?" versetzte der Andere, „Du in der Höll' wär's mir zu heiß."

Darauf hat der Franzel seine Haushälterin Form Rechtens geheiratet. —

Somit möchte ich meine Betrachtung und Darstellung schließen. Wollte ich weiter erzählen — an Stoff wäre kein Rand und kein Ende. Im Ganzen, glaube ich, dürfte angedeutet sein, wie der Humor unserer Gebirgsbewohner beschaffen ist. Freilich ist diese kleine Umschau nur ein Tropfen vom Meer des Volksherzens, ein Thautropfen, vielleicht — ein Blutstropfen.

Aber dieses Meer, auf dem die Leute zwischen Zeit und Ewigkeit hin und her so gern „schiffgefahren" sind, hebt in unseren Tagen stark an zu sinken.

Ueber Berg und Felsen hat man die neumodischen Zithersaiten gezogen — den Telegraphen. Und auf diesen Zithersaiten klingt ein neues Lied, das lockt den Häusler aus dem Wald und den Halter von der Alm — lockt sie hinaus in die weite Fremde, in die großen Städte und Fabriken, wo ihr armes, einfältiges und in der Einfalt weises und glückliches Seelenleben zu Grunde geht.

Und zu Jenen, die daheimbleiben im Gebirge, kommen die Fremden mit ihrer neuen Art und mit

ihrem neuen Glauben. Und wie vor Zeiten die Aelpler den Kampf ums Dasein vor Allem führen haben müssen gegen die Elemente, so müssen sie ihn jetzt führen gegen die Welt. Da ist mit der Geduld und Ergebung, mit der Innigkeit und der Herzensheiterkeit freilich nichts mehr auszurichten, da müssen andere Waffen sein. Und so nimmt es diesen Lauf: das Gefühl wird Empfindelei, die Weisheit wird Schlauheit, der Humor wird Witz, der Kopf wird voller — das Herz wird leerer.

Der Zeitgeist hat unseren Bauern viel gegeben, aber mehr noch genommen.

Da fällt mir allemal der Almhiasel ein und sein Bruder, der Wastel. Sind zwei brave, lustige Leute gewest, ehemals; die harten Zeiten haben sie frisch über die Achseln geschupft, von einer auf die andere, und unser Herrgott ist ihr bester Kamerad gewest. Und wie jetzt so allmählich die neue Zeit und die neuen Leute kommen mit der neuen Weltweisheit, da haben der Hiasel und der Wastel auch einen neuen Humor bekommen. — Arg verzagt steht der Hiasel auf seinem steinigen Feld und schaut in den Abgrund nieder, wo der Wildbach braust, und legt seine kalte Hand auf die heiße Stirn und simulirt: „Jetzt möcht' ich doch wissen für was! Da kommt der Mensch auf die Welt und muß so viel leiden. Und wartet von Tag zu Tag auf was Besseres — und es kommt nichts. Sonst, wenn Einem weh ist

gewest, angst und bang worden auf der Welt — da hat man mit feuchten Augen zum Himmel aufgeschaut, und ist Einem leichter worden. Und jetzt heißt's, daß dort oben Niemand daheim wär'... Oh, wann ich denk', daß dieses Leben, Hoffen und Leiden all' umsonst sollt' sein!"

„Umsonst?" sagt sein Bruder, der Wastel. „Ah nein, umsonst nicht. Mußt ja dafür Steuer zahlen"

Und das — das ist der neue Humor.

IV. Von der Liebestreue.

Die Liebe Anderer kann käuflich oder durch Tausch erworben werden; die Treue der Herzen hingegen gehört zu jenen Dingen, die man nicht erwirbt, die Einem zugeweht werden wie der Blumenduft auf dem Felde. Die Liebe steht zwischen zweien Menschen stets in einer That, sie jauchzt oder klagt, sie gewährt oder versagt. Die Treue schwebt zwischen beiden wie ein stiller, unsichtbarer Engel; in glücklichen Stunden merkt man gar nicht, daß sie zugegen ist, in Nacht und Frost aber fühlt man den warmen Hauch ihres Kusses. Die Liebe ist allen fühlenden Wesen gemeinsam, die Treue kommt nur bei edelgearteten vor, sei es im Menschengeschlechte, sei es im Thierreich. Die Treue wächst nicht in dem Verhältnisse mit den geistigen Anlagen, man kann im Gegentheile oft die Erfahrung machen,

daß das Licht der Vernunft kein günstiges Klima erzeugt für die ebenso seltene als unvergängliche Blume.

Die Treue im Allgemeinen war zu aller Zeit geschätzt, die Liebestreue jedoch hat ihre Feinde. So geht durch unsere Roman- und Dramenliteratur ein ganz merkwürdiger Zug, der wohl noch die Treue der unverehelicht Liebenden lobt, jene der verheirateten aber lächerlich zu machen und auf das Eis zu führen liebt. Dem französischen Dramatiker ist der Ehebruch schon lange kein tragischer Gegenstand mehr, er behandelt ihn viel lieber im Lustspiele, und der Deutsche meint, das wäre so übel nicht. Man merkt wohl, die Tendenz hat es auf die Löslichkeit der Ehe abgesehen, und als solche hat sie ihre Berechtigung. Ich kenne aber eine Menschenclasse, welche Kraft, oder nennen wir es Ergebung, genug besitzt, sich in ein Bestehendes zu fügen und im (vielleicht unmoralischen) Zwange einen moralischen Halt zu finden.

In der Bauernschaft kommt der Ehebruch viel seltener vor als in städtischen Kreisen, vielleicht weil in derselben — ich möchte sagen: die Intelligenz der Liebe nicht jene große Rolle spielt wie in der gebildeten Gesellschaft. Es ist hier, wie in vielen anderen Dingen, das Verhältniß zwischen Stadt- und Landbevölkerung ein umgekehrtes. In der Stadt kommt bei Liebesleuten die Treue vor der Trauung zur Geltung, auf dem Lande nach derselben.

Die Liebe auf dem Lande ist ein loses Ding. Da ihr die Wege und Thore allezeit offen stehen, so kann sie sich nur selten zu jener seelenverzehrenden Leidenschaft verdichten, wie sie der Dorfgeschichtenerzähler gern schreibt und das Stadtfräulein gern liest. In der That schäkert und flattert das herum:

„Ih hab' Dih schon gern,
Aber lang' wird's nit währ'n,
A Stund', a zwei, drei,
Aft ist's wieder vorbei."

Es kann aber auch wochenlang dauern, was mitunter schon einen Vorwurf nach sich zieht:

„Hast mih vierzehn Tag' gliabt,
Hast Dih drei Woch'n g'schamt,
Ih hätt's ja die kurze Zeit
Ah nit verlangt."

„Hast mich gern? hast mich gern?" Weiter denkt und fragt der Liebende nicht, er liebt in der Gegenwart, nicht in der Zukunft. Nur in der Stunde des Scheidens, zum Beispiel wenn der Bursche zu den Soldaten muß, regt sich schüchtern die Frage: „Willst mir treu bleiben?"

„Ja, ich bleib' Dir treu!" sagt er, sagt sie, und sie glauben auch d'ran, aber schon liegt ihnen das Liedchen auf der Zunge:

„Ih bleib' Dir ja treu,
Wie 's Röserl im Mai,
Wie 's Wölkerl im Wind,
Bis ih ein Andere (ein Anderen) find'."

Wie es die Herren Soldaten treiben, das weiß man ja; aber bisweilen wandelt den Hans doch das Heimweh an und er kauft sich ein mit buntem Rande schön bemaltes Briefpapier und schreibt der Grethe einen Brief:

„Innigstgeliebte Margarethe!

So viel Stern am Himmel, so viel Sandkörnlein im Meer, so viel Blümlein auf dem Felde sind, so viel tausendmal grüße und küsse ich Dich!“

Die schwungvolle Epistel schließt mit dem „Dich bis in's kühle Grab liebenden

Hans N.“

So eine Zuschrift muß die Grethe freuen, und sie kann den Samstagabend schon nicht mehr erwarten, wo sie diesen Brief dem Michel zeigen wird. D'rauf muß sie auch antworten; sie selber kann das Schreiben nicht gut genug, als daß sie sich damit an einen Kaiserjäger wagen möchte. Der Michel ist so gut und schreibt für sie nach einem alten Concept, und Grethe's Brief wird nicht weniger schwungvoll, als es der vom Hans war, schließt aber mit dem guten Rath, nur schön gesund zu bleiben und sich recht zu unterhalten. Vom Michel kommt an den alten Schulkameraden ein schöner Gruß dazu.

Etliche Tage später vielleicht fühlt die Grethe Anlaß, zu singen:

„Mein Herz is verwickelt,
Verwebt und vernaht,
Vernaht mit der Seiden,
Kann die Falschheit nit leiden.“

Und der Michel antwortet dem Mädchen mit heller Stimme:

„Dirndl, Du schmierst Dih an,
Du bist betrog'n,
Ih hab' mein Lebtag
Viel Dirndln ang'log'n.

Hiazt hat sih schon wieder
Der Hollerbam bog'n,
Und hiazt han ih schon wieder
A schön's Dirndl ang'log'n.

Fertn und heuer
Und 's frühere Jahr,
Han ih mei Dirndl g'foppt,
Und jetzt nimmt sie's erst wahr.“

Der Schmerz des betrogenen Mädchens ist groß, denn sie weiß für den Augenblick keinen Ersatz. Beseelt ist sie nur von dem Wunsche, seiner „Neuen“, dieser „rothhaarigen Hex'“ oder dieser „schwarzschopfigen Schlangen“, die Augen auskratzen zu können.

Der Bursche ist seiner „Neuen“ gewiß sehr zugethan, macht ihr aber kein Hehl daraus, wie er's zu halten gedenkt:

„Schön is die Hollerstaud'n,
Weiß is die Blüah,
Das sag' ih Dir voraus:
Allein hast mih nia."

Sie geht ja d'rauf ein und schließt den Bund vielleicht unter folgender Bedingung:

„Bitt' Dih gar schön, mein Bua,
Wann Du schon mein bist,
Kumm nur g'rad' selm nit,
Wann der Andere bei mir ist."

Die Burschen treiben es lustig fort in einer solchen Welt, die Gott so schön erschaffen hat; die Mädchen werden bisweilen in ihrem Wandel unangenehm unterbrochen. Ist ein junges Wesen da, so wird kaum der Versuch gemacht, ihm einen Vater zu beschaffen; mitunter freilich macht sich die Praktische ihre große Auswahl zunutze und sie giebt die Ehre dem Wohlhabendsten, vielleicht dem einzigen Sohne eines reichen Bauers, der möglicherweise, um anderseitigen Wahlacten zu entgehen, rasch mit ihr in den heiligen Ehestand schlüpft.

Kurz, in den unehelichen Verhältnissen bei den Bauern wird Treue selten verlangt und noch seltener geleistet.

Ausnahmen giebt es freilich auch hier, bitteres Leid und gebrochene Herzen.

Voll Wehe ist die Klage eines betrogenen Mädchens:

„Hast mih an's Herz druckt,
Hast mir in d' Augen guckt,
Hast mir viel Busserln geb'n,
Treu versprochen für's ganze Leb'n.

Hab' kennt ka Herzenleid,
Hab' g'lebt in Seligkeit;
Hiazt hast an And're gern,
Und ih muaß sterb'n."

Selbstmord aus Liebe kommt in der Bauernschaft kaum vor; „Romeo und Julie auf dem Dorfe" von Gottfried Keller ist eine herrliche Dichtung, aber der bewußte „Doppelselbstmord" von Anzengruber — es sei hier nicht weiter angedeutet, worin er besteht — beruht auf tausendfältiger Wahrheit. Wohl giebt es Fälle, daß das Bauernmädchen aus unglücklicher Liebe an gebrochenem Herzen, der Bursche aus demselben Grunde an mißverstandenem Ersatze und gebrochenem Leibe stirbt — die Norm aber ist, nach dem gelösten Verhältniß rasch eine lustige, neue Liebschaft, so lange sie zu kriegen. Häufig kommt es vor, daß das Mädchen den alten Liebhaber, mit welchem sie etwa noch vor wenigen Wochen den Tanzboden besucht hat, zu ihrer Hochzeit mit dem neuen einladet, und der Verschmähte erscheint wirklich und bringt eine gute Gesundheit auf das Brautpaar aus und unterhält sich prächtig. Es möchte ihn wundernehmen, wenn er unter den

Hochzeitsgästen nicht eine gewesene Freundin des Bräutigams fände!

So steht's einmal mit der lieben Prosa der Liebe da draußen, während der junge Städter in seinem süßen Gegirre nicht genug Reime auf „Treue" finden kann, sie zuerst mit „Scheue" paart, dann mit „leihe", endlich mit „Reue"; damit ist sie auch zu Ende.

Ich habe hier darum so ungescheut von der Flatterhaftigkeit ländlicher Liebe gesprochen, weil ich des Gegengewichtes sicher bin. Es gibt auch im Dorfe „wilde" Ehen, welche, in stiller Stunde geschlossen, bis in den Tod währen. Paare, die sich in freudiger Jugend fanden, oft Dienstboten ohne Möglichkeit zu heiraten, halten zusammen in Arbeitsplage, in Armuth, in Anfechtungen, in allerlei Bedrängnissen; sie halten zusammen frei und treu, theilen ihre Lust, theilen ihre Leiden, theilen ihre Pflichten und ihre Kreuzer, gehen still vorbei an den Lästerungen der Prüden, an den Flüchen und Verhöhnungen, tragen ergeben an dem Joche, das ihnen ein starres Gesetz, eine herzlose Gemeinde aufbürdet, halten zusammen bis in ihr kummervolles Alter und sterben endlich, ohne die Worte „Liebe" und „Treue" in ihrem Leben jemals ausgesprochen zu haben. Das sind die keuschen, glückseligen Herzen, deren jeder Athemzug ein Aufjauchzen ist:

„Mein einziger Schatz,
Du bist mein Leben,
Du bist mein' Freud'
In aller Ewigkeit!"

Wohl auch an solche Gemüther schlägt bisweilen das Wehen des Mißtrauens, der Eifersucht, die Ahnung eines grenzenlosen Unglücks. Ausdruck leiht ihrem beklommenen Gefühle folgendes Lied:

„Nachst bin ih hin zu ihr,
's hat g'rad' der Mond schön g'scheint,
's war Alles mäuserlstill,
Es rührt sih nix.
Und gach, da fallt's mir ein:
Wann s' epper untreu war!?
— — — — — — — —

Na, na, mein Dirndl,
Das kann's nit geb'n,
Da wär's ja aus
In aller Ewigkeit!" —

Alle diese Zweifel schwinden vollständig, wenn der Priester erst seine Stola über die Hände eines Paares gelegt hat. Ob sie sich selbst gefunden und gewählt haben, oder ob sie zusammengekuppelt worden, aus was immer für Gründen sie miteinander die Ehe schlossen — ernst, gewaltig ernst nehmen sie des Priesters Wort von der „Treue, bis sie der Tod trennt". Vielleicht trägt es sich zu, daß Eins

oder das Andere, oder daß Beide für sich in finsteren Stunden beten, der Tod möge sie doch bald trennen, vielleicht daß im glücklosen Herzen einmal Pläne wach werden, wie man dem großen Erlöser erfolgreich in die Hand arbeiten könne . . . .

Wir erschrecken vor dem Statistiker, der es uns in Zahlen sagt: Je weniger Ehebrüche, desto mehr Gattenmorde.

Doch das ist eben wieder nur die Schattenseite. Selten werden bäuerliche Ehen aus Liebe geschlossen; bisweilen ist zwischen den Brautleuten sogar eine persönliche Abneigung vorhanden; doch sie haben ausgeliebelt, Keines hat andererseits mehr viel zu erwarten — so fügen sie sich nun praktischen Gründen, heiraten zusammen, gewöhnen sich zusammen, sind gegen einander vielleicht kalt, rauh, brutal, aber leben sich einander an, und die gleichen Schicksale theilend, verwachsen sie im Laufe der Zeit so sehr ineinander, daß oft, wenn endlich Eines von Beiden stirbt, das Andere rasch folgt.

Ueber Manches, worüber wir gebildete Sophisten so leicht stolpern, hilft sich der Bauer durch seine versteinerten Grundsätze, zumal wenn solche mit seiner Religion gemeinsam gehen. Er kennt kaum eine schwerere Sünde als den Ehebruch; in der Liebe entschuldigt er mehr als der Städter, in der Ehe weniger. „Das ist der von Gott eingesetzte, der heilige Stand. Eine rechte Ehe trennt nicht

Noth und Tod, sie wird auch im Himmel noch sein."

Ich habe einen Bauersmann gekannt, dem im zweiten Jahr seiner Ehe das Weib erkrankte, in Schwermuth und Irrsinn versank und in eine Irrenanstalt gebracht werden mußte. Der Mann lebte eine Weile still und einsam fort, endlich wurde es lautbar, daß er mit seiner Dienstmagd, einem hübschen frischen Mädchen, ein Verhältniß habe. Auf der Stelle zogen sich die Nachbarn von ihm zurück, mieden ihn auf dem Kirchweg, Keiner setzte sich im Wirthshaus an seinen Tisch, er war verachtet wie ein Ketzer. Weit verbreitete sich die Kunde von dem Ehebrecher; wir Kinder wußten nicht, was das heißt, bekreuzten uns aber, so oft wir den Mann sahen, und fühlten halb Genugthuung, halb Erbarmen bei dem Gedanken, wie der einmal in der Hölle braten werde. Unter solchem Leumund ist kein Leben; der Mann verkaufte endlich seine Wirthschaft und wanderte aus. Sein armes Weib soll ihn überlebt haben.

Wer möchte den „Witwer bei lebendigem Weibe" nicht entschuldigen! Und doch, wie ganz anders handelt die Treue in ihrer oft fast übermenschlichen Kraft! In meiner Heimat lebte ein Weib, dem noch in jungen Jahren der Ehemann in ein unheilbares Siechthum verfiel. Man rieth ihr, man bot ihr die Mittel, den Kranken in ein Spital nach Graz zu

bringen, wo er die zweckmäßigste Pflege finden würde. Aber sie ließ ihn nicht, sie arbeitete und darbte und sie pflegte ihren Mann bei Tag und bei Nacht. Wenn sie allein war, weinte sie, wenn sie um ihn war, machte sie ein fröhliches Gesicht und tröstete ihn, ermunterte ihn; nicht ein einziges Wort der Klage kam über ihre Lippen, sie war die liebe Geduld selber. Sie verblühte, sie verkümmerte, sie wurde kränklich, sie wurde alt an seinem Siechenlager, aber sie hielt aus und erquickte das alte, mürrische, armselige Wesen, das ihr — ach, vor langen, langen Jahren — am Altare angetraut worden, täglich mit ihrer Liebe und Güte. Endlich starb er. Am Tage seines Begräbnisses, nachdem sie das Holzkreuzlein auf sein Grab gesteckt, legte sie sich zu Bette und nach kaum zwei Wochen ruhte sie im kühlen Grunde bei Dem, der ihres Lebens Inhalt — Glück und Schmerz gewesen.

V. Wandlung des Volkscharakters.

In den letzten zwanzig Jahren hat sich das Leben der Aelpler stark gewendet, trotz der Urbeständigkeit, welche sonst die Grundfeste des Volkes bildet. Wie die Burgmauern und Stadtwälle fielen, so wird heute auch das Hochgebirge durchbrochen und die alte und die neue Zeit streiten um die

Aelpler. Es geht so rasch, daß man fast befürchtet, es wäre etwas Anderes denn eine naturgemäße Entwickelung.

Wie war es noch vor wenigen Jahren?

Ins Wirthshaus — so heißt eine der geräumigeren Hütten im Weiler — ist die Sage vom Kaffee gedrungen. Die Wegmacherin hat graue Bohnen mit von draußen hereingebracht, nur wußte die Wirthin nicht recht, müßten dieselben gesotten werden oder gebraten. Heute trinkt man in der entlegensten Waldhütte besseren Kaffee, als in den prunkhaften Kaffeesälen der Großstadt.

Woher das Wildpret kommt, das im Hause verzehrt wird? frägt der Jäger. Ja, Freund, das ist eben eines der zahlreichen Wunder Gottes.

Steierischtanzen, Singen, Kugelscheiben, Scheibenschießen, dramatische Gesellschaftsspiele waren die Ergötzungen im Weiler; und selbst vor diesen warnte der Pfarrer Vormittags auf der Kanzel, um Nachmittags um so fröhlicher mitzuthun. Was wird heute nicht Alles gethan? Und Manches, was der Pfarrer sonst als Weltlust verboten hatte, möchte er heute erwecken und fördern — daß der ursprüngliche Volkscharakter nicht ganz zu Grunde gehe.

An den Werktagen war das Thal sozusagen voll Negern; die rußgeschwärzten Kohlenbrenner und Kohlenführer — mehrfarbig nur mit ihren hellrothen Lippen und dem Weißen im Auge — sie

machten in manchen Gegenden einen großen Theil der Bevölkerung aus.

Diese schwarzen „Führer" haben endlich die Wälder hinausgeführt zu den hundert Essen. Die Engthäler haben sich gelichtet, aber in des Wortes übler Bedeutung. Und wenn heute der Holzschläger einen Baum fällt, so ist er selbst gewöhnlich älter, als der fallende Stamm.

Gern phantasirt der Hirte oder der Wäldler von Drachen und anderen Ungeheuern, die in den Höhlen und Felsklüften verborgen lauern, ungezählte Schätze hüten und, wenn sie nicht früher erlöst werden könnten, seiner Tage zu der Menschen Verderben hervorbrechen werden.

Und hättet Ihr vor wenigen Jahren noch dem Aelpler gegenüber in dieser Sache es einmal mit einem kopfschüttelnden Lächeln versucht, so würde er geantwortet haben: „Gar nichts zu lachen, lieber Herr. Ist schon geschehen, daß so ein Ungethüm losgekommen."

Mitten in der Stadt Klagenfurt steht, aus Stein gehauen, heute noch ein wüstes Ungethüm, halb Vogel, halb Wurm, als Wahrzeichen und Denkmal der verbreiteten Volkssage.

Und so machten sich die Aelpler diese Welt, die ihnen ohnehin die herbsten Seiten zukehrt, noch auf eigene Faust unheimlich. Indeß derlei Sagen, die sie im Munde führen und mit denen sie sich in

langen Abenden die Zeit vertreiben — heute glauben sie selber nicht mehr daran; oder aber sie sehen mit ihrem geistigen Auge über den Bergen, in den Wolken oder in der blauen Luft die Mutter Gottes schweben, die Beschützerin.

Die beste Vermittlung zwischen dieser Welt und jener, der verheißenen glorreichen, ist für die Aelpler die Dorfkirche oder das Gnadenbild im Walde.

Die Kirche steht mitten unter den Häusern und ihr schlankes Thürmchen strebt — wie der Pfarrer zur Kirchweihpredigt gern sagt — ein ernster Fingerzeig — gen Himmel empor. Eine Glocke ist im Thurme, die im schlichten Gotteshause des Hochgebirges dieselbe weihevolle Aufgabe hat, wie die stolze Metallkrone im Dome der Hauptstadt.

> Dem Schicksal leihet sie die Zunge,
> Begleitet stets mit ihrem Schwunge
> Des Lebens wechselvolles Spiel.

Nicht immer findet man auf dem Bergkirchthurme die Uhr. Die Leute haben sich als Uhr die Spitzen der Berge eingerichtet, über denen zu verschiedenen Tageszeiten die Sonne steht und die nach gewissen Richtungen hin den Schatten werfen; so giebt es z. B. einen Achti-Stein, einen Mittagskogel, eine Vesperspitze. In der Nacht wissen die Leute durch den Stand der Sterne die Zeit zu bestimmen. Freilich bei Nebel und trübem Himmel müssen sie sich verlassen auf den Magen, bis er knurrt, und

auf das Untrüglichste in der Tageszeit, auf das Licht- und Finsterwerden. Wohl, heute herrscht auch im Hochgebirge schon die Sackuhr und der Almbursche, der kein Schriftzeichen sonst kennt auf der weiten Welt, weiß die Bedeutung der zwölf römischen Figuren auf dem Zifferblatte.

Die Bergkirche hat wohl stets einen Chorraum, aber nicht immer eine Orgel d'rin. An den Werktagen hält eben der Pfarrer eine stille Messe, und nichts als etwa einmal das Schellen des Altarglöckleins weckt den alten Mann dort im Kirchenstuhle, der in seiner heißen Tageslast den stillen, kühlen Ort zur kurzen Rast erkoren hat. An Sonntagen finden sich ein paar Leute im Chorraum zusammen und singen dem lieben Gott laut und hell sein Lob vor. Ich kannte einen Ort in Steiermark, wo der katholische Pfarrer auch Meßner, Dorfrichter und Schulmeister war und von den zwanzig Häusern eins sein Eigen nannte. Eine Köchin besaß er nicht. Nachbarsweiber besorgten ihm noch vor wenigen Jahren seine Küche, dann kochte er sich durch eine Weile selbst seinen Bedarf. Als aber die Ratten ins Haus kamen und ihm den kleinen Vorrath an Mehl, Wildpret und Speck aufzuzehren drohten, ging er zum Essen ins Wirthshaus.

Der Pfarrer, der Schullehrer, der Arzt sind im entlegenen Dorfe die hohen Herren; der Gemeindevorstand ist es nicht — man hat ihn noch als

simplen Bauer oder Handwerker gesehen; man ist wie Jener, der vor dem Cruzifix keinen Respect hatte, weil er es als Birnbaum noch gekannt. Nichtsdestoweniger haben sie zu ihrem Gemeindevorstande mehr Vertrauen, als zu den studirten Herren.

Vor noch nicht vielen Jahren versorgten Hausirer die Gegend mit fremden Kleinwaaren; dann siedelte sich im Orte ein „Bandelkrämer" an, heute steht mitten im Dorfe ein stattliches Kaufmannsgewölbe und bietet feil, was gut und theuer ist.

Und der Bauer beißt an ...

Nun ja, unsere weltumwendenden Tage lassen auch das Hochgebirge und die Aelpler d'rin nicht so stehen, wie sie Gott hingestellt hat. Es ist eigentlich die Sage und Prophezeiung vom Lindwurm wieder in Erfüllung gegangen. Der Drache ist losgebrochen und wälzt sich durch die Hochthäler auf und ab, fährt in die Schluchten, kriecht in die Höhlen, braust und faucht und schnaubt glutheißen Athem.

Der Dampfwagen geht durch das Thal.

Weit wunderbarer ist den Aelplern diese Erscheinung, als es jene des sagenhaften Drachen sein könnte, wenn solcher zu Tage träte. Aus den hintersten Engthälern und Höhen kommen die Leute hervor, um das Wunder zu schauen, sich vor diesem „Fuhrwerk des höllischen Feindes" zu entsetzen und es endlich — auch selbst zu versuchen, wie sich's damit fährt.

An den hellen milden Tagen des Juli und August strömen die Fremden aus allen Weiten herein ins grüne Hochthal mit seinen leuchtenden Felsen. Seltsame Leute! Was die Einheimischen sonst für unangenehm und grob und schädlich gehalten hatten, die wilden Wände, den Schnee, das Eis, das Hochwasser mit seinem Schutte, die Lawinenstürze und all' die Wildniß — das finden die Fremden entzückend schön. Und zuweilen kommt irgend so ein Vollbart mit kurzen Lederhosen und Bundschuhen, will's in Allem machen wie die Bauern, kann sich aber nicht schicken. Der sagt dem Dörfler Allerlei, was dieser anfangs nicht versteht, später mißversteht. Er neuert und neuert und wird zudringlich und anmaßend dabei. Der Bauer stimmt ihm scheinbar zu und denkt sich: Rede Du lange, ich thue, wie ich selber will. Bleibt aber doch Manches an ihm hängen. So fällt's ihm ein, er wäre ein Narr, wenn er sich sein Wildpret und seine Milch und Butter und seine Betten von dem Fremden nicht besser bezahlen ließe als bisher von den Eingesessenen.

Der Fremde stimmt ihm anfangs zu: Er habe Recht, es sei nun die Zeit da, in welcher er sich die großartige, für ihn bislang unfruchtbare Gegend zu Nutze machen müsse. Er solle sich nur frisch auch die Schönheit der Berge und der Gletscher und des Hochsees bezahlen lassen. Vielleicht würde es nicht

lange mehr währen, daß auch der Kaiser die Naturschönheiten des Landes besteuere.

Entgegnet darauf der biedere Alpenwirth: „Wer ist denn eigentlich der Narr, ich oder Ihr? Sich die Berge zahlen lassen! Die haben uns ja gar nichts gekostet; die haben wir nicht gemacht.“

„Ja, Vater,“ meint hierauf der Sohn des Wirthes, ein Kind seiner Zeit, „der Herr hat recht. Das Thal haben wir auch nicht gemacht und benutzen es doch. Und draußen auf dem flachen Lande, wo Alles dreimal besser wächst als hier, muß man Alles dreimal theurer zahlen als bei uns. Die Eisenbahn führt uns Geld ins Land, so müssen wir auch die Hand aufhalten und nicht allerweil Faust machen, in die Einer nichts hineinlegen kann.“

Letztlich kommt's bei dem jungen Wirthssohn so weit mit seinem Weltblick, daß er, die Grenze durchbrechend, die sonst den Aelpler streng vom Vorlande getrennt hatte, von draußen herein Eine freit — ein flinkes Mädchen mit fröhlichem Herzen und offenem Kopf. Und wie der Eine, macht's der Andere auch; neue Bedürfnisse kommen, neue Einrichtungen, neue Sitten und der Tourist klagt — anstatt sich über die Gelehrigkeit der Leutchen zu freuen — über die Theuerung.

So kommen die Städter, reiche Leute aus fernen Landen, Engländer, die wissen ihres Geldes kein Ende und tragen es in die Berge herein und füllen

damit alle Schluchten. — Ei freilich, da muß Einer wohl auf sein, daß er auch sein gutes Theil erwischt. Ist Einer nicht Wirth, so kennt er wenigstens jeden Steg und jedes „Steigl“ und er schwindelt nicht und er strauchelt nicht — er will Führer sein. Oder er hat gar eine Rückentrage oder eine Sänfte, und da mögen sie sich nur hinaufsetzen die Städter, sind ja gar nicht schwer, er trägt sie wohin sie wollen.

Das Edelweiß, die Alpenrosen und Wachholderstöcke lieben die Fremden auch, sie tragen solche Dinge gern mit hinaus in die weite Welt. So steigen die Weiber und die Mädchen empor zu den Höhen, auf denen sie sonst von der Tiefe aus nur das Alpenleuchten gesehen hatten. Nun pflücken sie das Edelweiß und das Kohlröschen, und weiter herunter pflücken sie die Erdbeere, die Himbeere und was sonst auf frischen Gesträuchen wächst, und lösen ein gut Stück Geld dafür. Butter und Käse finden auch ihren Mann, die frische Milch findet auch ihren Mann, der Sterz findet ebenfalls seinen Mann — du lieber Himmel, was findet da nicht Alles seinen Mann!

Aber nicht altklug werden wollen in Sachen der Welt! Dann und wann eine einfältige Frage thun, wenn man auch eine „mehrfältige“ wüßte, dann und wann mit möglichst albernem Gesichte eine spitzige Antwort geben; hernach allweg die kurzen Lederhosen mit den Bundschuhen und die

grünen Hüte mit dem Gamsbart tragen, hin und wieder ein klein Geschichtchen erzählen, eine Sage oder ein Märchen so, und dabei stets bei der landläufigen Redensart bleiben; dann zu Zeiten ein wenig „juchhezen“ und ein Almliedchen singen — das sind die Hauptsachen. So haben es die Fremden gern und von solchen Leuten erzählen sie am liebsten, wenn sie heimkommen.

Die guten Aelpler wissen es wohl, daß von ihnen erzählt wird, nur haben sie oft keine Ahnung, was, und daß sie in fernen Landen nicht selten zu Riesen und Helden gemacht werden; denn Jeder will auf seinen Wanderungen die merkwürdigsten Leute aufgefunden, mit den wundervollsten Sennerinnen verkehrt und die tüchtigsten, urwüchsigsten Führer gehabt haben.

Und die Waldleute bleiben über den Winter wieder verborgen und erzählen ihrerseits von den Fremden, und Jeder will mit dem Vornehmsten umgegangen sein, und Jeder hat einen Grafen oder Geldbaron, zu dem er in Freundschaft steht.

Viele bleiben also in dem Verkehre mit den Fremden dem Charakter ihres Volkes aus Klugheit treu; Andere wieder wollen vornehme Sitten nachmachen, eignen sich ein geschliffenes Betragen an, blicken mit Hochmuth auf ihre Genossen, verkehren nur mit den Fremden, ziehen gar mit in die Städte und werden Bedientenseelen.

Das Touristenwesen hat zweierlei Folgen. Ungünstige für die Bewohner der Berge, trotz des reichen Erwerbes. Sie lernen das Wohlleben und den Müßiggang der Reichen kennen, streben selbst danach und werden dadurch ihrem eigentlichen Berufe entfremdet. Günstige Folgen hingegen für die Reisenden, sie saugen an der Urkraft der Natur.

Es ist so und muß so sein, damit das durch das Wachsen der Städte gefährdete Gleichgewicht wieder hergestellt werde. Sollen Alle bestehen, so muß die Lebenskraft Einzelner wieder vertheilt werden unter Alle.

Mehr und mehr verschwindet die malerische und alpine Tracht. Der Aelpler ergiebt sich der Verweichlichung. Ob ihm das fürder im Kampfe mit der Natur nützen wird? Ob das zu seiner Zufriedenheit beitragen und das Ergebniß seiner Kräfte und seines Bodens mit den wachsenden Bedürfnissen stets gleichen Schritt halten wird?

Eine Hauptursache, daß sich die Eigenarten der Hochgebirgsbewohner brechen, ist selbstverständlich die Volksschule und ferner die allgemeine Wehrpflicht. So wie der Bursche in die Welt zieht, kommt er nicht mehr heim. Er läßt etwas draußen und bringt etwas Anderes mit. Ein Stück Welt — ist's groß nicht, so ist's klein — trägt er heim in's stille Dorf.

Touristen! Seht Euch die Reste des ursprünglichen Hintergebirglers gut an — in wenigen Jahren werden sie dahin sein. Ihr werdet dann Cultur und hohe Wirthshausrechnungen finden. Der Bauer wird nicht mehr sein, wie er war, aber auch nicht, wie Ihr ihn haben wollt. Er wird für das Gute, was er von Euch hat, nicht dankbar sein und in seinen üblen Eigenschaften Euch lästiger fallen als bisher. Höflich wird er mit dem Städter sein, aber sein Mißtrauen gegen denselben wird nicht schwinden, wird niemals schwinden. Weiß er es nicht, so ahnt er es, daß seine Interessen ganz verschieden sind von denen des Städters. Je mehr Eigenschaften des Städters der Bauer annimmt, desto uninteressanter und vielleicht abstoßender wird er Jenem erscheinen. Möget Ihr Euch nicht einfallen lassen, das Bauervolk für Euch zu erziehen — das geht nicht, und für beide Theile ist es gut, daß es nicht geht.





Inhalt.







